



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

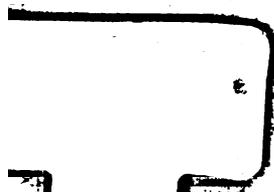
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES

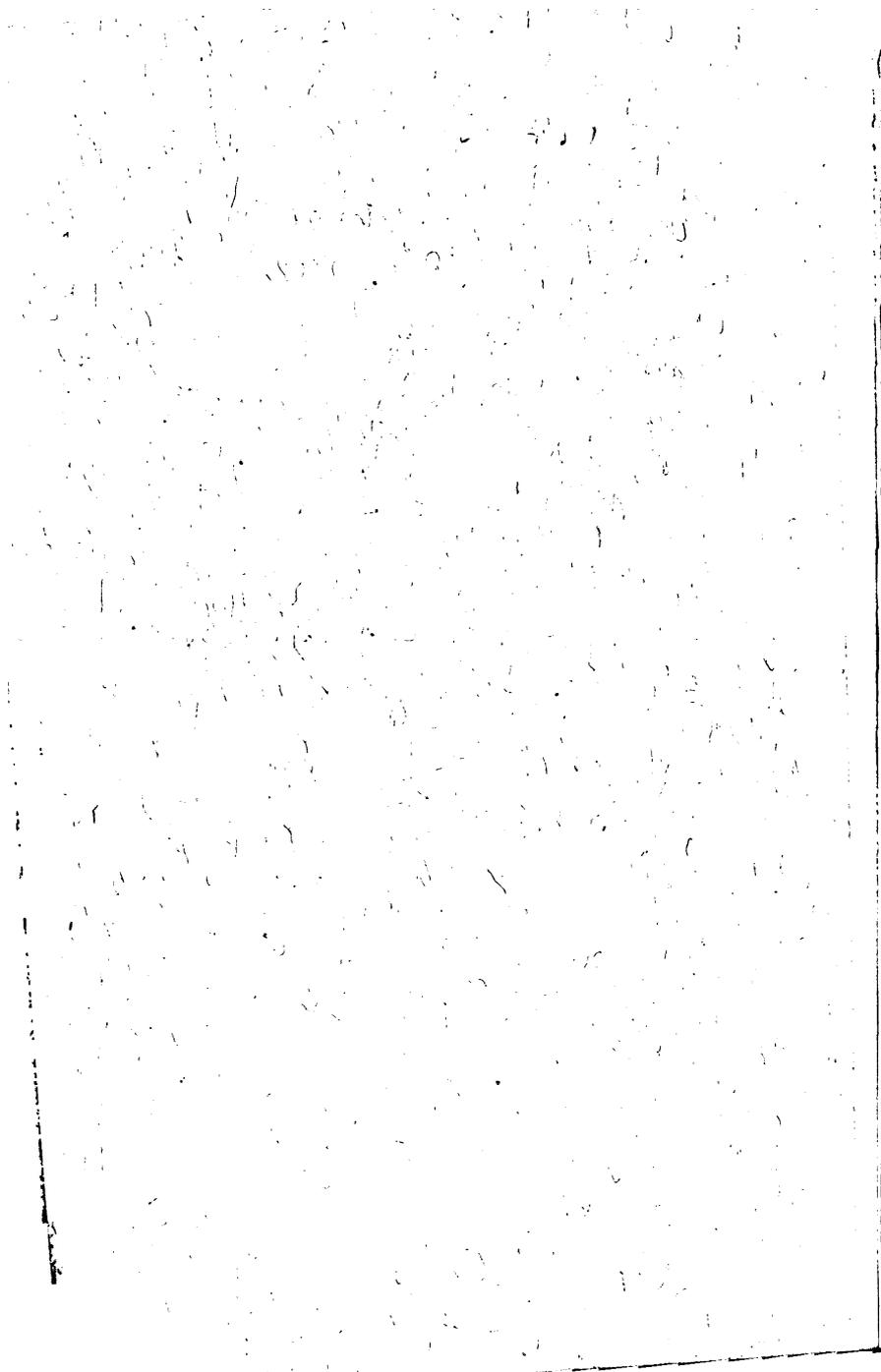


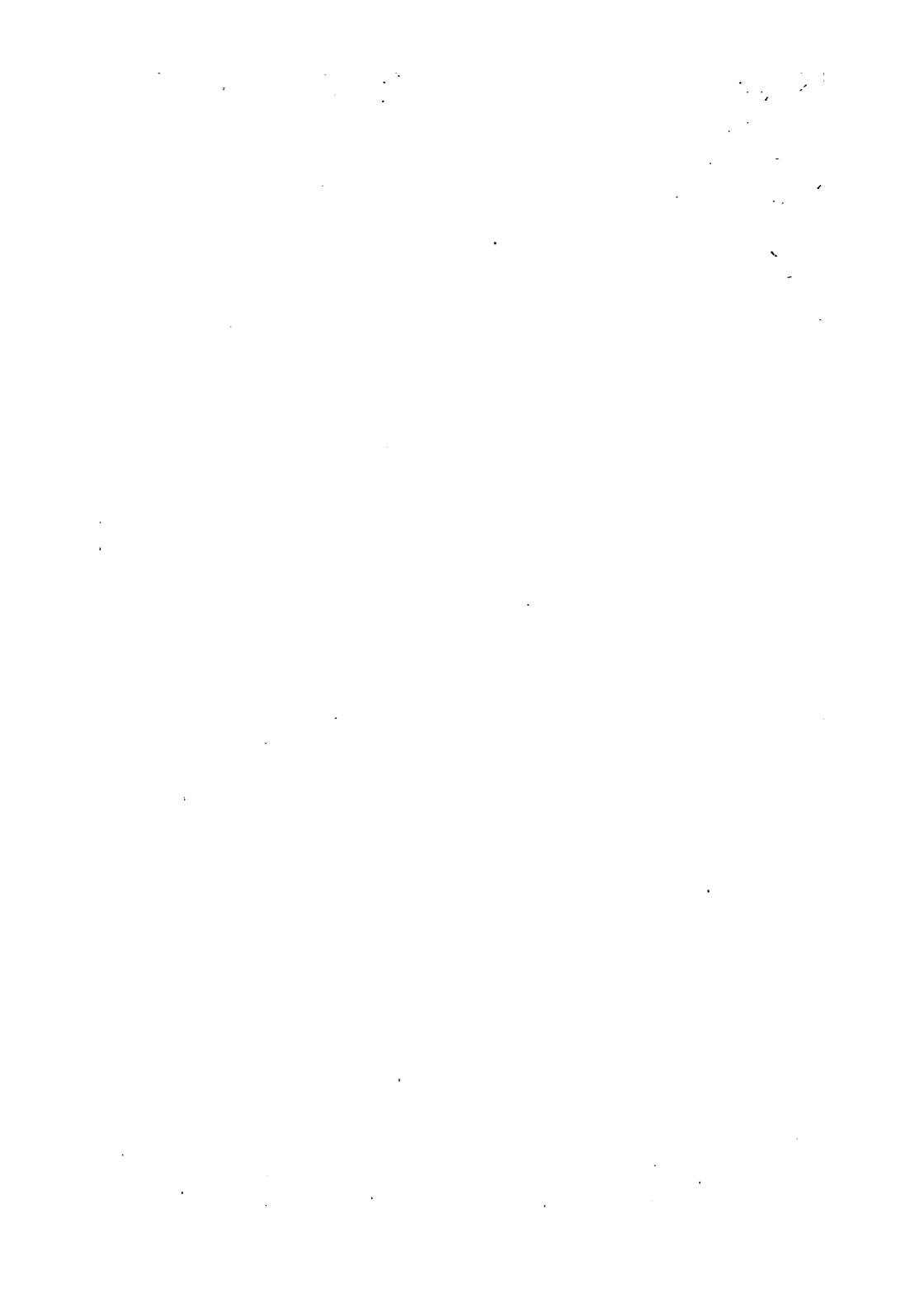
3 3433 07573944 5

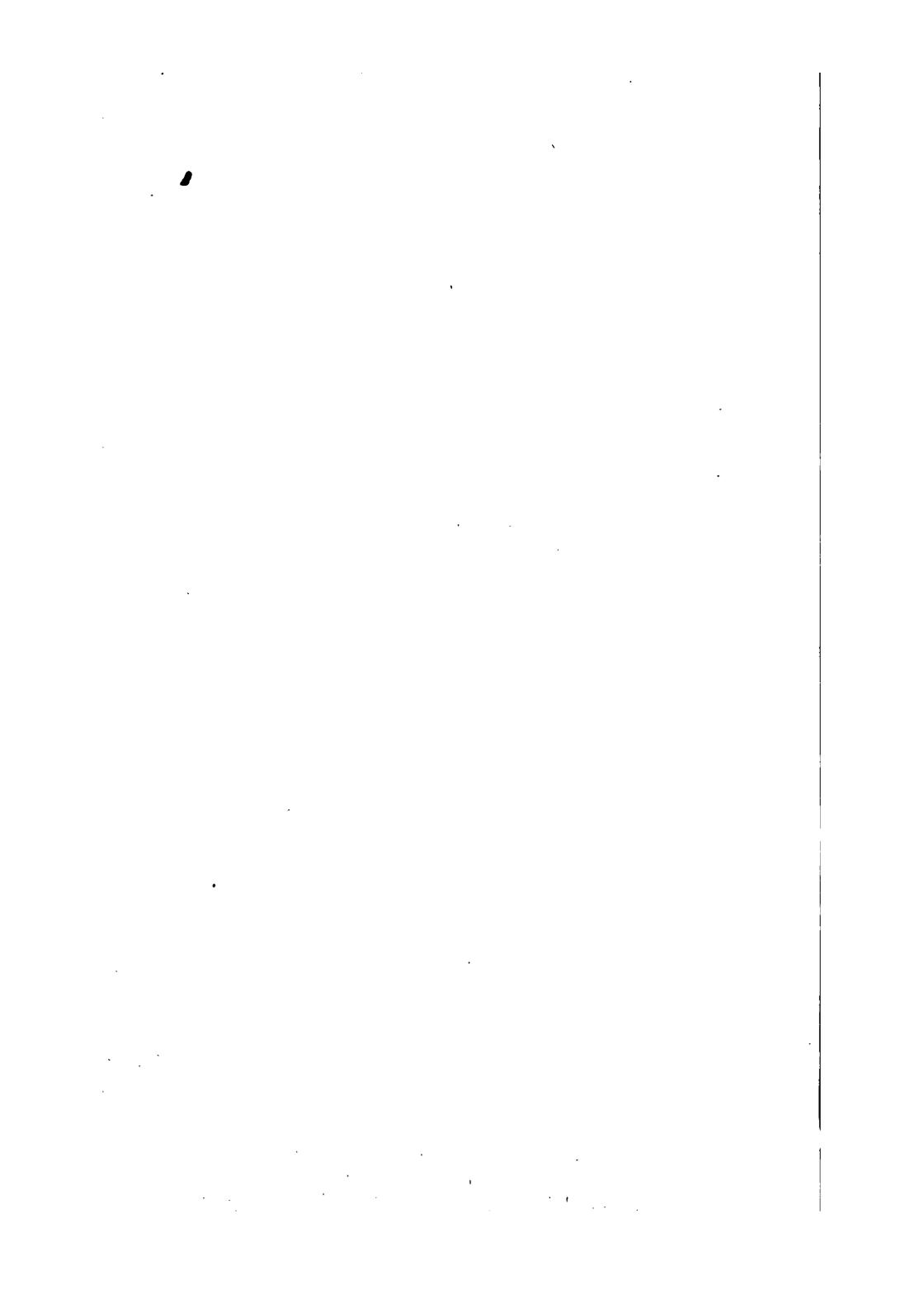




Linda
M



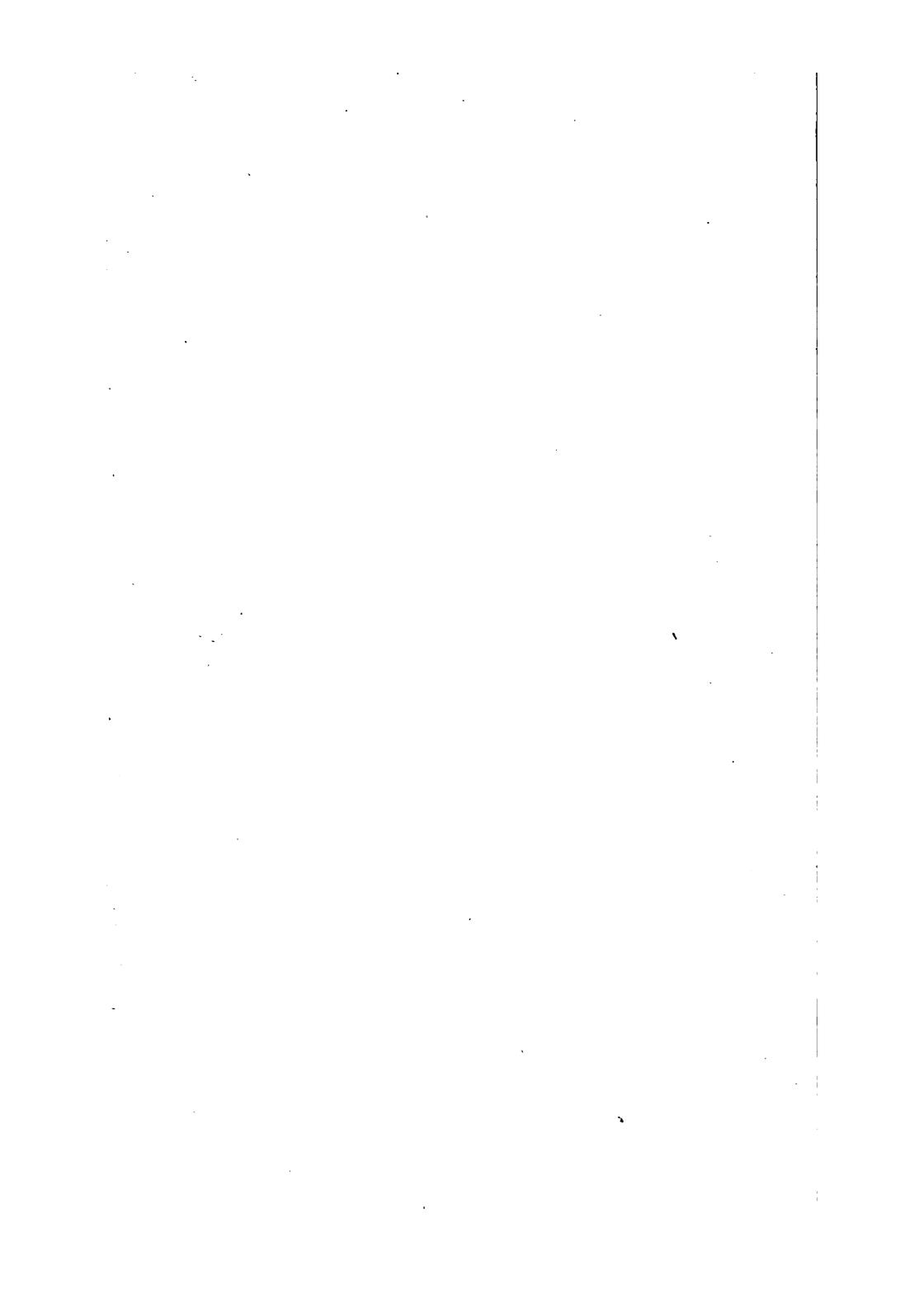






Lind...
NG...





DONATED BY THE
MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION
NEW YORK CITY

subscribed
5/4

Die Brüder.

Roman

von

OC
Paul Lindau.

MERCANTILE LIBRARY,
NEW YORK.

M² 336740

Dresden und Leipzig,

Verlag von Carl Reifner.

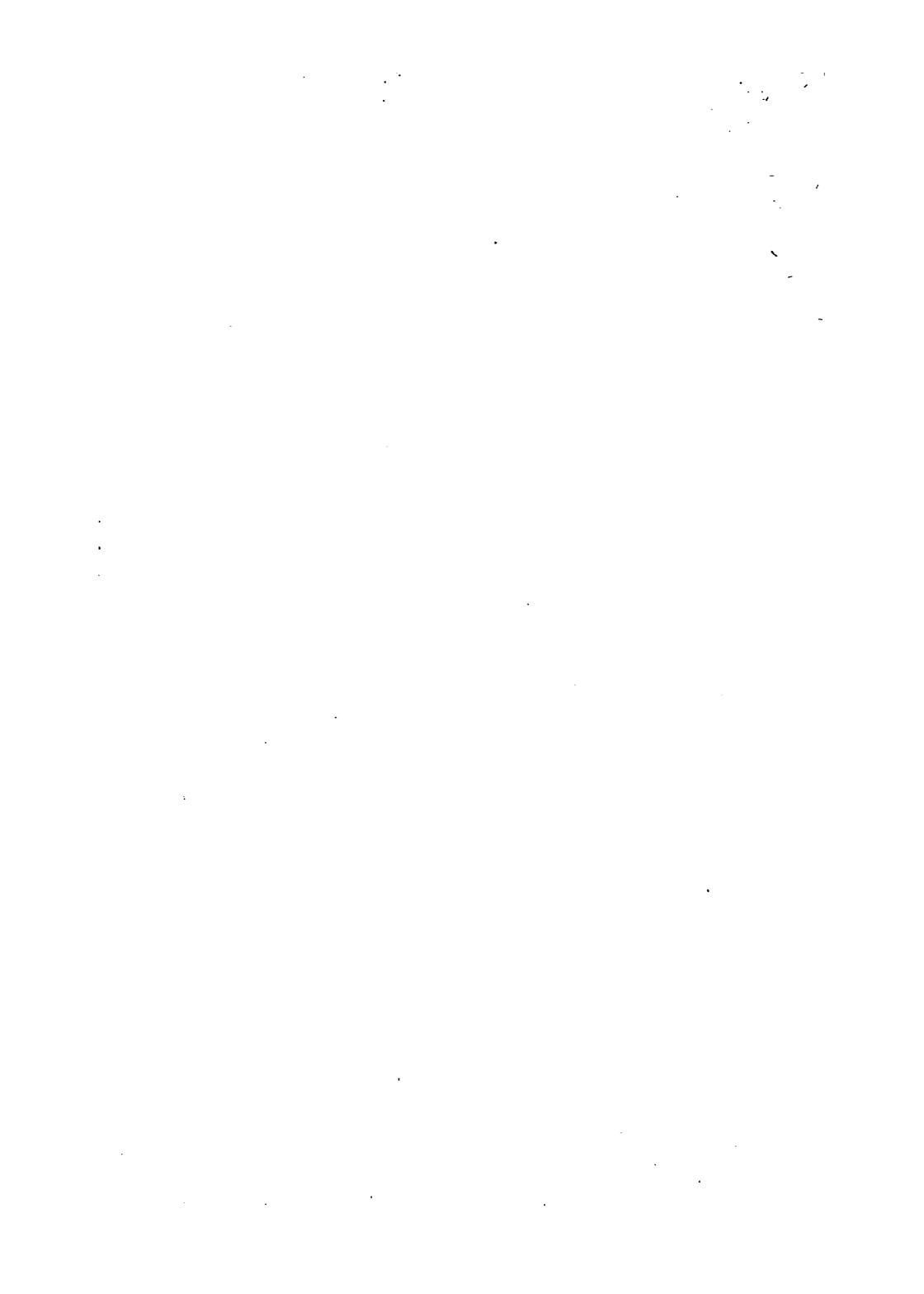
1896.

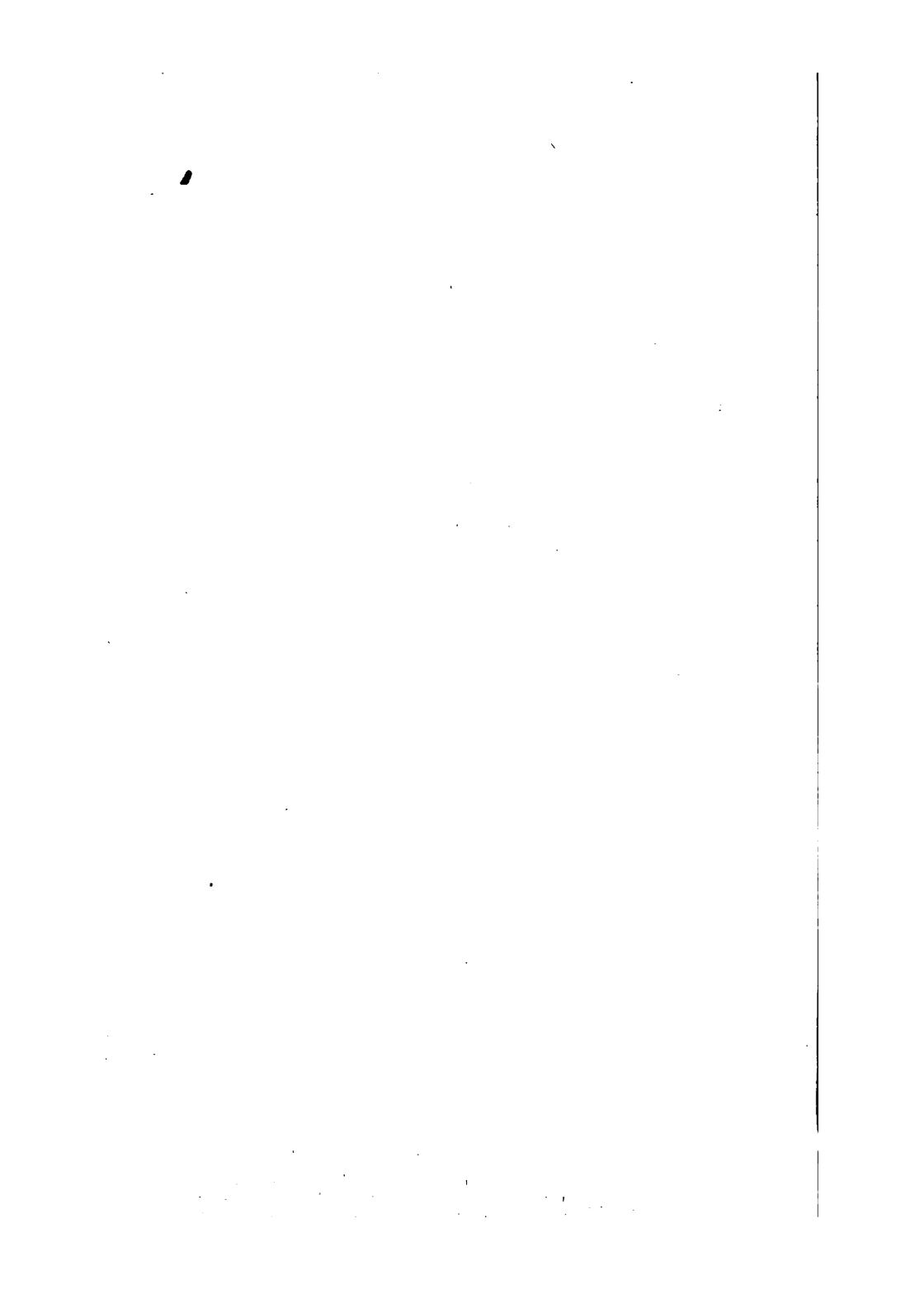




Handwritten text, mostly illegible due to extreme blurriness and low contrast. The text appears to be a list or series of entries, possibly names or identifiers, arranged in a vertical column. Some faint characters are visible, such as 'Linda' and 'No' near the bottom of the page.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is extremely faint and illegible due to the high contrast of the scan. It appears to be a dense block of text, possibly a list or a series of entries, but the individual words and sentences cannot be discerned.

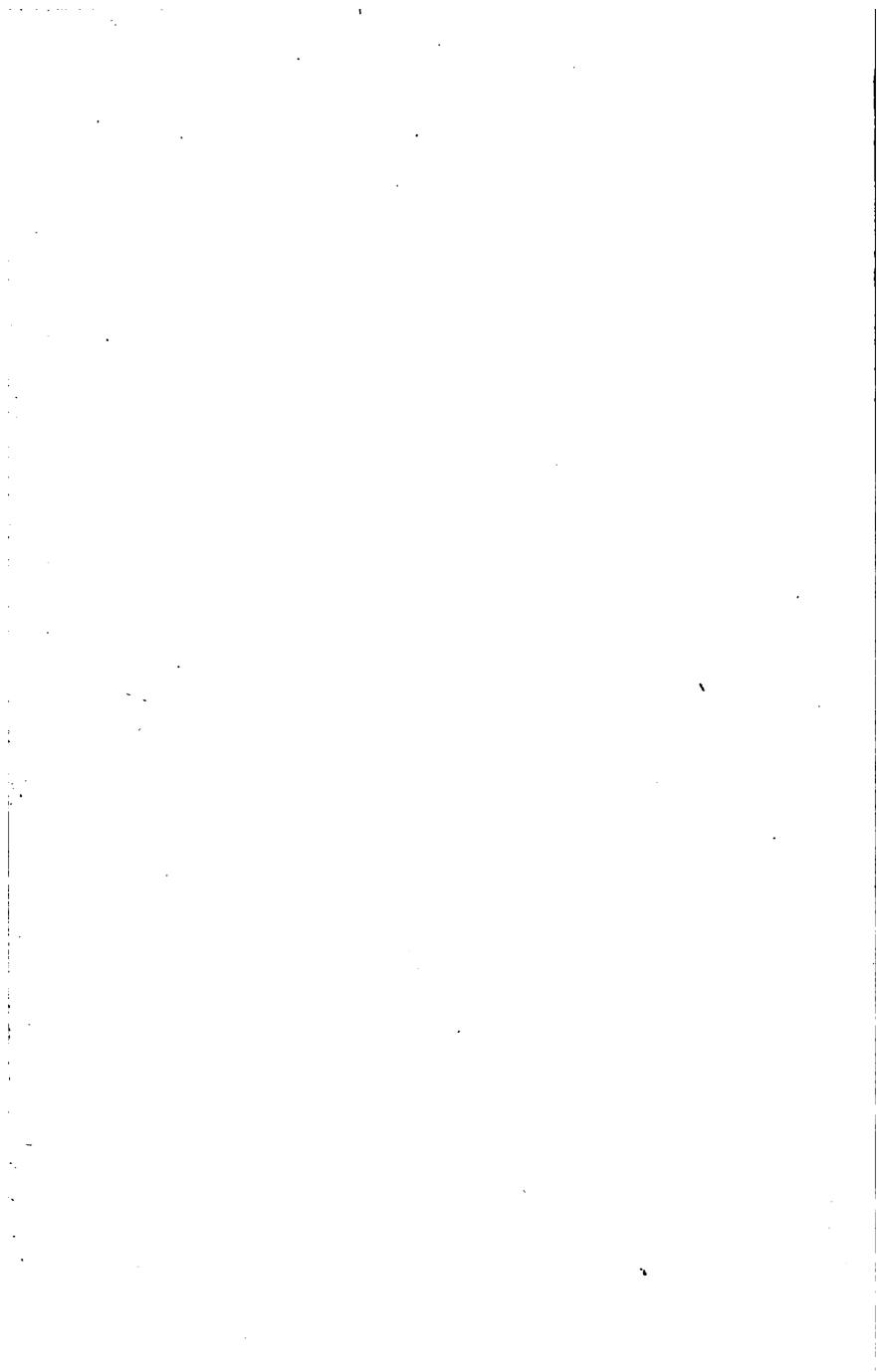




[Faint, mostly illegible handwriting covering the upper and middle portions of the page. Some words like "Lind" and "NG" are partially visible.]

Lind
NG

[Faint handwriting at the bottom of the page, possibly a signature or date.]



DONATED BY THE
MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION
NEW YORK CITY

not in
11/4

Die Brüder.

Roman

von

OC
Paul Lindau.

MERCANTILE LIBRARY,
NEW YORK.

M² 336740

Dresden und Leipzig,

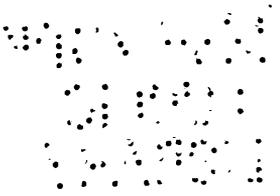
Verlag von Carl Reißner.

1896.



2
1/2
127

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
277367A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L



Druck von Neßger & Wittig in Leipzig.

I.

Am 25. November brachten alle Berliner Zeitungen gleichlautend die nachstehende Mitteilung; die ihnen von amtlicher Stelle zur Veröffentlichung überwiesen worden war:

„Gestern in der Mittagsstunde wurde einer der Forsthüter im Grunewald beim Abschreiten seines Reviers durch seinen Hund, der sich auffällig unruhig gezeigt hatte, in das Dickicht geführt und fand dort in unmittelbarer Nähe des Grabdenkmals von Heinrich von Kleist und Henriette Vogel, etwa hundertfünfzig Schritt von einem kleinen, wenig betretenen Wege zwischen Wannsee und dem Bahnhof entfernt, eine männliche Leiche, die augenscheinlich längere Zeit, wenigstens einige Wochen, unentdeckt geblieben ist. Der jähe Witterungswechsel der letzten Wochen, der starke Frost zu Anfang des Monats, der ungewöhnlich starke Schneefall, das Tauwetter und die andauernden Regengüsse der letzten acht Tage haben den Leichnam selbst, wie auch dessen Bekleidung in einen Zustand versetzt, der der Nachforschung der Behörden die erheblichsten Schwierigkeiten entgegenstellt. Indessen läßt der Thatbefund doch mit nahezu völliger Bestimmtheit darauf schließen, daß ein Verbrechen vorliegt, verübt von einem Individuum, das im verbrecherischen Handwerk

kein Neuling und bei der Ausübung der That mit ruhiger und kühler Überlegung vorgegangen ist. Die Leiche war mit Reifsig ganz bedeckt. Der Schädel und das Gesicht scheinen durch ein stumpfes, schweres Werkzeug zertrümmert worden zu sein — vermutlich durch den großen unbehauenen Stein, der in der Nähe aufgehoben worden ist und verdächtige Flecke zeigt. Die Leiche ist nur mit Weste, Beinkleidern, Hemd, Unterkleidern, Schuhen und Strümpfen bekleidet; Kopfbedeckung und Rock fehlen. Wertgegenstände irgendwelcher Art sind nicht aufgefunden worden; alle Taschen sind leer. Aus Hemd und Strümpfen sind die Wäschezeichen ausgeschnitten. Die Schnürschuhe, die der Zerstörung durch die Witterung am meisten widerstanden haben, könnten darauf schließen lassen, daß der mutmaßlich Ermordete den begüterten Ständen angehöre. Über die Persönlichkeit des Toten und des Urhebers des angenommenen Verbrechens fehlt es bis jetzt noch an allen Anhaltspunkten. Alle diejenigen, die über Personen, welche in den letzten Monaten vermißt worden sind, irgendwelche Aussagen zu machen haben, wollen sich ungesäumt beim Untersuchungsamte des Landgerichtes II melden.“

Diese Mitteilung rief große Aufregung in der Berliner Bevölkerung hervor. Während der letzten Jahre waren gerade auf der Strecke zwischen Berlin und Potsdam und namentlich in der nächsten Umgebung der größeren und kleineren Havelseen zahlreiche Willen entstanden. Der Mord — und niemand zweifelte daran, daß ein Mord vorlag — führte den Besitzern und Mietern der hübschen

kleinen Landhäuschen, die dort zwischen Nadelwald und Wasser gebaut worden waren, und den Spekulanten, die hier großartige Anlagen für die der Sommerfrische bedürftigen Berliner planten, mit unerwünschter Deutlichkeit vor Augen, daß für die Sicherheit der Anwohner vor den Thoren der großen Stadt bisher eigentlich noch recht wenig gethan war.

Ein günstiger Zufall hatte es so gefügt, daß der Beamte, der sich mit dieser geheimnißvollen Angelegenheit zunächst zu beschäftigen hatte, die Umgebung des Wannsees ganz genau kannte, vielleicht besser als irgend ein anderer in Berlin.

In der unmittelbaren Nähe des Ortes, wo das Verbrechen vermutlich begangen und die Leiche aufgefunden worden war, besaß der Untersuchungsrichter Gottfried Hellberg gemeinsam mit seinem Bruder, dem Baumeister Martin Hellberg, seit einer langen Reihe von Jahren ein bescheidenes Häuschen, in dem die beiden Brüder jährlich mehrere Monate verbrachten. Früher, als die Großstädter die Sommerferien zu beginnen pflegen, suchten die Brüder das Häuschen, das ihnen ein besonders lieber Aufenthalt geworden war, auf und blieben da gewöhnlich bis in die späten Herbsttage, mitunter sogar bis zum Eintreten des ersten Frostes, wenn die benachbarten Villen um sie herum längst verödet waren. Die Verbindung mit der Hauptstadt war ja in jüngster Zeit so bequem geworden, und sie besaßen für das kleine Haus und den schönen, großen, mit alten Bäumen bestandenen Garten

eine begreifliche Vorliebe und Anhänglichkeit. Hier war ihr Vater gestorben, hier hatte der Präsident die letzten, ruhigsten und vielleicht glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht.

Als Präsident Hellberg Mitte der sechziger Jahre aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nehmen mußte, hatte er das reizend gelegene Bauernhäuschen für einen geringen Preis käuflich erworben. Bei seinen bescheidenen Ansprüchen hatte er den erforderlichen Umbau auf das geringste Maß beschränken können. Er hatte nach seinem sehr bewegten Leben sich nur eines ersehnt: Ruhe, und die hatte er hier gefunden. Sein ältester Sohn Gottfried war der väterlichen Obhut längst entwachsen. Er zählte damals schon dreiunddreißig Jahre und war Assessor am Landgericht. Nun hatte auch der vierzehn Jahre jüngere Martin sein Abiturientenexamen gemacht und besuchte die Bauakademie.

Das kleine Haus enthielt genügende Räume zur Unterbringung der stattlichen Bibliothek, und in den beiden kleineren Zimmern im oberen Stock fühlten sich die beiden Söhne, wenn sie zu kürzerem oder längerem Aufenthalt nach Wannsee kamen, vollkommen behaglich. Zunächst waren die Söhne freilich gar nicht damit einverstanden gewesen, daß ihr Vater sich in die Einsamkeit begraben hatte; aber die Vorliebe des Alten wurde ihnen doch von Jahr zu Jahr verständlicher. Im ersten Jahre waren sie nur ein paar Wochen in der heißen Zeit mit dem Vater zusammen gewesen, im nächsten Jahre wurde

es schon länger, im dritten Jahre blieben sie sogar hintereinander über vier Monate da und ertrugen leichten Herzens die Unbequemlichkeit der damals noch schwerfälligen Verbindung mit Berlin. Sie trugen sich sogar mit dem Gedanken, ihre hübsche Berliner Wohnung ganz aufzugeben und sich mit einem einfachen Absteigequartiere in der Stadt zu begnügen. Aber sie mußten den Gedanken, da sie beständig in Berlin zu thun hatten, schließlich doch wieder fallen lassen.

Es waren auch nicht nur die landschaftlichen Reize gewesen, nicht nur die Freuden der ländlichen Behaglichkeit, welche die Söhne bestimmt hatten, ihren Aufenthalt am Wannsee immer mehr zu verlängern, es war vor allem die Sorge um den Vater, dessen Kräfte zusehends abnahmen. Im Spätherbst des Jahres 1869 hauchte der Präsident schmerzlos sein würdiges Leben aus, tief betrauert von seinen beiden Söhnen, aufrichtig verehrt von allen, die den ausgezeichneten Mann gekannt hatten. Der Jüngere, Martin, zählte damals zweiundzwanzig Jahre und stand gerade vor seinem ersten Examen.

Im nächsten Jahre blieb das Haus leer. Martin nahm als Lieutenant der Reserve am Feldzuge teil, und Gottfried konnte sich nicht dazu entschließen, die liebge-wordene Stätte, die nun so traurige und wehmütige Erinnerungen in ihm wachrief, jetzt aufzusuchen.

Mit den stillen Freuden, die das Häuschen am Wannsee der Familie Hellberg gewährt hatte, war es nun überhaupt vorbei. Zu Lebzeiten des Präsidenten waren die

Ufer des Sees fast noch völlig unbebaut gewesen. Das Hellberg'sche Haus war damals das weitaus ansehnlichste. Die wenigen anderen, im Grün versteckten Baulichkeiten waren allerprimitivster Art. Die jungen Hellberg's hatten sich sozusagen als unbeschränkte Herren der Wannseer Ufer gefühlt. Aber wie mit vielem anderen, so sollte auch mit dieser Idylle vor den Thoren der Hauptstadt der Aufschwung, den Berlin nach dem Kriege genommen hatte, gründlich aufräumen. Rings um Berlin herum und ganz besonders da, wo auch nur ein dürftiges Rinnsal floß oder ein paar Halme aufsproßten, hatte die Baupespekulation ihre Thätigkeit entfaltet. Ein Gürtel von einzelnen Villen und Villenkolonien hatte sich im weiten Kreise um das Centrum des neuerstandenen Deutschen Reiches gelegt. Die wirklich schönen Havelseen waren zuerst in die Projekte der Spekulation gezogen worden, und am Wannsee, einem der schönsten von allen, waren in der ersten Hälfte der siebziger Jahre überall neue, zum Teil sehr schöne und großartige Villen entstanden, die den ursprünglichen Charakter der Landschaft völlig verändert und das kleine Hellberg'sche Haus ganz in den Hintergrund gedrückt hatten.

Den Hellberg's war für ihr Grundstück, das die älteste Kultur zeigte und den schönsten Garten mit den prächtigsten Zierbäumen besaß, schon das zwanzig- und dreißigfache des ursprünglichen Kaufpreises geboten worden. Sie hatten aber gar nicht daran gedacht, sich dieses gemüthlichen Besitzes zu entäußern, obgleich die prozige Nachbarschaft

die Gemüthlichkeit stark geschädigt hatte. Um die Wette schimpften die beiden über die Berliner Wörsianer und die geräuschvolle Aufdringlichkeit der neuen Ansiedelung. Das einzige, was sie mit den unwillkommenen Zuzüglern einigermaßen versöhnete, war der Umstand, daß Martin, der inzwischen sein Baumeisterezamen gemacht hatte und in den Künstlerkreisen als einer der talentvollen jüngeren Architekten angesehen wurde, von einem dieser vielgeschmähten Wörsianer, von Herrn Reinhold Templin, der durch seine glücklichen und waghalsigen Spekulationen und seinen ungewöhnlichen Aufwand viel von sich reden gemacht, den Auftrag zu einem Willenbau gerade neben ihrem Grundstück erhalten hatte.

Martin wurden für diesen Bau nahezu unbeschränkte Mittel zur Verfügung gestellt, und er legte sich nun gehörig ins Zeug. Er ließ seiner kranken Künstlerphantasie die Bügel schießen und schuf eine Art von Zauber- und Märchenschloß, wie man es etwa in den Kompositionen von Gustav Doré antrifft: einen Bau mit Zinnen und Zacken, der keinem Stile, keiner Zeit, keinem Lande angehörte, dessen Originalität und schwunghafte Erfindung aber im Verein mit der Pracht der Ausführung überall großes Aufsehen machte. Damit hatte Martin die Hauptaufgabe, die Herr Templin ihm stillschweigend gestellt hatte, in glänzender Weise gelöst.

Zwischen Baumeister und Bauherrn hatte sich allmählich ein durch die Nachbarschaft begünstigtes persönliches Verhältnis herausgebildet, das der ältere Bruder,

der inzwischen Landgerichtsrat und Untersuchungsrichter geworden war, mit unverhohlenem Mißbehagen ansah.

Gottfried, der den so viel jüngeren Bruder Martin auch noch während der Jahre auf der Akademie mit fast väterlich zu nennender Liebe und Sorgfalt gehütet, hatte sich eigentlich nie mit dem Gedanken vertraut machen können, daß Martin mit den Jahren zur Selbständigkeit vorgerückt war. Er ließ es an Ermahnungen und Berweisen nicht fehlen, und Martin fand das auch ganz selbstverständlich. Es kam nur selten vor, daß er sich klar machte, wie er allmählich nun doch wohl befugt sei, seine Handlungen nach eigenem Ermessen zu bestimmen, die Verantwortung dafür allein zu übernehmen und die Autorität des älteren Bruders, die er in seiner Kindheit und ersten Jugend unbedingt respektiert hatte, jetzt nur noch in bedingtem Maße anzuerkennen. Gewöhnlich aber hatte Martin gar nichts dagegen einzuwenden, daß er von Gottfried nach wie vor wie ein großes, manchmal recht ungezogenes Kind behandelt wurde.

Das war auch bei der Verschiedenartigkeit der beiden Naturen ganz erklärlich. Martin wußte, daß ihn sein Bruder aufrichtig liebte, und daß dessen Strafpredigten, wenn sie ihm auch manchmal etwas pedantisch erschienen und ihn herzlich langweilten, in der wahren und echten brüderlichen Zuneigung allein ihre Quelle hatten. Er besaß überdies Selbsterkenntnis genug, um sich zu sagen, daß er der viel Unverständigere, Leichtlebiger und Leichtsinziger war, und daß er fast immer es zu bereuen gehabt

hatte, wenn er den vernünftigen Ratschlägen des älteren Bruders nicht gefolgt war.

Martin war ein ungewöhnlich hübscher junger Mann. Er sah mit seinen dunklen, feurigen Augen, dem kastanienbraunen, leicht gelockten dichten Haar, dem' etwas hellfarbigeren, nicht gerade starken, unter dem Kinn spitz zugeschnittenen Vollbart und der wettergebräunten Gesichtsfarbe wie ein Südländer aus. Er war ganz nach der Mutter geartet, die eine Tirolerin gewesen war. Er war groß, schlank, muskulös und besaß eine wahrhaft herkulische Körperkraft. Von jung auf hatte er alle möglichen Leibesübungen mit wahrer Leidenschaft getrieben. Er war guter Turner, Schwimmer, Fechter und Reiter und leidenschaftlicher Jäger. Im Rudern hatte er es zu einer Virtuosität gebracht, die ihn dazu befähigte, sich an den großen Regatten als einer der bekanntesten Mitbewerber zu beteiligen. Er war der weitaus veranlagtere der Hellsberg'schen Söhne. Er hatte eigentlich zu allen Künsten Talent. Ohne jemals Musikstunde gehabt zu haben, war er ein für harmlose, gesellige Zwecke völlig ausreichender liebenswürdiger Klavierspieler geworden. Er zeichnete und aquarellierte so hübsch, daß er lange Zeit daran denken durfte, sich zum Maler auszubilden. Endlich hatte er sich aber doch zum Baufach entschlossen und da gleich mit seinen ersten Arbeiten ungewöhnliche Erfolge erzielt. Die Arbeit war ihm immer leicht geworden. Er war durch die Schule gekommen und hatte ein ganz gutes Abiturientenexamen gemacht, er wußte selbst nicht, wie.

graublauen Augen, die unter der scharfen Brille eine trügerisch verschmiegten Ausdruck des Vaters geerbt. Er war keineswegs pedantisch, aber überaus gewissenhaft und strenger gegen sich als gegen seine Umgebung. Er erfreute sich unter seinen Kollegen des Rufes eines sehr tüchtigen und liebenswürdigen Beamten. Als Untersuchungsrichter hatte er hervorragende Dienste geleistet.

* * *

Früher, als er beabsichtigt hatte, in den ersten Julitagen dieses Jahres das Haus an Wannsee verlassen, mit dem festen Entschlusse, es womöglich nie wieder zu betreten . . .

Es war im vergangenen Sommer zwischen ihm und Martin öfter zu unliebsameren Austritten gekommen als je und schließlich sogar zu einem ernsthaften Zerwürfniß, das, wie es schien, gar nicht wieder gut gemacht werden konnte. Er hatte geglaubt, Wannsee über Jahr und Tag, vielleicht überhaupt gar nicht wiederzusehen. Und nun führte ihn in eisiger Novembertälte sein Beruf an die für ihn an freudigen und leidigen Erinnerungen so überreiche Stätte zurück.

Erst in den vorgerückten Nachmittagsstunden des 24. November war es zur Kenntniß der Berliner Behörde gelangt, daß in unmittelbarer Nähe des Sees die Leiche eines Unbekannten aufgefunden war. Die Kürze der Wintertage hatte eine sofortige Besichtigung und Unte

suchung an Ort und Stelle zur Unmöglichkeit gemacht. Und so begaben sich denn erst in einer der frühen Vormittagsstunden des 25. der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt, einige Kriminalbeamte und der Protokollführer nach der Stelle des unheimlichen Fundes.

Der joviale Staatsanwalt merkte bald, daß seinem Kollegen Hellberg vielerlei durch den Kopf ging, und überließ ihn, nachdem die Versuche, eine lustige Unterhaltung zu führen, nicht recht glücken wollten, seinen eigenen Gedanken.

Gottfried Hellberg blickte unverwandt auf die dichtbeschlagenen Scheiben. Die unerfreuliche Winterlandschaft, die der Zug schnaufend durchfuhr, erschien ihm nur in ganz unklaren und verschwommenen Umrissen. Sein Gesicht hatte einen tiefersten Ausdruck angenommen. Die letzten Tage und Stunden, die er mit Martin zusammen am Wannsee verbracht hatte, vergegenwärtigten sich seinem Geiste mit quälender Schärfe. Seit über vier Monaten hatte er den Bruder nicht gesehen. Er hatte nicht einmal von ihm gehört. Er hatte auch nichts von ihm hören wollen, denn er wußte, daß er nur betrübende Nachrichten erwarten durfte. Daß es seiner Festigkeit und Willensstärke gelungen war, diese Frage nach dem noch immer zärtlich geliebten jüngeren Bruder zu ersticken, setzte ihn jetzt fast in Erstaunen. Aber völlig unbegreiflich erschien es ihm, daß Martin, dessen hell aufblühende Leidenschaft sich immer schnell verzehrte, es über sich vermocht hatte, von ihm, seinem ältesten, treuesten und

bewährtesten Freunde, sich, wie es schien, völlig loszusagen. Er kannte ja den guten Jungen wie kein zweiter. Es mußte eine völlige Wandlung in ihm vorgegangen sein, sonst war das Rätsel unerklärlich. Aber dieser Wandel war offenbar da, und er kannte die Ursache — auch in diesem Falle, wie in fast allen: das Weib.

Gottfried seufzte schwer auf. Er dachte daran, mit welchen Hoffnungen ihn der große künstlerische Erfolg seines Bruders, der Templinsche Willenbau, zunächst erfüllt hatte, und wie all diese Hoffnungen fehlgeschlagen waren! Anstatt durch das erste glänzende Gelingen sich zu neuen künstlerischen Thaten angeregt zu fühlen, hatte Martin nach gethauer glücklicher Arbeit in geradezu unverzeihlicher Weise seine Zeit verzettelt und vertröbelt. Mit tiefer Betrübniß hatte Gottfried in seinem Bruder jeden ernstesten künstlerischen Ehrgeiz vermißt. Sobald die Templinsche Villa fertig da stand, hatte die Sache für den jungen Architekten alles Interesse verloren, und er verscherte sich durch seine gleichgültige Zerfahrenheit und Lauheit mehrere bedeutende Aufträge, die nach seinem ersten so überaus glücklichen Debut an ihn herangetreten waren.

Gottfried fühlte ganz bestimmt heraus, daß der Verkehr mit dem Nachbar, dem reichen Börstianer, Herrn Reinhold Templin, für den jungen Künstler verhängnisvoll geworden war. Der ernste Mann hatte es zunächst gar nicht fassen können, was seinen Bruder dazu bewegen konnte, mit diesem Herrn Templin so viel zusammen-

zukommen. Denn er hatte Templin in den wenigen Begegnungen, die er zufällig mit ihm gehabt hatte, als einen nichts weniger als interessanten Menschen, vielmehr als einen reichen Schwadronneur gewöhnlichsten Schlages kennen gelernt. Martin, der ja auch an einen ganz anderen Umgang gewöhnt war, mußte die Hohlheit dieses Prachthauses ebensowohl durchschauen wie er, und die vorlaute Gemütlichkeit und Properei des jungen Mannes mußten ihm gerade so widerwärtig sein. Was hatte Martin, der freie Künstler, der sein ganzes Leben lang mit gebildeten und anregenden jungen Leuten und Männern verkehrt hatte, bei diesem Herrn Templin zu suchen, von dem er ja doch nichts weiter hören konnte als die jüngsten Börsenwitze, die für Neuankäufe bezahlten enormen Preise und verfängliche Adressen?

Gottfried war auch bald dahintergekommen, daß es nicht die wenig reizvolle Persönlichkeit des Herrn Templin war, die seinen Bruder zu den häufigen Besuchen in der benachbarten Villa veranlaßte.

In den Prachtträumen dieses architektonischen Capriccios und in dem freilich noch jungen, aber großartig angelegten Garten versammelte Herr Templin fast täglich eine mehr oder minder zahlreiche, immer sehr lärmende Gesellschaft: Schicksalsgenossen, junge Leute, die in erstaunlich kurzer Zeit an der Börse große Vermögen erworben hatten und sehr viel Geld ausgaben, meist in Begleitung von Damen, deren Toiletten und Schmuck in offenbarem Mißverhältnisse zu ihren Wagen und Renten standen.

Herr Templin erfreute sich in den Kreisen der jungen

Lehemänner des Rufes, auf den er ganz besonders stolz war, in seinen galanten Abenteuern auch die unüberwindlichst scheinenden Schwierigkeiten erfolgreich zu beseitigen. Es war für ihn eine Art von Sport, sich den als unnahbar Gefürchteten zu nähern, und er ruhte und rastete nicht eher, als bis er zu seinem Ziele gelangt war. Er bewährte dabei eine geradezu erstaunliche Beharrlichkeit; die entschiedensten Abweisungen, die ihm zunächst regelmäßig zu teil wurden, entmutigten ihn in keiner Weise, seine ungestüme Bewerbung fortzusetzen. Seine Reichtum hatte etwas geradezu Verblüffendes, und seine Erfindungsgabe versagte ihm nie, wenn es galt, durch irgend etwas ganz Ungewöhnliches und Auffälliges die Aufmerksamkeit der Spröden auf den beharrlichen Bewerber zu lenken. Natürlich war das Geld sein mächtigster Bundesgenosse. Es kam ihm gar nicht darauf an, einen Boten nach Nizza zu schicken, um einer Schönen, die gelegentlich geäußert hatte, daß sie Veilchen liebe, vorzeitig einen großen Korb voll duftender Veilchen zu Füßen zu legen. Eine junge Ungarin, die in seiner Gegenwart einmal darüber geklagt hatte, daß sie die heimischen Klänge der ungarischen Nationalmusik, in dem langweiligen Berlin schmerzlich vermisse, überraschte er zu ihrem Namenstage durch ein Ständchen der berühmtesten Zigeunerkapelle, die er eigens aus Budapest verschrieben hatte. Derartige kleine Aufmerksamkeiten erhalten die Freundschaft, wenn sie da ist, und sind ganz dazu angethan, neue Freundschaften zu begründen.

Anspruchsvoll war Herr Templin in der Forderung der Gegenleistungen übrigens nur dann, wenn er die Gewißheit hatte, daß er es sein durfte. Sonst genügte es ihm schon, wenn er am Abend im Klub zwischen zwei Partien Carts irgend einem der vornehmeren Klubbekannten mit schmunzelnder Gleichgültigkeit zuflüstern konnte: „Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, kommen Sie doch morgen abend zum Thee zu mir. Sie finden ein paar nette Leute, unter anderm Fräulein K. K.“ Und das war immer der neueste Stern, der für die gewöhnlichen Sterblichen in sternenweiter Unerreichbarkeit schwebte. Seine großen Erfolge hatten für Herrn Templin das bekannte Sprichwort, daß der goldene Schlüssel alle Schlösser sprengt, zu einer Art von Glaubenssatz gemacht, der auch durch die bescheideneren Erfolge nicht erschüttert wurde.

Am stolzesten war Herr Templin auf seine jüngste Errungenschaft.

* * *

Zu Anfang des Jahres hatte im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater als Rosalinde in der „Fledermaus“ ein junges Mädchen mit ungewöhnlichem Erfolge debütiert. Schon durch ihre Erscheinung erregte Fräulein Nelly Sand allgemeines Aufsehen. Das kleine Köpfchen mit dem edelgeschnittenen Profil, den großen hellgrauen Augen, dem reizenden Munde, in dem zwei Reihen prachtvoller Zähne glänzten, und dem üppigen aschblonden Haar, in einfacher und geschmackvoller Tracht, hatte die eigentümliche ruhige Anmut der antiken Gemme, freilich auch ein

wenig deren Kälte. Ihr schlanker Wuchs mit den schmalen Hüften, den kleinen Händen und Füßen erinnerte an die jungfräuliche Wohlgestalt der Diana von Versailles. Kein Mensch konnte dieser jungen Künstlerin, die vor allem durch die Vornehmheit ihres Auftretens wirkte, anmerken, daß sie vom Portierstübchen den Weg auf die Bretter gefunden hatte.

Der alte Sand war über fünfundzwanzig Jahre lang Portier in einem der schönen Gebäude der Wilhelmstraße gewesen, dessen erstes Stockwerk vom Gesandten eines Mittelstaates bewohnt wurde. Der Gesandte, der ungewöhnlich lange Zeit seine Regierung am Berliner Hofe vertrat, hatte sich über das hübsche Kind oft gefreut und mit Wohlgefallen bemerkt, wie das artige kleine Mädchen, das jedesmal seinen Knicks machte, wenn er vorüberkam, von Jahr zu Jahr niedlicher und hübscher wurde. Seit einigen Jahren wurde die kleine Nelly zu Weihnachten regelmäßig mit den Eltern beschenkt, und zu ihrer Konfirmation erhielt sie von der Frau Gesandtin das erste seidene Kleid und vom Gesandten eine kleine goldene Uhr. Als sie sich dafür bedankte, behielten sie die Herrschaften über eine Stunde oben und unterhielten sich mit ihr auf das allerherzlichste und freundlichste. Da hörten sie denn, daß die kleine Nelly, die inzwischen zu einer schlanken Jungfrau herangewachsen war, die größte Lust habe, Sängerin zu werden. Sie mußte nun etwas vorsingen, und Nelly sang mit so glockenreiner frischer Stimme, so musikalisch und unbefangen, daß der Gesandte

wie dessen Frau ganz entzückt davon waren. Noch am selben Tage beschieden sie den alten Sand zu sich und teilten dem freudig überraschten Vater mit, daß sie Nelly von einem Gesangslehrer auf ihr Talent hin prüfen lassen und für den Fall eines günstigen Bescheides die für die musikalische Ausbildung des jungen Mädchens erforderlichen Mittel bestreiten wollten. Die Prüfung verlief günstig, und die guten Leute erfüllten ihr Versprechen mit fürstlicher Großartigkeit. Für Nelly wurde von ihnen eine Summe angelegt, die ihr auf die Dauer von drei Jahren in monatlichen Raten ausgezahlt wurde und vollkommen genügte, um ihren ganzen Unterhalt während dieser drei Jahre nicht nur mit allem, was für ihre musikalische Ausbildung erforderlich war, zu bestreiten, sondern es ihr auch noch ermöglichte, sich zu ihrem künftigen Beruf als Konzert- oder Theatersängerin schöne und reichere Toiletten anzuschaffen, als es die Opferwilligkeit der Eltern sonst hätte erschwingen können. Nelly wurde Zögling der Hochschule, war fleißig und lernte viel. Sie fand denn auch nach drei Jahren sogleich ein Engagement an einer besseren Provinzialbühne als Primadonna. Ihre menschenfreundlichen Gönner konnten sich dieses Erfolges nicht mehr erfreuen: der Gesandte hatte seinen Abschied genommen und war in seine Heimat zurückgekehrt. Nelly konnte ihre Dankbarkeit nicht anders als durch regelmäßige Briefe aussprechen, die immer die freundlichste Erwiderung fanden.

Nelly hatte zwar allen Grund, mit dem, was sie in

ihrem ersten Engagement erreicht hatte, zufrieden zu sein. Sie wurde der erklärte Liebling des Publikums, und der Direktor erklärte sich schon nach dem ersten Monat bereit, ihren Kontrakt zu steigenden Bezügen auf drei Jahre zu verlängern. Aber sie war viel zu gescheit, um sich nicht Rechenschaft darüber abzulegen, daß ihre Stimmittel für die Aufgaben, die ihr hier gestellt waren, doch nicht ausreichten. Sie faßte einen Entschluß, der das Erstaunen, ja, die Bewunderung ihrer Kollegen erregte: sie sagte der großen Oper Valet und ging resolut zur Operette über.

Dreiviertel Jahr lang, von April bis Ausgang Dezember, nahm sie kein Engagement an. Sie schuf sich während der Zeit ein ansehnliches Repertoire in ihrem neuen Fach und vervollkommnete sich mit eiserner Zähigkeit in der Deklamation. Ihr erstes Auftreten als Rosalinde bestätigte ihr vollkommen, daß sie recht gehabt hatte. Sie fand bei dem verwöhnten hauptstädtischen Publikum einen stürmischen und, wie sie sich selbst zu ihrer Beruhigung sagen durfte, auch wohlverdienten Erfolg und hatte das freudige Bewußtsein, nun im rechten Fahrwasser zu sein. Für die Operette genügte ihre sympathische, helle und glockenreine Stimme vollkommen, ihr Spiel war anmutig und lebend, und Fräulein Kelly Sand, deren Name sich bisher wohl kaum gelegentlich einmal unter die Theaternachrichten der hauptstädtischen Blätter verirrt hatte, wurde von einem Tage zum anderen eine bekannte Berliner Künstlerin.

Es war unausbleiblich, daß die junge, schöne, talentvolle Person nun sogleich die Aufmerksamkeit jener besondern Art von Logenbesuchern auf sich lenkte, die von den fünf Mark für ihren Platz wenigstens vier Mark dafür zahlen, daß die Künstlerinnen hübsch seien. An der Börse wie in den Klubs wußte man aber auch bald, daß Fräulein Sand keine Briefe beantwortete, verdächtig wirkende sogar ungeöffnet zurückschickte, Blumen, die in ihre Wohnung geschickt wurden, nicht annahm und die in der Garderobe abgegebenen unberücksichtigt ließ, um sie nach Schluß der Vorstellung der Garderobiere zu überlassen.

Geschäftige Müßiggänger, deren einzige Arbeit darin besteht, Dinge zu erfahren, die sie nichts angehen, hatten bald ermittelt, daß Fräulein Sand mit ihrer Mutter eine ziemlich bescheidene Wohnung in der Vorsigtstraße inne hatte. Der Vater war vermutlich vor nicht langer Zeit gestorben, denn im vergangenen Herbst hatte man Mutter und Tochter noch in Halbtrauer gesehen. Die beiden lebten, gerade wie sie vorher in der Provinzialstadt gelebt hatten, in großer Zurückgezogenheit. Man munkelte indessen Unbestimmtes von einem „alten vornehmen Herrn“, der das junge Mädchen habe ausbilden lassen. Aus diesem unbestimmten Gerüde entstand mit der Zeit das bestimmtere Gerücht, daß Fräulein Nelly Sand die Tochter des vornehmen Unbekannten, nach einer andern Besart seine Geliebte, nach einer dritten sogar seine Gattin oder Witwe sei. Für die unbegreifliche Thatsache, daß es trotz aller ernsthaften

Bemühungen keinem einzigen der jungen Lebemänner gelungen war, mit Fräulein Sand auch nur ein Wort zu wechseln, mußte doch irgend eine Erklärung gefunden werden. Mit rechten Dingen konnte das ja nicht zugehen.

Herr Reinhold Templin hatte sich bisher um die spröde Schönheit gar nicht gekümmert. Als eines Abends im Klub in seiner Gegenwart wieder einmal von der Unnahbarkeit der Operettensängerin die Rede war, reifte in ihm der Entschluß, den ungeschickten jungen Leuten zu zeigen, wie Beharrlichkeit schließlich doch zum Ziele führe.

Die Sendungen von kostbaren Blumen hatten, nachdem sie sich als zwecklos erwiesen, mit der Zeit aufgehört. Herr Templin schickte ihr von nun an jeden Tag ohne irgend eine Ausnahme vormittags um elf Uhr drei schöne langstielige Gardenien, einfach zusammengebunden, mit seiner Visitenkarte, auf die er regelmäßig schrieb: „Von einem aufrichtigen Verehrer Ihrer Kunst.“ Genau denselben Strauß fand Fräulein Sand allabendlich in ihrer Garderobe. Den ersten fünf, sechs Sendungen erging es wie allen früheren. Aber schließlich belustigte sich Fräulein Sand über die Ausdauer des Sonderlings, und da sie Gardenien liebte und es ungewöhnlich schöne Exemplare waren, die Templin zusammenstellen ließ, so behielt sie schließlich die Sträuße und ließ durch den Boten dem Spender mündlich ihren Dank sagen. Die Blumensendungen wurden regelmäßig fortgesetzt, ohne daß der „aufrichtige Verehrer ihrer Kunst“ irgend ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte.

Eines Abends erschien Herr Templin in der Orchesterloge mit einer Gardenie im Knopfloch, und nach jedem Akttschluß warf er Fräulein Sand, wenn sie gerufen wurde, drei zusammengebundene Gardenien. Unwillkürlich betrachtete Fräulein Sand, sobald sie in dem Herrn mit der weißen Gardenie ihren getreuen Blumenspender, der ihre weibliche Neugier schon gereizt, erkannt hatte, ihn mit einer gewissen Aufmerksamkeit. Herr Templin benahm sich tadellos unauffällig, und der stille Austausch zwischen den beiden wurde von niemand bemerkt.

Ein paar Tage später erschien Herr Templin wieder in der Loge, und dasselbe Spiel wiederholte sich. Diesmal hatte Fräulein Sand Mühe, ihr Lächeln zu unterdrücken, als sie den mit der Gardenie geschmückten Kunstfreund in der Loge erspäht hatte.

Templin, der sich der allerverlässlichsten Beziehungen zu den Coulissen des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters erfreute, hatte inzwischen erfahren, daß Fräulein Sand, die mit keiner ihrer Kolleginnen irgendwelchen Verkehr unterhielt, ein ganz junges Mädchen, das erst seit wenigen Wochen Mitglied der Berliner Operettenbühne war, unter ihren besondern Schutz genommen hatte. Die kleine, niedliche Asta Frohnsdorf, eine hübsche Blondine mit einem Stumpfnäschen, war kaum siebzehn Jahre alt. Ihre Mutter spielte kleine Rollen in der Provinz. Asta hatte schon als neunjähriges Mädchen Kinderrollen dargestellt. Sie hatte jetzt für ganz kleine Solorollen ihr erstes Engagement an dem größeren Theater gefunden. Sie war ein

liebenswürdigen, lustigen Kind und schwärmte für Fräulein Nelly Sand als Künstlerin mit so ehrlicher Begeisterung, daß Nelly davon ganz gerührt war. Nelly lud ihre jüngste Kollegin ein, sie zu besuchen, und fand an der Fröhlichkeit und am Übermute des Theaterkindes aufrichtiges Wohlgefallen. Asta gewöhnte sich daran, Nelly allabendlich zum Theater abzuholen und sie mit der Mutter nach Hause zu begleiten. Sie war überglücklich, mit Nelly, die von ihr vergöttert wurde, sich befreundet zu haben.

Sobald Herr Templin von diesen Beziehungen Kenntnis erhalten hatte, verstärkte er seine Angriffsoperationen auch nach dieser Seite hin. Eines Tages wurde Asta von der Garderobiere eine prachtvolle Bonbonniere überreicht. Der Absender hatte sich nicht genannt, sondern nur als „aufrichtigen Förderer junger Talente“ bezeichnet. Asta schickte das Geschenk nicht zurück. Sie aß die Pralinen und stellte die schöne Porzellanschale auf ihre Kommode. Sonst erzählte sie ihrer Freundin Nelly alles, was sie irgend erlebt hatte, aber von dieser Sendung schwieg sie. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß die erfahrenere und zurückhaltende Freundin ihr vielleicht raten würde, derartige Geschenke von Unbekannten nicht anzunehmen. — Und sie hatte sich so darüber gefreut!

Nach ein paar Tagen kam wieder von dem ungenannten „Förderer junger Talente“ ein neues Geschenk: ein langer schmaler Karton mit einem sehr hübschen Fächer. Asta schwieg auch davon. Als sie aber nach einigen

Tagen harter Kämpfe der Verlockung nicht widerstehen konnte, den Fächer ihrer Freundin zu zeigen, sagte sie sogar die Unwahrheit. Sie erzählte, allerdings nicht ganz zuversichtlich, daß ihre Mutter den Fächer zu ihrem Benefiz bekommen und ihr geschenkt habe.

Raum hatte sie ihrer Freundin die Geschichte vom Fächer aufgebunden, so erhielt sie auch schon ein drittes Geschenk: einen eleganten goldenen Gürtel, den sie für die kleine Rolle, die sie jetzt gerade spielte, sehr gut gebrauchen konnte, und der den billigen Theaterplunder, der ihr bisher gebient hatte, prächtig ersetzte. Diesmal trat der ungenannte „Förderer junger Talente“ aus seinem Versteck hervor. Herr Reinhold Templin schrieb ihr unter seinem wahren Namen mit Angabe seiner Adresse einen sehr artigen Brief, in dem er ihr zunächst mit fittlichem Pathos die ernsthafteste Versicherung gab, daß er mit seinen unbedeutenden Aufmerksamkeiten thatsächlich nichts anderes bezwecke, als einem jungen Talente eine kleine Freude zu bereiten, und zugleich hinzufügte, daß Fräulein Asta wahrscheinlich auch in der Lage sein würde, ihm einen Gefallen zu erweisen, wie ihn jedes anständige junge Mädchen einem anständigen jungen Manne erweisen darf. Er fragte sie, ob sie ihm in Begleitung ihrer Mutter oder einer anderen Vertrauensperson nicht zu irgend einer Zeit und an irgend einem neutralen Orte eine Zusammenkunft von einer halben Stunde gewähren könne.

Auch davon sagte Asta ihrer Freundin kein Wort.

Die Beziehungen mit dem jetzt genannten Herrn Templin waren ihr bis jetzt sehr angenehm gewesen, und sie fürchtete, daß sie durch den Machtspruch Nellys würden aufhören müssen. Sie wandte sich an einen alten Freund, den ersten Chorbassisten, der mit ihrer Mutter jahrelang zusammen engagiert gewesen war, und der sie selbst an den Direktor der Operettenbühne empfohlen hatte. Der vorurteilslose alte Fricke willigte sofort ein, und Asta schrieb noch am selben Abend an Herrn Templin, daß sie mit ihrem Onkel Herrn Fricke am nächsten Tage Nachmittags drei Uhr in der Restauration des Eisellers sein werde.

Die Zusammenkunft hatte allem Anschein nach einen glänzenden Verlauf. Fräulein Asta fand, daß Herr Templin ein sehr vornehmer, artiger und liebenswürdiger Cavalier sei. Onkel Fricke war ganz entzückt und sagte auf dem Heimwege: „Mädel, wenn Du verständig bist, kannst Du jetzt Dein Glück machen!“ — eine zarte Andeutung, die Asta wohl kaum richtig verstand. Und Templin lächelte sehr vergnügt, als er um sechs Uhr bei Dressel mit einem Freunde speiste.

Unzweifelhaft hatte Asta auch im weiteren Verlaufe der Dinge den Erwartungen, die Templin in das diplomatische Talent des so harmlos aussehenden kleinen Mädchens gesetzt hatte, vollkommen entsprochen. Ganz sicher ist, daß Nelly Sand eines Abends zufällig die überraschende Mitteilung erhielt, daß Asta der Großherzigkeit eines edlen Kunstfreundes ihre schauspielerische und gesangliche Ausbildung allein verdanke, und daß dieser

uneigennütziges Wohlthäter, der niemals sich irgendwelche Zudringlichkeit herausgenommen habe, Reinhold Templin heiße.

Diese von der kleinen Asta mit treuherziger Unbefangenheit vorgebrachte Mitteilung machte auf Kelly einen sichtlichn Eindruck. Das mußte ja ein ganz sonderbarer Mensch sein, dieser Herr Templin, der aus reiner Liebe zur Kunst für ernste Zwecke und für liebenswürdige Aufmerksamkeitn soviel Geld ausgab, ohne je die geringste Gegenleistung zu beanspruchen! Denn die Blumenwendungen an Kelly waren regelmäßig fortgesetzt worden, und die anmutige Sängerin schien von deren Monotonie durchaus nicht unangenehm berührt zu werden. Wenn der fällige Strauß einmal etwas zu spät abgegeben wurde, so besiel sie sogar eine gewisse Beunruhigung. Sie trat unwillkürlich öfter als sonst ans Fenster und achtete dann auf den Anschlag der elektrischen Thürklingel.

Die kleine Asta mußte ihr viel von Herrn Templin erzählen — mehr, als Asta selbst wußte. Es stellte sich allmählich heraus, daß Herr Templin eigentlich sogar weitläufig mit Asta verwandt war, und schließlich nannte sie ihn „Onkel Reinhold“. Der junge Börsianer hätte sich gar keinen geschickteren Anwalt wählen können. Asta machte aus ihm eine wahre Idealgestalt, einen hochherzigen, edlen jungen Mann, der von seinem unermesslichen Vermögen den vornehmsten Gebrauch mache, für alle Armen und Bedrängten eine offene Hand und ein gutes Herz habe und namentlich junge Künstler und Künstle-

rinnen in wahrhaft großartiger Weise unterstütze. Erst ganz kürzlich habe er sich am Wannsee eine märchenhaft schöne Villa, ein wahres Feenschloß bauen lassen, weniger um sich und seinen Freunden einen herrlichen Sommeritz zu schaffen, als um einem jungen genialen Baumeister, einem gewissen Herrn Martin Hellberg, die Gelegenheit zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen zu gewähren.

„Es soll wundervoll sein,“ fuhr Asta mit funkelnden Augen fort. „Ich habe es zwar noch nicht gesehen, aber man hat mir von den Herrlichkeiten soviel erzählt, daß ich mir fest vorgenommen habe, sobald das Wetter einigermaßen schön wird, einmal hinauszufahren, um mir das Haus und die Einrichtung anzusehen. Ich brauche dem Onkel bloß ein Wort zu sagen, dann giebt er dem Hausverwalter den Auftrag, uns alles ganz genau zu zeigen — denn Ihr kommt doch natürlich mit, Du und Deine Mama? Herr Templin wird die Villa erst viel später beziehen, im Hochsommer.“

Nelly sagte nicht ja und nicht nein. Aber sie beschäftigte sich in ihren Gedanken mit Herrn Templin, dem Förderer der jungen Talente, dem Besitzer der schönen Villa, angelegentlicher, als sie es sich selbst gestehen mochte. Es war ihr eigentlich sogar unangenehm, daß, wie ihr schien, Asta bei ihren späteren Zusammenkünften, so wortfarg in ihren Mitteilungen über Herrn Templin geworden war. Nelly hätte gern noch mehr über ihn gehört, aber fragen mochte und konnte sie doch wohl nicht.

Am ersten wärmeren und sonnigen Tage sagte sich Nelly unwillkürlich: „Heute könnte man eigentlich eine kleine Landpartie machen! . . . Vielleicht nach Wannsee!“

* * *

Es fügte sich wie von selbst, daß Nelly die persönliche Bekanntschaft des Herrn Templin machte. Der Wahrheit gemäß muß bezeugt werden, daß sie sich dagegen nicht mehr sträubte, sondern sogar darüber freute.

Die „Genossenschaft der deutschen Bühnengehörigen“ hatte für ihre Wohlthätigkeitskassen einen Bazar im Rathausssaale veranstaltet und die hübschesten weiblichen Mitglieder aller Bühnen eingeladen, als Verkäuferinnen mitzuwirken. Der Tisch, an dem Nelly und Asta ihres Amtes walteten, gehörte zu den bevorzugtesten, und schon in den frühen Stunden des Nachmittags waren all die überflüssigen kleinen Gegenstände, die wahllos dort zusammengeschleppt worden waren, fast allesamt zu unwahrscheinlich hohen Preisen an den Mann gebracht. Als nach der Börse Herr Templin im Bazar erschien, war auf Nellys Tisch alles ausverkauft, und mit stolzer Befriedigung zählte sie den unverhältnismäßig hohen Erlös auf. Sie war so eifrig damit beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie ein in auffälliger Eleganz gekleideter junger Herr an den Tisch herangereten war.

„Wie schade! Sie kommen zu spät, Onkel!“ rief Asta mit aufrichtigem Bedauern. „Wir haben nichts mehr.“

Da blickte Nelly auf, und ein flüchtiges Rot huschte

über ihre Wangen, als Herr Templin sich höflich gegen sie verneigte.

„Wollen Sie mir nicht die Ehre geben, liebe Asta, mich Fräulein Sand vorzustellen?“

„Wir sind uns eigentlich kaum noch fremd,“ sagte Kelly, nachdem die Förmlichkeit erledigt war. „Ich weiß ganz gut, daß ich mich bei Ihnen für eine lange Reihe von liebenswürdigen Aufmerksamkeiten zu bedanken habe. Sie haben mich durch die Beharrlichkeit Ihrer Artigkeiten wirklich beschämt. Jetzt kann ich Ihnen wenigstens mit meinem Dank sagen, daß Sie mir große Freude bereitet haben. Ich danke Ihnen, Herr Templin.“

Sie reichte ihm die Hand. Er schlug ein, ohne dem Händedruck irgendwelche Bedeutung zu geben, und glitt mit einem flüchtigen „Bitte, bitte!“ taktvoll über den Punkt hinweg, der Kelly doch ein wenig besangen machen durfte. Asta spitzte die Ohren und that sehr erstaunt.

„Ihr kennt Euch schon? Davon habe ich ja keine Ahnung gehabt!“ sagte sie mit glaubwürdigster Überraschung. „Du kannst aber schweigen!“

Templin schnitt das Gespräch entschlossen ab. Er erklärte mit höflicher Dringlichkeit, daß er den Bazar unmöglich mit leeren Händen verlassen könne, daß er eigens gekommen sei, um aus Fräulein Kellys Händen irgend eine Kleinigkeit zu erwerben, „wenn möglich, etwas Individuelles“. Die Armen dürften doch keinesfalls darunter leiden, daß er wegen überhäufte Beschäftigung erst etwas später habe kommen können.

Nelly zog bedauernd die Achseln in die Höhe.

„Besinnen Sie sich nur,“ redete ihr Templin zu. „Vielleicht haben Sie doch irgend einen Ihnen wertlos erscheinenden Gegenstand bei sich, von dem Sie sich zu Gunsten der Hilfsbedürftigen ohne allzu lebhaften Schmerz trennen würden.“

Da hatte Asta eine plötzliche Eingebung.

„Ich hab's!“ rief sie. „Die Photographie, die Du mir gestern gegeben hast! Ich habe sie zufällig noch bei mir. Schreib Deinen Namen darunter, dann ist uns allen geholfen, Dir, Herrn Templin . . . und den Armen!“ setzte sie mit einer gewissen Salbung hinzu.

„Das wäre allerdings unbezahlbar,“ sagte Templin. Und ehe noch Nelly auf den unerwarteten Vorschlag ihrer Freundin hatte antworten können, war Asta schon davon geeilt und brachte gleich darauf aus der Garderobe Nellys Bild und Feder und Tinte. Während der kurzen Abwesenheit hatten die beiden nur von Gleichgültigem gesprochen. Nelly setzte ohne weiteres unter das Bild die Worte: „Nelly Sand. Wohlthätigkeitsbazar. April 18 . . .“. Als sie es Templin reichte, übergab er ihr ein verschlossenes Couvert, das er seinem Portefeuille entnommen hatte, grüßte höflich dankend und entfernte sich dann.

Nelly traute ihren Augen kaum: das Couvert enthielt einen Tausendmarkschein. Es machte ihr wirklich Spaß, als sie als erste von allen Kolleginnen die unerwartet hohe Einnahme an die Hauptkasse abführen und sich mit Asta für die letzten Stunden noch zum Dienste am Buffet

melden konnte. Und es bereitete ihr ein ganz besonderes Vergnügen, am anderen Morgen in den Zeitungen zu lesen, daß sie mit ihrer kleinen Freundin den größten Triumph gefeiert hatte. Die weniger begünstigten Kolleginnen machten natürlich unliebsame Glossen . . .

An einem schönen Maitage fuhren Nelly mit ihrer Mutter und Asta nun wirklich einmal nach Wannsee hinaus. Templin war von diesem Ausfluge benachrichtigt worden. Die Damen fanden in der herrlichen Villa den freundlichsten Empfang. Der Hausverwalter führte sie durch alle Räume und geleitete sie schließlich in ein entzückendes kleines Boudoir, in dem Kaffee und Erfrischungen aller Art aufgetragen waren. Die beiden jungen Mädchen hielten sich da nicht lange auf, sie sahen sich lieber die schönsten Zimmer, die ihre Augen geradezu blendende Einrichtung noch einmal an. Frau Sand aber genoß von allem unmäßig, ja sie packte sogar, als sie sich unbelauscht wußte, einige Stücke Kuchen und „petits fours“ in ihr Täschchen, das sie vorahnend mitgebracht hatte. Alle kehrten in hohem Grade entzückt von dem Ausfluge heim.

Der Frühling war in diesem Jahre wundervoll. Der wenn auch noch etwas junge, doch sehr schön angelegte Garten stand in voller Pracht. Der Flieder blühte, die Kastanien schimmerten in ihrem weißen Kerzenkranze. Die Kelche der Schwertlilien hatten sich zu voller Schönheit erschlossen, die Bergißmeinnicht wucherten hoch auf. Alle Büsche und Sträucher waren mit Blüten in den zartesten Farben übersät, und aus dem Grün leuchtete hier und

da das zarte Weiß der Schneebälle und das knallige Rot der Päonien.

Einige Tage vor Pfingsten überbrachte Asta einen Brief, den „Onkel Reinhold“ ihr für Frau Sand Mutter übergeben hatte. Nelly, die sich von der maskierten Adresse nicht täuschen ließ, öffnete ihn ohne weiteres und las:

„Gnädigste Frau!

Das Wetter ist jetzt so schön, daß ich schon früher, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, nach Wannsee übersiedeln will. Jedenfalls gedenke ich die bevorstehenden Pfingsttage dort zu verbringen. Am ersten Festtag möchte ich meinen Lawntennis-Platz einweihen. Asta sagt mir, daß es mir Vergnügen machen würde, dies reizende Spiel kennen zu lernen. Sie läßt mich sogar hoffen, daß Sie vielleicht nicht abgeneigt sein würden, mit Ihrem Fräulein Tochter eine Einladung nach Wannsee von mir anzunehmen. Ich würde mich über Ihren Besuch aufrichtig freuen und geehrt fühlen. Wollen Sie die Gefälligkeit haben, Ihrem Fräulein Tochter Kenntnis von diesen Zeilen zu geben und mir Ihre Entschlüsse mündlich durch Asta zu übermitteln? Jedenfalls wollen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, verzeihen und meine zwanglose Einladung so auffassen, wie sie gemeint ist.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Reinhold Templin.“

Nelly blickte unschlüssig vor sich hin, als sie den Brief langsam auf die Tischplatte legte. Asta beobachtete sie.

Nach einer Weile sagte Nelly: „Ich hätte eigentlich große Lust, aber ich weiß nicht recht . . .“

„Ach was!“ fiel Asta ein. „Wenn Du Lust hast, ist die Sache einfach entschieden.“

„Ja, wer weiß denn, wen ich da alles treffe? Du kennst ja meine Abneigung gegen größere Gesellschaft.“

„Davon ist auch gar nicht die Rede,“ beruhigte Asta. „Wir sind ja zu einer Samstags-Partie eingeladen. Wir werden im ganzen vier Personen sein. Ich habe mich vorher natürlich auch erkundigt.“

„Nur vier Personen?“ wiederholte Nelly ungläubig.

„Eigentlich fünf,“ verbesserte sich Asta. „Ich hatte an Deine Mama nicht gleich gedacht. Wir beide . . . oder wir drei,“ verbesserte sie abermals, „Herr Templin und der junge Baumeister Herr Hellberg, der die Villa gebaut hat und nebenan wohnt. Sonst kein Mensch.“

„Bist Du Deiner Sache auch sicher?“

„Ganz sicher!“

„Nun dann also gut!“ sagte Nelly entschlossen. „Dann fahren wir Pfingsten nach Wannsee.“ —

Seit langen Jahren hatten sich Nelly und Asta nicht so behaglich und glücklich gefühlt wie in den sonnigen Nachmittagsstunden des Pfingsttages. Das Frühstück, das Templin ihnen vorgesetzt, hatte ihnen ganz neue Perspektiven eröffnet. Sie wußten gewöhnlich nicht, was sie aßen, aber es schmeckte großartig.

Das einzige, was Nellys ungemischte Freude einigermaßen trübte, war die Wahrnehmung, daß ihre Mutter ihrer freundlichen Bitte, nicht zu viel zu essen und zu trinken, augenscheinlich kein Gehör schenkte. Frau Sand aß von allem in unwahrscheinlichen Mengen und trank auch mehr, als sie vertragen konnte. Nach Tisch fielen ihr die Augen zu, und sie schlief fest ein, während Nelly und Asta von Templin und dem jungen Baumeister Martin Hellberg in die Geheimnisse des Lawnennis, das ihnen den größten Spaß machte, eingeweiht wurden. Herr Templin war gegen die Damen ungemein artig.

Aber der junge Baumeister gefiel Nelly doch eigentlich viel besser.

Und wie das Los beim Spielen, so hätte auch die unausgesprochene Sympathie Nelly und Martin, Asta und Reinhold Templin zusammengepaart. Der Nachmittag war allen viel zu kurz gewesen. Die beiden Damen waren ganz traurig, als sie mit dem Sechsuhrzuge nach Berlin zurückkehren mußten, um noch allenfalls rechtzeitig zur Vorstellung im Theater einzutreffen. Frau Sand wurde von Nelly aus tiefem Schlafe aufgerüttelt. Auch sie hatte einen sehr vergnügten Nachmittag verbracht. Beim Abschiede hatten die Damen versprechen müssen, daß sie am nächsten Sonntag wiederkommen würden. Es hatte sie keine besondere Überwindung gekostet, um die Zusage zu erteilen. —

An einem der nächsten Abende sagte Templin gelegentlich einmal im Klub, daß ihn das Knie schmerze; er

habe sich mit dem Racket an die Kniescheibe gestoßen. Und diese Mitteilung bildete den Übergang zu der gelegentlichen Bemerkung, daß er jetzt eine reizende Lawn-Tennis-Partie zusammengestellt habe: mit dem Baumeister Hellberg, mit Fräulein Asta Frohnsdorf und . . . Fräulein Nelly Sand, wie er mit gedämpfter Stimme gleichgültig hinzufügte. Die gewünschte Wirkung blieb nicht aus. Einer der Klubfreunde fragte erstaunt:

„Was?! Sie kennen Fräulein Sand?“

„Natürlich. Wir spielen alle Sonntag bei mir am Wannsee Lawn-Tennis.“

Templin las von den Mienen des Klubfreundes deutlich Bewunderung und Neid ab. Er merkte auch, daß der Freund die Aufgabe, die er ihm stillschweigend zugewiesen hatte, treulich erfüllte und anderen von diesem unerhörten Erfolge Kenntnis gab. Damit begnügte sich Templin zunächst und fühlte sich für die Ausdauer und Kostspieligkeit der Inszenierung dieser Scene vollauf belohnt.

Übrigens hatte Templin mit seiner Mitteilung den Thatsachen allerdings nur vorgegriffen. Aus der gelegentlichen Pfingstpartie entwickelte sich eine ganz regelmäßige. Zunächst kamen die drei Damen alle Sonntag nach Wannsee hinüber, und als von Anfang Juli an Nelly und Asta im Theater nicht mehr zu thun hatten, kamen sie wöchentlich drei-, viermal, zuletzt sogar ohne vorherige Ansage. Alle waren leidenschaftliche Lawn-Tennis-Spieler geworden.

Aber so ungewöhnlichen Reiz das Spiel insbesondere für Nelly hatte, sie würde schließlich doch wohl darauf

verzichtet haben, — denn Templin hatte sich in seinem Benehmen zu seinem Nachteil sehr verändert, — wenn ihr nicht das Zusammensein mit dem jungen Baumeister eine ungewohnte und innige Freude gewährt hätte.

Templin war, seitdem Nelly regelmäßig in seinem Hause verkehrte, immer gemüthlicher und unangenehmer geworden. Nelly gab sich keinen Täuschungen darüber hin, daß die taktvolle Zurückhaltung, die er ihr gegenüber bei ihren ersten Begegnungen beobachtet hatte, nichts als eine Maske war, die er vorgebunden hatte, um die spröde Künstlerin zutraulich zu stimmen. Sobald er diesen Zweck erreicht hatte, warf er den Mummenschanz, der ihm lästig und unbequem war, beiseite und zeigte sich nun in seiner wahren Gestalt.

Nelly besaß eine große Feinsühligkeit, einen angeborenen natürlichen Takt. Sie durchschaute die Großspurigheit und Prozigkeit des glücklichen Börsenspielers vollkommen. Über seine kindischen Renommistereien, die er gewöhnlich in gleichgültigem Tone so nebenher anbrachte, konnte sie lächeln. Ein mit dem Baumeister blitzschnell gewechselter Blick gegenseitigen Einverständnisses genügte, um die Sache für sie abzuthun. Nicht so leicht wurde sie aber mit den Lebensanschauungen fertig, wie sie sich Templin aus seinen Erfahrungen als erfolgreicher Spekulant gebildet hatte, und aus denen er die vermessensten Konsequenzen zog. Der Katechismus des Herrn Reinhold Templin bestand aus einem einzigen Glaubensartikel: er glaubte an die unbedingte Allmacht des Goldes.

Mit ehrlichem Cynismus erklärte er wiederholt, daß es für geschickt verwandten Reichtum kein unüberwindliches Hindernis gebe; der Erfolg sei nur eine Frage des Preises und eine Frage der Zeit. Mit lächelnder Indiskretion, die Nelly dazu zwang, den Blick zu senken, und den Baumeister, der besondere Gründe hatte, die Beziehungen zu Templin nicht abzubrechen, in unverkennbare Verlegenheit versetzte, führte der junge Lebemann aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen die sprechendsten Beweise für die Richtigkeit seiner teuer erkauften Lebensweisheit an.

Das peinlichste aber war, daß er sich nun auch in seinem Verkehr mit den beiden jungen Künstlerinnen genau so benahm, als ob er mit seinem großen Vermögen und einiger Geduld schließlich alles werde erreichen können, was er nur irgend wolle. Aus dem „gnädigen Fräulein“, wie er die Künstlerin zunächst genannt hatte, war bald „Fräulein Sand“, dann „Fräulein Nelly“ geworden, und vor kurzem hatte er sogar ein einfaches „Nelly“ gewagt. Der kalte, strafende, befremdete Blick der Künstlerin hatte ihn jedoch wieder eingeschüchtert und ihn veranlaßt, in der nächsten Anrede zum „gnädigen Fräulein“ zurückzukehren. Aber derartige stumme Verweise hatten doch keine tiefere Wirkung. Bei jedem neuen Besuche nahm sich Templin etwas mehr heraus. Die allgemeine Tonart war eine ganz andere geworden. Nelly fühlte sich oft unbehaglich und befangen. Sie sah sich sogar in die unangenehme Notwendigkeit versetzt, sich mehrfach die unziemlichen Späße des Herrn Templin entschieden zu verbitten.

Es war ihr schon in den Sinn gekommen, die immer unerfreulicheren Beziehungen jäh abzubrechen. Aber gleichzeitig machte sie sich dann klar, daß sie in diesem Falle auch auf den Verkehr mit dem Baumeister werde verzichten müssen, und das konnte sie nicht über's Herz bringen.

Denn Martin, der schon bei ihrer ersten Begegnung überaus sympathisch auf sie gewirkt hatte, war ihr von Tag zu Tag werter geworden. Sie freute sich auf jede Stunde, die sie in seiner Gesellschaft verbringen konnte; wie sehr sie sich darauf freute, kam ihr erst zum Bewußtsein, als sie sich vergegenwärtigte, welchen Schmerz es ihr bereiten würde, den lieb gewordenen Umgang aufzugeben. Gerade in der Nachbarschaft des nüchtern frivolen Geldmenschen trat Martin mit seiner vornehm freien Künstlernatur, mit seiner naiven Begeisterung für das Schöne und seiner jünglingshaften Heißblütigkeit um so leuchtender hervor. Sie freute sich, wenn sie ihn nur ansah. Sie hörte niemand lieber sprechen als ihn. Sie wußte es selbst nicht, daß sie eigentlich nur an ihn dachte, daß er ihr Wesen ganz erfüllte, daß sie alles auf die Stunden einrichtete, die sie mit ihm zusammen verbrachte.

Und wie ehrerbietig begegnete er ihr im Gegensatz zur dreisten Zwanglosigkeit Templins! Ja, er hatte ihr gegenüber sogar eine gewisse Scheu. Sie fühlte ganz deutlich, daß er sie beständig ansah, wenn sie mit anderen im Gespräch war. Wandte sie sich dann aber freundlich zu ihm, so senkte er die Augen wie ein großes Kind.

Auch in seinem Gespräch war er eigentlich nur dann lebhaft und anregend, wenn die anderen dabei waren. Fügte es der Zufall so, daß sie einmal auf ein paar Augenblicke ungestört zusammen waren, so war er wie auf den Mund geschlagen. Es that ihr leid, aber sie fand es doch reizend. Sie ahnte, daß Martin ihr von Herzen gut war. Das gewährte ihr eine unsagbare Freude.

Die volle Wahrheit durchschaute sie freilich nicht: Martin hatte sich in Nelly leidenschaftlich verliebt.

Er hatte viel Liebeleien in seinem Leben gehabt und sich oft auch eingeredet, daß er ernsthaft verschossen sei. Er hatte das ein paar Tage lang als das höchste Glück oder als das entsetzlichste Unglück angesehen und bald darauf über seine jugendliche Schwärmerei und phantastische Verirrung gelächelt. Jetzt erst empfand er, daß das Gefühl, das ihn beherrschte, nicht zum Lachen war. Er liebte Nelly mit der Glut des unreifen Jünglings und mit dem Ernste des bedächtigen Mannes. Aber dies mächtige Gefühl, das ihn ganz erfüllte, bereitete ihm doch nur ein schmerzliches Dasein. Er empfand es wie etwas Unerlaubtes, wie ein Unrecht an der Geliebten, an sich selbst, an den Seinigen.

Gottfried! Wenn Martin durch die breiten Scheiben des Obergeschosses, das er zu seinem Atelier hergerichtet hatte, auf die leichtbewegte blaue Wasserfläche starrte, fürchte er die Brauen, sobald er an seinen Bruder dachte. Er kannte ja Gottfried ganz genau. Er wußte, wie der korrekte, etwas pedantische Beamte, dem eine jede Unregel-

mäßigkeit ein Orcuel war, die Nachricht von einer Verbindung zwischen ihm, dem Sohne des Präsidenten, dem Bruder des Landgerichtsrates, mit einer Operettensängerin aufnehmen würde. Er sah es klar vor Augen, daß er Gottfried wirklich unglücklich machen würde. Und er vergewärtigte sich, was Gottfried ihm von Kindesbeinen an gewesen war, wie herzlich und uneigennützig er vom älteren Bruder geliebt wurde, und wie er ihn liebte. Es lag ein schwerer Druck auf ihm. Die Vereinigung mit Nelly erschien ihm ebenso unmöglich, wie die Trennung von ihr.

Für alles Ungemach aber fand er einen wahren Trost in dem Bewußtsein, daß Nelly ihm wahrhaft zugethan war. Er fühlte das aus jedem Blicke, aus jedem Worte, aus ihrem ganzen Wesen deutlich heraus. Und stillschweigend hatte sich zwischen den beiden im Gegensatz zur lustigen Oberflächlichkeit der beiden anderen ein geheimer Bund gebildet, ohne daß sie ein Wort darüber gesprochen hätten. Wie Nelly im tiefsten davon überzeugt war, daß Martin nur ihretwegen den Verkehr mit dem ihm unausstehlichen Templin aufrecht erhielt, so glaubte und hoffte auch Martin, daß Nelly doch hauptsächlich feinetwegen über die mitunter recht störenden Ungehörigkeiten Templins hinwegsaß, um sich die Freude ihres Zusammenseins nicht zu verderben.

Eines Abends aber wurde es ihm doch klar, daß die Stunden des fröhlichen Beisammenseins gezählt waren. Beim Abendessen hatte Templin gelegentlich in allgemeiner

Geringschätzung über die Damen vom Theater ohne irgendwelche Ausnahme in so ungehöriger Weise gesprochen, daß Kelly sich wirklich verletzt fühlte. Sie kniff die Lippen fest aufeinander, ihre Nasenflügel blähten sich, sie wurde leichenblaß und machte eine Bewegung, als ob sie vom Tisch aufstehen und dem ungezogenen Wirte die Gastfreundschaft auffagen wollte.

Martin fühlte sich nicht minder gekränkt. Er zog die Stirn in Falten und griff mit einer Energie in das Gespräch ein, die Templin einigermaßen erschreckte.

Templin, der ganz genau wußte, daß Martin sehr reizbarer Natur war und sehr jähzornig werden konnte, suchte sofort einzulenken, brachte einige thörichte Redensarten hervor: die Anwesenden seien natürlich ausgeschlossen, so böse sei es gar nicht gemeint, und dergleichen, und der Ausbruch einer Katastrophe wurde diesmal noch verhütet. Aber die Anstrengungen des ungeschickten Wirtes, den gemüthlichen Ton bei Tisch wieder herzustellen, blieben vergeblich. Alle waren in gedrückter Stimmung, bis auf Frau Sand, die beständig gegessen und getrunken und von all dem, was um sie vorgegangen war, so gut wie nichts bemerkt hatte.

Als sie sich erhoben und in den Garten gingen, trat Martin an Kelly heran und sagte ihr: „Ich weiß, was jetzt in Ihnen vorgeht. Sie haben sich vorgenommen, Ihren Verkehr mit Templin einzuschränken oder gar abzubrechen.“

Kelly blickte auf den Kies des Weges und sagte:

„Ja, es geht wirklich nicht mehr. Es thut mir sehr leid, aber der Herr wird mit der Zeit unerträglich.“

„Ich bitte Sie,“ fügte Martin mit großer Wärme hinzu, und seine Stimme erzitterte leicht, „thun Sie es nicht. Meinetswegen nicht. Kommen Sie wenigstens noch morgen.“

Jetzt sah Nelly ihn mit großen Augen fragend an.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, etwas Wichtiges. Bitte, kommen Sie morgen.“

„Ich werde kommen,“ entgegnete Nelly. Und sie gingen schweigend weiter.

Beim Abschied sagte Templin zu den Damen: „Also morgen wieder lustig! Ich erwarte Sie ganz bestimmt zur gewohnten Zeit.“

Asta wagte nicht zuzustimmen. Sie blickte un schlüssig auf Nelly.

„Die dumme Geschichte von vorhin,“ fuhr Templin laut lachend fort, „die ist doch vergeben und vergessen?! Nicht wahr, Sie kommen morgen? Ich habe bei Borchardt schon die schönsten Krebse bestellt.“

Frau Sands Gesicht verklärte sich. Vorgenießend öffnete und schloß sie die Lippen.

„Also morgen zur gewohnten Stunde,“ sagte Nelly sehr ruhig. Astas Augen leuchteten auf. Sie drückte der Freundin die Hand.

Als Templin den Zug davourollen hörte, lächelte er selbstbefriedigt und sagte:

„Das Gethue! Das kennt man ja! Aber mit der

Nelly muß man vielleicht ein bißchen behutsamer verfahren. Schließlich imponiere ich ihr doch mit meiner Sachkenntnis. Es ist eben nur eine Frage der Zeit.“

* * *

Die alte Zette, die fünfzehn Jahre beim seligen Präsidenden gedient hatte, mit ihm nach Wannsee übergesiedelt und dort die Frau des Forsthüters Stolpe geworden war, die auch jetzt noch als Frau Stolpe den beiden Brüdern die Wirtschaft führte, war nicht wenig erstaunt, als Martin ihr am nächsten Tage sagte, sie möge unter der alten Linde den Kaffeetisch für sechs Personen decken, Kuchen kaufen, hübsche Blumen auf den Tisch stellen und alles so nett wie möglich machen. Sie brauchte sich den Kopf nicht lange zu zerbrechen, um zu erraten, wer die erwarteten Gäste waren . . .

Nelly hatte in der vergangenen Nacht wenig geschlafen, und viel erregter als sonst war sie diesmal in Begleitung ihrer Mutter und Ntias nach Wannsee hinübergefahren. Sie merkte auch auf den ersten Blick, daß Martin große Mühe hatte, seine innere Bewegung zu unterdrücken. Unter dem Vorwande, daß sie sich angegriffen fühle, wurde das Ballspiel heute viel früher als sonst abgebrochen. Martin hatte die Damen ja mit den Worten begrüßt, er möchte ihnen endlich einmal seine bescheidene Häuslichkeit zeigen und bitte die Gesellschaft, heute bei ihm Raffee zu trinken . . .

Von alledem, was sich in diesen letzten Wochen ab-

gespielt hatte, wußte der ältere Bruder nichts Bestimmtes. Gottfried hatte nur mit äußerstem Mißfallen bemerkt, wie sich zwischen Martin und dem reichen Nachbar ein auffällig reger Verkehr herausgebildet hatte, der ihm von jedem Gesichtspunkte aus unerfreulich erschien.

Die Scenen an dem heißen Julitage mit seinem Bruder aber standen ihm noch deutlich vor der Seele, und jetzt, da er in Erfüllung seiner traurigen Berufspflicht über die schneeigen Felber Wannsee zudampfte, vergewärtigten sich ihm diese betrübenden Auftritte mit unheimlicher Schärfe. Es war das letzte Mal, daß er seinen Bruder gesehen und gesprochen hatte . . .

An jenem Julitage war er zur gewohnten Stunde nichtsahnend nach Hause gekommen. Zu seiner Überraschung hatte er Frau Stolpe bei der Beschäftigung betroffen, den großen Tisch unter der Linde möglichst festlich herzurichten. Sie hatte ihn nicht kommen hören und fuhr zusammen, als er sie in seiner gemüthlichen Weise anrief:

„Was ist denn los? Wird hier eine Verlobung gefeiert?“

Frau Stolpe grüßte mit einer gewissen Befangenheit, als ob sie bei einer Übelthat ertappt wäre. Aber sie faßte sich schnell und wiederholte in fast komisch wirkendem Entsetzen:

„Eine Verlobung? Weiter fehlte nichts!“

„Wozu denn der Kram da?“ fragte Gottfried weiter.
„Der Kuchen? Du weißt ja, ich esse keinen Kuchen. Und Blumen sehe ich auch lieber am Strauch, als im

Glas. Und all die Tassen? Ich zähle sechs Tassen. Wir sind aber doch nur zwei, mein Bruder und ich.“

„Es kommen Gäste,“ sagte Frau Stolpe mit einem merkwürdigen Ausdruck.

„Mein Bruder hat eine Gesellschaft geladen?“

„Es scheint so.“

„Wo steckt er denn?“

„Natürlich nebenan,“ antwortete Frau Stolpe mit einer gewissen schlecht verhehlten Geringschätzung. „Sie spielen Ball.“

Gottfrieds Gesicht verbüsterte sich. Er warf mit einer unwillkürlichen Bewegung seine Aktenuappe auf einen Stuhl und setzte den Hut darauf. Er machte einige Schritte und blieb dann vor der alten Dienerin stehen. Mit fast besorgter Miene sagte er:

„Weißt Du, meine alte gute Stolpe, die ganze Gesellschaft gefällt mir nicht: die Nachbarschaft, der Umgang.“

„Ja,“ seufzte Frau Stolpe, „früher war's hier schöner, das muß wahr sein! Da waren wir hier ganz ungestört. Aber jetzt . . .“

Gottfried nickte bestätigend und sagte vor sich hin:

„Ach, unser altes liebes Wannsee wird mir mit der Zeit gründlich verleidet! All die Prozenbauten! Und vollends seit diesem Frühjahr, seitdem wir diesen Herrn Templin in unmittelbarer Nachbarschaft haben! Ich begreife nicht, was Martin in dem Menschen sucht und findet! Was hat er von ihm? Vorzeitige frische Spargel und die ersten Rübzeier, schlechte Börsewitze und noch

schlechtere Gesellschaft! Ist das die Luft, die der Künstler atmen soll? Lernt er da, was er braucht, um vorwärts zu kommen?"

„Unser Martin ist gut,“ beschwichtigte Frau Stolpe. „Das ist doch die Hauptsache. Der Herr Rat nehmen die Sache wirklich zu schwer.“

„Nein!“ rief Gottfried, sich immer mehr in die Wut hineinredend. „Wenn Martin mit seinesgleichen bummelte, na, hübsch würde ich es freilich auch nicht finden, aber es würde mich wenigstens nicht bekümmern. Der Verkehr mit diesen untergeordneten Menschen ist das reine Gift für den Künstler! Ich würge es nun schon seit Wochen hinunter, ich muß es endlich loswerden, und ich werde mit Martin einmal ein ernstes Wort reden. Wie er es mit diesem Templin überhaupt aushalten kann — mir ist es unfaßlich!“

Die Alte schmunzelte pffiffig und sagte:

„Na, wenn Sie meine Meinung hören wollen, Herr Rat: wegen Herrn Templins geht er gewiß nicht nebenan.“

„Du meinst wegen der Theaterdamen, die da verkehren?“

Frau Stolpe blinzte schelmisch mit den Augen.

„Nur Fräulein Nellys wegen,“ sagte sie zutraulich flüsternd.

„Fräulein Nelly?“

„Man kann's unserem jungen Herrn wirklich nicht verdenken. Sie ist wunderhübsch. Und Herr Martin ist doch noch so jung. Jugend will austoben.“

„Er tobt nun nachgerade lange genug aus,“ antwortete Gottfried ziemlich ungehalten. „Und diese neueste Geschichte spielt ja schon wieder seit Monaten, oder wenigstens seit langen Wochen! Was ist denn eigentlich an dem Fräulein Nelly? Weißt Du etwas von ihr?“

„Sie singt Operette,“ gab Frau Stolpe zum Bescheid, „und ist Herrn Templins Freundin.“

„So ähnlich habe ich's mir gedacht,“ antwortete Gottfried mit verächtlichem Ausdruck.

„Nein,“ widersprach Frau Stolpe, „nicht so, wie Sie es meinen. Fräulein Nelly ist sehr gescheit. Das sagen alle Leute, die sie kennen. Sie ist auch noch keine Minute mit Herrn Templin allein geblieben, und wenn sie drüben Ball spielen, bringt sie jedesmal ihre Mutter und eine kleine Blondine mit.“

„Das sind Jugendwächter, die mir allerdings kolossalen Respekt einflößen,“ sagte Gottfried mit demselben mißachtenden Ausdrucke wie vorher.

„Nein, wirklich!“ rief Frau Stolpe eifrig. „Ich weiß es ganz genau, von der Köchin drüben, und der Kutsher hat's meinem Manne auch gesagt. Die geht aufs Heiraten aus. Die ist viel schlauer als Herr Templin, der sich für so klug hält. Zusammen essen, spazieren fahren, Ball spielen — warum denn nicht? Aber sonst . . .“ sie schnippte mit dem Mittelfinger und Daumen — „nicht das!“

„Um so schlimmer, wenn Du recht hast!“ sagte Gottfried ernst. „Die berechnenden Frauenzimmer sind die

aller schlimmsten und die allergefährlichsten. Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt! Ich will keine Scene mit meinem Bruder haben. Ich weiß, sie führt doch zu nichts. Mag er mit seinen Börstlern und Schauspielerinnen seine Zeit verlieren, soviel er will! Ich will mich nicht darüber ärgern. Ich richte mir jetzt meine Wohnung in Berlin ein. Der Spaß an unserem Bauernhäuschen ist mir völlig verdorben. Ich habe früher alle Unbequemlichkeiten gern ertragen und mich in Berlin mit einem Absteigequartier beholfen. Aber wenn ich's hier nicht einmal gemüthlich haben soll, dann danke ich dafür! Marttn kann sich hier allein amüsieren. Wenn er vernünftig ist, wird er schon zu mir kommen, oder ich komme zu ihn."

"Herr Rat," sagte Frau Stolpe mit einem gewissen unwillkürlich komischen Pathos, "wenn Sie gehen, gehe ich auch mit! Ohne Sie halte ich's hier nicht aus!"

"Und was wird denn aus Deinem Mann?"

"Ach," antwortete Frau Stolpe ärgerlich, "der kann seinen Schnaps allein trinken!"

"Hat er denn wieder angefangen?" forschte Gottfried.
"Er hatte mir doch feierlich versprochen . . ."

"Seitdem der Joseph Attenhofer wieder hier ist, der Schuft!" rief Frau Stolpe wütend. "Der hat ihn verführt! Der ganz allein! Mein Alter ist ja eine gute Haut, und er war so vernünftig geworden. Mal eine Flasche Livoli. Das war aber auch alles. Da sucht uns der Attenhofer wieder auf, der Taugenichts! — denn das

ist er, wenn er auch meiner einzigen Schwester Sohn ist! Ein Lump ist er! — Und nun ist das Gefause wieder losgegangen!"

Bei dem Namen Attenhofer hatte Gottfried aufgeblickt. Jetzt wiederholte er: „Attenhofer?“ und setzte, wie zu sich selbst redend, hinzu: „Der Mann hat sich ja heute bei mir melden lassen! Attenhofer,“ sagte er nochmals. „Das ist ja wohl der verkommene Mensch, über den Du früher meinem Vater und mir Deine liebe Not geklagt hast?“

„Herr Kat,“ sagte die Alte mit dem Brustton tiefster Überzeugung, „so'nen Tagelieb giebt's gar nicht noch einmal! Und dabei ein so gemeiner, roher Mensch! Ich fürchte mich vor ihm, ich, seine leibliche Tante! Und der Kerl hat die Dreistigkeit gehabt, zu Ihnen aufs Gericht zu kommen? Was wollte er denn da?“

„Ich habe ihn nicht vorlassen können. Ich war anderweitig beschäftigt.“

„Na, Gott sei Dank! Und wenn er noch einmal die Frechheit hat, werfen Sie ihn hinaus!“

Gottfried lächelte. „Das geht nicht so. Empfangen muß ich jedermann. Er kann mir ja etwas von Wichtigkeit zu sagen haben.“

„Was soll der Lump Ihnen von Wichtigkeit . . .“

Frau Stolpe brach plötzlich ab. Auf ihrem Gesichte spiegelte sich das äußerste Erstaunen und zugleich die größte Entrüstung. Von der Straße her hatte sie die ihr nur zu wohlbekannte Gestalt eines jungen Mannes,

der in der Richtung auf das Häuschen ging, erblickt. Sie stemmte die Hände auf die Hüften und war einen Augenblick geradezu sprachlos.

„O Gott bewahre!“ rief sie ganz entrüstet aus, nachdem sie sich einigermaßen gesammelt hatte. „Sollte man's denn für möglich halten? So 'ne Frechheit! Was sagt denn der Mensch dazu! Da kommt er, der Attenhofer! Dem will ich aber gut heimleuchten!“

Gottfried blickte nach der bezeichneten Richtung hin und sah einen mittelgroßen, augenscheinlich sehr kräftigen jüngeren Mann, breitschultrig, mit etwas krummen Beinen, in schäbiger Eleganz, mit sehr auffallender Krawatte.

„So,“ sagte er, „das ist der Attenhofer? Der scheint's ja allerdings sehr eilig zu haben.“

„Der Herr Rat werden den Laugenichts doch nicht vorlassen?“

„Doch, meine gute Stolpe. Ich werde ja sehen, ob er mir etwas von Belang zu sagen hat. Also öffne nur.“

„Wenn Sie meinen,“ sagte Frau Stolpe, die dem Befehl offenbar ungern gehorchte. „Aber thun Sie mir den Gefallen, Herr Rat, lassen Sie sich mit dem Kerl nicht ein.“

Sie ging mürrisch zur Gitterthür, öffnete und ließ Attenhofer eintreten. Seine Begrüßung erwiderte sie nicht. Als er den Namen des Herrn Landgerichtsrat Hellberg nannte, wies sie stumm mit dem Daumen nach hinten auf den Garten und bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

* * *

Attenhofer verbeugte sich linksch und tief, als er dem Beamten gegenüberstand. Gottfried musterte ihn aufmerksam. Das Äußere des etwa dreißigjährigen Mannes war nicht sehr einladend. Die breite, tiefe, über den Augen stark hervortretende Stirn, die tiefliegenden, kleinen blizenden Augen, die breite Nase, die wulstigen Lippen und die ungewöhnlich starken Kinnbacken bildeten ein häßliches Ensemble. Der Gesichtsausdruck war gemein und roh, der Bartwuchs gering, das blonde Haar durch Übermaß von Pomade auf den breiten Schädel festgepappt. Gottfried sah, da Attenhofer den runden Hut in der Hand hielt, den Scheitel in der Mitte, der bis zum Nackenansatz verlängert war. Der helle Sommeranzug saß schlecht und war offenbar aus einem billigen Laden fertig gekauft. Aber die Wahl des Musters und der Schnitt variierten deutlich die Eitelkeit des Käufers. In der bunten farbigen Krawatte steckte eine Nadel mit einem großen falschen Stein, und auf dem Zeigefinger der ungewöhnlich starken, breiten und knöchigen Hand trug Attenhofer einen gemeinen, unechten Ring. Das geübte Auge des Untersuchungsrichters sah auf den ersten Blick, daß der Mensch, der da vor ihm stand, ungewöhnliche Körperkräfte besitzen mußte.

„Sie sind der Joseph Attenhofer?“ redete ihn Gottfried an. „Sie haben sich heute vormittag schon bei mir auf dem Untersuchungsamte melden lassen. Was haben Sie mir zu sagen?“

Attenhofer, der dem Beamten gegenüber eine sehr de-

mühtige Haltung angenommen hatte, sagte leise, aber sehr bestimmt:

„Ich wollte Ihnen meine Dienste anbieten, Herr Landgerichtsrat.“

„Inwiefern?“ fragte Gottfried.

„Sie haben doch jetzt die große Einbruchsache von Scharrenknecht? Den Scharrenknecht kenne ich sehr genau, und seinen Mitangeklagten auch.“

„Woher?“ fragte der Untersuchungsrichter.

Attenhofer stockte und antwortete nach kurzer Pause ziemlich leinlaut:

„Ich . . . ich bin mit ihm zusammen gewesen.“

„Wo denn?“

Attenhofer schwieg wiederum eine Weile und sagte dann leise, ohne den Blick vom Boden zu erheben:

„Herr Rat können sich doch denken.“

Gottfried hatte die Wahrheit in der That längst erraten. Er wollte sie sich aber doch bestätigen lassen.

„Wie oft sind Sie schon bestraft?“ fragte er mit gleichgültigem Ausdruck ohne besondere Betonung.

„Bloß zweimal.“

„Weshwegen sind Sie verurteilt worden?“

„Das erste Mal wegen Körperverletzung . . . zu sechs Wochen; das andere Mal . . .“ Attenhofer stockte wieder und sagte dann wiederum sehr leise: „Wegen einer dummen Geschichte, in die mich der Scharrenknecht hineingeritten hat.“

„Aha. Was haben Sie denn da bekommen?“ forschte Gottfried weiter.

„Zwei Jahre.“

„Zuchthaus?“ ergänzte Gottfried.

Attenhofer beantwortete die Frage schweigsam.

„Seit wann sind Sie wieder auf freiem Fuße?“ fragte der Beamte weiter.

„Seit zwei Monaten.“

„Und was treiben Sie denn jetzt?“

„Das ist's ja eben!“ versetzte Attenhofer mit etwas ungezwungenerem Ausdruck. „Ich habe wohl eine kleine Anstellung bei dem Privat-Detektiv-Institute «Vigilantia» . . . Aber was kann man da verdienen! Sie sehen's mir ja an. Bei aller Sparsamkeit habe ich's noch nicht einmal dazu gebracht, mir Wäsche anzuschaffen. Papier!“ sagte er, auf die Manschette weisend. „Wenn man's auf zehn, zwölf Mark die Woche bringt, dann ist's auch alles.“ Und in immer zuversichtlicherem Tone setzte er hinzu: „Und dabei muß man den ganzen Tag auf den Beinen sein und herumlaufen, daß einem die Zunge am Gaumen klebt.“

Gottfried lächelte ein wenig.

„Na, na, Sie scheinen mir doch dafür zu sorgen, daß Ihre Zunge nicht zu trocken wird.“

„Ach, Herr Landgerichtsrat.“ sagte Attenhofer beinahe gemächlich, „ich kann Ihnen sagen, es ist ein saures Brot. Wissen Sie, was ich in den letzten drei Tagen verdient habe? Ganze zwei Mark. Gestern wurde ich im Asyl

für Obdachlose abgewiesen. Es war überfüllt. Ich habe im Freien pennen müssen. Vorige Nacht habe ich im Asyl genächtigt. Da habe ich auch heute morgen meine Mehlsuppe und meinen Knust Brot gekriegt. Aber seit heute früh halb sieben habe ich keinen Happen mehr gegessen. Wenn Sie mich beschäftigen wollten, Herr Rat, es sollte Ihr Schade nicht sein. Ich könnte Ihnen doch manches sagen, was Sie von einem anderen nicht so leicht erfahren, und was Sie gewiß gern erfahren möchten. Denn ich kenne sie alle; die Brüder. Aber ich will mit ihnen nichts mehr zu thun haben. Ich will ein ordentlicher Mensch werden.“

„Das ist sehr löblich,“ versetzte Gottfried, „aber Sie wenden sich an eine falsche Adresse. Ich kann mich mit Ihnen nicht einlassen. Sprechen Sie mit einem der Herren Kriminalkommissare . . .“

„Du meine Güte!“ entgegnete Attenhofer achselzuckend. „Die Kriminalkommissare! Mit denen läßt sich ja gar nichts anfangen! Die verpfuschen alles!“

Gottfried machte einen Schritt zurück und mit den Worten: „Weiteres habe ich Ihnen nicht zu sagen!“ wandte er sich ab.

Attenhofer folgte ihm, und in dem weinerlich stehenden Tone zudringlicher Bettler sagte er: „Herr Landgerichtsrat!“

Gottfried sah ihn nun scharf an und sagte mit Bestimmtheit, ohne übertrieben schroff zu werden:

„Ich wiederhole Ihnen, wir sind fertig miteinander. Also bitte!“ Er wies nach dem Gitterthor.

Attenhofer ging mit gesenktem Haupte einige Schritt auf das Thor zu, langsam und ungeschlüssig. Auf der Mitte des Weges blieb er stehen und kehrte wieder um.

Gottfried hatte es nicht bemerkt, denn er sah jetzt von der anderen Seite her Martin kommen, der, nachdem er den Bruder erblickt hatte, seine Schritte beschleunigte. Martin trug ein elegantes Lawn-Tennis-Kostüm, helle Flanellbeinkleider ohne Weste, mit einem breiten bunten Gurt, Seidenhemd mit umgeschlagenem Kragen, einen grellfarbigen Filzhut, leichte helle Stoffschuhe mit Gummisohlen, und hatte den Schläger in der Hand.

„Es ist mir lieb, daß ich Dich treffe,“ sagte Martin, als er sich Gottfried genähert hatte. „Aber fertige zunächst den Mann da ab. Ich habe mit Dir allein zu sprechen.“

Gottfried wandte sich erstaunt um und sah wenige Schritt von den beiden entfernt Attenhofer, der den Hut in den Händen drehte. Jetzt fuhr ihn Gottfried schröder an:

„Sind Sie noch da? Ich habe Ihnen doch gesagt . . .“

Mit schlürfenden Schritten trat Attenhofer an Gottfried heran, und in widerwärtig winselndem Tone brachte er die Worte hervor:

„Herr Landgerichtsrat! Mich hungert! Und wenn einen Menschen hungert . . .“

„Ach was!“ rief Gottfried ungehalten. „Wenn Sie arbeiten wollen, brauchen Sie nicht zu hungern! Nun machen Sie endlich, daß Sie fortkommen!“

„Herr Landgerichtsrat!“ wiederholte Attenhofer noch

zubringlicher und jämmerlicher. Und als er sah, wie Gottfried sich nicht bewegen ließ, auch nur noch den Kopf nach ihm zu wenden, trat er, sich schwerfällig vorwärts schiebend, an Martin heran und sagte wiederum in demselben weinerlichen Tone: „Und Sie, junger Herr, haben Sie denn auch kein Mitleid mit einem Unglücklichen?“

Martin wollte den lästigen Bettler los werden, griff in die Tasche und gab ihm ein Zweimarkstück.

„Nun lassen Sie uns allein!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Attenhofer, während er das Geld in die Tasche gleiten ließ. „Und wenn Sie einmal einen Menschen brauchen können, der irgend etwas auszukundschaften hat . . .“ Martin machte eine eigentümliche Bewegung bei diesen Worten. „Es kommt ja vor,“ fuhr Attenhofer fort. „Dann fragen Sie nur im Detektiv-Institut «Vigilantia», Aderstraße 17, nach Joseph Attenhofer. Nochmals schönsten Dank, Herr Graf!“

Er entfernte sich.

Als er die Bitterthür zugeschlagen und den Hut aufgesetzt hatte, erhob er den Kopf und ging nun ganz vergnügt der nächsten Kneipe zu.

* * *

„Weshalb hast Du denn den armen Teufel so schlecht behandelt?“ fragte Martin. „Du bist doch sonst nicht so hartherzig.“

„Weil er's nicht besser verdient, der Lump!“ gab Gottfried zur Antwort.

„Zu seinem Vergnügen bettelt kein Mensch.“ Mit einem eigentümlichen Ausdruck fuhr Martin fort: „Es kann doch einmal vorkommen, daß man so einen Kerl gebrauchen kann.“ Und er wiederholte wie memorierend: „Vigilantia, Attenhofer.“

„Hoffentlich wirst Du mit solchem Gesindel nicht auch noch zu verkehren brauchen,“ bemerkte Gottfried, offenbar schlecht gelaunt.

Martin blickte erstaunt seinen Bruder an.

„Auch noch? Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich werde es Dir gelegentlich deutlicher sagen.“

„Was hast Du nur?“ fragte Martin. „Du siehst so verstimmt aus.“

„Ich habe mich geärgert.“

„Das thut mir heute doppelt leid. Ich wollte Dich mit den Damen, die bei Templin zu Gast sind, und die ich zum Kaffee geladen habe, bekannt machen. Wenn Du ihnen aber ein so mürrisches Gesicht zeigt . . .“

„Dann ist es Dir schon angenehmer,“ fiel Gottfried ein, „ich zeige mich lieber gar nicht . . . Mir auch.“ Er machte einen Schritt nach dem Kaffeetisch zu, um den Hut und die Akten, die er auf den Stuhl gelegt hatte, zu nehmen.

„Ich finde dich sehr unfreundlich!“ rief ihm Martin mit ernstem Vorwurf nach.

Gottfried blieb stehen und wandte sich wieder seinem Bruder zu.

„Unfreundlich, weil ich an Deinen kleinen Scherzen kein Vergnügen finde? Ich kann's leider nicht ändern.“

„Ich verlange gar nicht, daß Du meine «kleinen Scherze», wie Du sagst, mitmachen sollst,“ entgegnete Martin gereizt. „Ich habe aber allerdings vorausgesetzt, daß wir die Pflichten des Wirtes gemeinsam erfüllen, wenn einer von uns hier Besuch empfängt. Es wird Dir natürlich nicht schwer werden, es hier so ungemütlich wie möglich zu machen.“

„Gerade um keine ungemütliche Stimmung in Deine Gesellschaft zu bringen, will ich mich ja entfernen,“ erwiderte Gottfried.

„Deine Abwesenheit genügt schon vollauf, um meine Gäste zu verstimmen.“

„Wieso? Ich kenne ja die Herrschaften gar nicht!“

„Du weißt ganz gut, daß Fräulein Sand und Fräulein Frohnsdorf zum Theater, und sogar zum Theater des leichtesten Genres gehören. Die Damen machen sich keine Illusionen darüber, daß in unseren gesellschaftlichen Kreisen gerade gegen die Operettensängerinnen ein sehr starkes Vorurteil besteht . . .“

„Das nach meinen philisterhaften Begriffen auch vollkommen berechtigt ist,“ warf Gottfried ein.

„Nicht in allen Fällen!“ entgegnete Martin. „Und in dem vorliegenden Falle ganz und gar nicht. Und weil die Damen, die ich erwarte, das gehässige Vorurteil nicht verdienen . . .“ Gottfried machte eine leichte Be-

wegung der Ungläubigkeit. Martin erhob etwas die Stimme und sagte sehr bestimmt: „Ich weiß es!“

„Woher willst Du es denn wissen?“ fragte Gottfried mit einem Nücheln, das seinen Bruder unangenehm berührte.

„Erkundige Dich nach Fräulein Sand, bei wem Du willst!“ erklärte Martin mit einer gewissen Erregung und großer Entschiedenheit. „Ich selbst habe die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen. Nicht einmal die Verleumdung hat sich an sie herangewagt! Ich bin meiner Sache vollkommen sicher! . . . Und weil diese Damen auf Respekt denselben Anspruch haben wie jedes andere anständige Mädchen, sind sie in ihrer heiklen Stellung besonders empfindlich. Wenn Du Dich nun nicht zeigst oder demonstrativ zurückziehst, so werden sie das als eine beabsichtigte Zurückhaltung ansehen und sich mit Recht gekränkt fühlen . . .“

„Was verlangst Du denn eigentlich von mir?“ entgegnete Gottfried mit scharfer Betonung der einzelnen Wörter. „Die Gesellschaft, die Du Dir geladen hast, ist mir persönlich unangenehm und langweilig. Vielleicht habe ich unrecht. Es ist sehr wohl möglich. Es ist eben Geschmacksache. Ich motiviere meinen Rückzug keineswegs mit meinen moralischen Eigenheiten, und noch weniger mit den moralischen Defekten anderer. Ich habe einfach keine Fühlung mit den Herrschaften vom Theater, und Herr Templin ist mir geradezu widerwärtig. Ich fühle ein physisches Unbehagen, wenn der Mensch nur den Mund aufthut. Schon diese Sprache! Die Niedrigkeit

des Wüßels, aber ohne die Frische und den gesunden Humor des Volkes! Mich macht's elend, Du hältst es aus. Du magst bleiben, ich gehe."

Er machte wieder einige Schritte . . .

In dem Augenblick erklang Aftas helles lautes Lachen. Martin trat an seinen Bruder heran und flüsterte ihm zu:

"Da kommen sie schon! Ich bitte Dich," fügte er mit besonderem Ausdruck hinzu, "ich bitte Dich herzlich, sage ihnen zum mindesten ein paar freundliche Worte."

Gottfried mußte dem Wunsch des Bruders wohl oder übel willfahren. Der Augenblick, sich unbemerkt der Gesellschaft zu entziehen, war versäumt. Jetzt hätte sein auffälliger Rückzug wirklich etwas Verlegendes gehabt.

Die beiden jungen Mädchen sahen in ihren kleidsamen koketten Lawntennis-Kostümen entzückend aus. Einen weniger angenehmen Eindruck machte Frau Sand in ihrem dunkeln Kleide mit dunkelfarbigem Umschlagetuch, deren hagerer Gestalt man den gesegneten Appetit, dessen sie sich erfreute, nicht anmerkte.

Auf den ersten Blick hatte Gottfried erkannt, daß das graziose, schlankte, blonde Mädchen Fräulein Sand war, für die sich sein Bruder soeben chevaleresk ereifert hatte. Es war ihm auch sogleich aufgefallen, daß Kellys Kleid am Halse durch eine ungewöhnlich schöne Brosche: einen Salamander, dessen Rücken mit wundervollen Rubinen bedeckt war, geschlossen wurde, und blickschnell machte er sich klar, daß die Kostbarkeit dieses Schmuckes auf die

von seinem Bruder gerühmten Eigenschaften der jungen Künstlerin denn doch ein bedenklisches Licht warf.

Martin war ihnen einige Schritte entgegengegangen, hieß die Ankömmlinge in seinem bescheidenen Heim herzlich willkommen und stellte seinen Bruder Frau Sand, Fräulein Kelly Sand und Fräulein Frohnsdorf vor.

„Die Herren kennen sich ja,“ fügte er, zu Templin gewandt, hinzu.

Gottfried, der die Damen artig begrüßt hatte, grüßte Herrn Templin gerade genug, um nicht unartig zu sein.

„Es ist ja ganz reizend bei Ihnen!“ rief Kelly, die sich im Garten ein wenig umgesehen hatte.

„Entzückend!“ bekräftigte Asta.

Frau Sand sagte kein Wort. Sie hatte sofort den gedeckten Kaffeetisch erspäht und tauschte mit Frau Stolpe, die eben den Kaffee eingoß, Blicke freundlichen Einvernehmens.

Mit dem verhärmtten Ausdruck, der ihr eigentümlich war, näherte sie sich unmerklich dem Tische, setzte sich, zuckerte ihren Kaffee, goß Sahne hinzu und rückte den Suchenteller näher.

„Wir fühlen uns hier wohl,“ sagte Martin. „Wir kennen es nicht anders. Wer aber von nebenan kommt, muß hier seine Ansprüche ganz bedeutend herabsetzen, wenn er es bei uns hübsch finden will.“

„Das sehe ich nicht ein,“ entgegnete Kelly. „Hier ist es anders, aber nicht weniger schön. Und Herr Templin wird's mir gewiß nicht übelnehmen, wenn ich sage,

daß es mir hier eigentlich noch besser gefällt. Hier ist es ländlicher, intimer, bewohnter. Hier hat alles so etwas Patriarchalisches . . .“

„Sie haben ja so recht!“ fiel Templin mit breitem Lachen ein. „Hier ist der ruhig besetzte Grundbesitz, und wir sind die unruhigen Eindringlinge. Aber das verhindert nicht, daß wir erst Leben in die Bude gebracht haben. Früher war's hier rein zum Auswachsen.“

Asta hatte sich nach hinten gewandt und rief in wahrer Bewunderung aus:

„Ach, hier kann man ja auch den See vom Garten aus sehen! Und das reizende Boot! Gehört es Ihnen?“ Und auf Martins zustimmende Bewegung fuhr sie, sich an Templin wendend, fort: „Wenn Sie wirklich galant wären, würden Sie mich ein Viertelstündchen herumrubern.“

„Mit Wonne!“ rief Templin. „Aber der Kaffee wird kalt. Sie sehen ja, Mama Sand geht uns schon mit gutem Beispiel voran.“

Nelly machte eine kaum merkliche Bewegung des Unwillens über die „Mama Sand“, der durch die unangenehme Wahrnehmung noch verstärkt wurde, daß ihre Mutter gerade im Begriff stand, ein großes Stück Kuchen in die Tasse zu tauchen und die aufgeweichte Masse, die sich von dem konsistenteren, nicht eingetauchten Stück abzulösen drohte, schnell in den schon geöffneten Mund zu führen.

„Was kommt denn darauf an?“ versetzte Asta. „Der

Kaffee kann meinetwegen kalt werden! Für Bootfahren lasse ich mein Leben. . . . Aber Sie können wahrscheinlich nicht rudern und suchen irgend einen Vorwand.“

„Ich nicht rudern?“ wiederholte Templin, indem er sich stolz aufrichtete. „Wenn Sie mich bei den Ambitionslocken kitzeln . . . und wenn die Herrschaften es nicht übelnehmen,“ fügte er mit einer leichten Verbeugung gegen die anderen hinzu.

„Ich nehm's auf mich!“ rief Asta lustig dazwischen. „Kommen Sie nur! Bloß hinüber und herüber!“

Sie eilte davon und rief, während sie die Senkung zum Ufer hinabstieg, Nelly zu:

„In zehn Minuten sind wir wieder da!“

Templin folgte ihr und machte das Boot los.

Gottfried hatte während des kurzen Zwiegesprächs Nelly aufmerksam ins Auge gefaßt. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sein Bruder zum mindesten einen guten Geschmack hatte. Aber der Rubin salamander wollte ihm gar nicht gefallen.

Jetzt trat die Künstlerin näher an ihn heran und sagte ihm, obwohl er seinen Unmut durch nichts ver-raten hatte:

„Sie sind gewiß recht ungehalten darüber, daß wir wie die Wilden hier einbrechen und Sie in Ihrer Beschaulichkeit stören.“

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein!“ erwiderte Gottfried mit artiger Neigung des Kopfes. „Ganz und

gar nicht! Im Gegenteil! Ich muß es nur aufrichtig bedauern, daß ich selbst heute so wenig thun kann, um Ihnen den Aufenthalt hier angenehm zu machen. Ich habe das meinem Bruder eben schon gesagt, und Sie sehen's ihm ja an, daß er nicht sehr zufrieden mit mir ist. Als freier Künstler besitzt er kein Verständniß dafür, daß wir Beamte an der Kette der Pflicht liegen. Die Herren Verbrecher sind aber leider so rücksichtslos, daß sie die Bureaustunden der Behörden nicht inne halten und sich um die geselligen Freuden eines Untersuchungsrichters nicht kümmern. Ich habe heute Wichtiges, Dringliches, Anaufschiebbares zu erledigen. Ich darf aber wohl gewiß darauf rechnen, daß Sie meinen ungalanten Ausbruch gütig verzeihen werden."

"So leid es mir thut," antwortete Nelly, „auf die Freude, den Bruder des Herrn Baumeisters ein wenig näher kennen zu lernen, verzichten zu müssen, so verstehe ich doch vollkommen. Ich möchte Ihnen keine Minute Ihrer kostbaren Zeit rauben.“ Und indem sie sich mit freundlichem Lächeln gegen ihn wie zum Abschied verneigte, sagte sie freundlich: „Also vergnügte Arbeit, Herr Untersuchungsrichter!“

Gottfried grüßte ebenfalls sehr höflich, nahm seine Akten, begrüßte auch Frau Sand, die eine kleine Pause machte, um zu überlegen, ob sie noch ein Stück Rapfkuchen oder ein Stück Streußelkuchen essen sollte, und begab sich in das Haus.

* * *

Kelly sah dem Davongehenden lächelnd nach und sagte mit pfißfigem Ausdruck:

„Wissen Sie, daß mir ein schändlicher Verdacht aufsteigt?“

„Welcher Art?“ fragte Martin.

„Ich glaube,“ fuhr Kelly in scherzhaftem Tone fort, „Ihr Herr Bruder hat mich eben mit der treuherzigsten Miene von der Welt gehörig angelogen.“

Martin hatte Mühe, seine Verlegenheit zu bekämpfen.

„Wie können Sie nur denken!“ sagte er, um irgend etwas zu sagen.

Kelly lächelte noch mehr.

„Amtspflicht und Berufsarbeit!“ rief sie fröhlich.

„Das flößt mir immer unüberwindliches Mißtrauen ein.“

„Aber welche Veranlassung könnte er wohl haben . . .“

„Nun lügt der auch noch! Wenn doch ein Spiegel hier wäre! Sie werden ja rot bis über die Ohren, wie ein ertappter Sünder! . . . Welche Veranlassung? fragen Sie.“ Und in verändertem, vertraulicherem Tone sagte sie halblaut: „Er will uns eben allein lassen. Ich hab's beim ersten Worte gemerkt.“

Kelly glaubte also, daß Gottfried von Martin zu seinem Rückzuge veranlaßt worden sei. Martin freute sich des Mißverständnisses und sagte nun beruhigter:

„Und wenn ich meinen Bruder wirklich gebeten hätte, uns allein zu lassen?“

„Ich wäre Ihnen nicht böse,“ versetzte Kelly einfach.

Martin sah sie zum erstenmal mit wahrhaft zärtlichem

Ausdruck an, und er ertrug diesmal Nellys freundlichen Blick.

„Was soll ich Ihnen lange Geschichten vormachen!“ fuhr sie fort. „Wenn Sie mich nicht gebeten hätten, wäre ich wahrhaftig nicht wiedergekommen. Und Ihre gestrige Aufforderung konnte ich ja nicht anders verstehen, als daß Sie mit mir etwas allein zu besprechen haben.“

„Ja,“ bestätigte Martin, und einen verstohlenen Blick nach dem Kaffeetisch werfend, setzte er mit leiser Stimme hinzu: „Wenn wir nur allein wären! Wirklich allein!“

Nelly verstand ihn. Sie erhob die Stimme und sagte so laut, daß ihre Mutter es hören mußte:

„Wo Afta und Herr Templin nur bleiben! Mama, Du solltest Dich doch einmal nach ihnen umsehen!“

Frau Sand erhob sich sofort und ging kauend, mit einem großen Stück Napfkuchen in der Hand, auf den kleinen Weg zu, der nach dem Ufer hinabführte. Nelly näherte sich ihr und flüsterte ihr leise zu:

„Thu' mir die einzige Liebe, Mama, und isß nicht so viel!“

Frau Sand kaute und setzte ihren Weg fort.

„Nun sind wir allein,“ sagte Nelly lächelnd, indem sie sich dem Baumeister wieder zuwandte.

Martin ergriff ihre Hand und rief mit warmer Freude aus:

„Sie sind das liebste und reizendste Geschöpf von der Welt!“ Er wollte ihre Hand an seine Lippen führen, aber Nelly zog sie zurück und verwies ihn liebenswürdig:

„Bitte, hübsch artig! Sonst rufe ich den großen Bruder.“

„Rufen Sie, wen Sie wollen!“ erwiderte Martin beinahe ausgelassen. „Meinetwegen mag's hören und sehen, wer da will! Und Sie, Sie müssen mich hören, ob Sie wollen oder nicht! . . . Ich will sehr ernst mit Ihnen sprechen,“ setzte er langsam hinzu.

„Auf einmal so feierlich?“ fragte Kelly verwundert.

„Hören Sie mich . . . Das Leben, das ich jetzt führe, ist eine Tollheit. Alles ist mir verleidet: Arbeit und Müßiggang, Wachen und Schlafen! Der eine Gedanke verfolgt mich, das eine Verlangen erfüllt mich zu jeder Stunde und überall: Sie zu sehen, Sie zu hören, mit Ihnen zusammen zu sein! Und wird mein sehnlischer Wunsch erfüllt, dann fühle ich mich erst recht jämmerlich! Dann drängen sich so und so viel lästige und widerwärtige Menschen zwischen uns, — und wenn es auch nur einer ist, einer genügt auch! — und ich stehe dumm dabei! Ich darf Ihnen nicht sagen, was ich fühle! Ich muß mich an dem thörichten Geschwätz beteiligen, es ruhig mit ansehen, wie der erste beste Laffe Ihnen etwas vorschwärmt, und wie Sie ihm gerade so freundlich zulächeln wie mir!“

„Nein, nicht so freundlich,“ warf Kelly ein. „Ganz anders.“

„Sie müssen doch fühlen,“ fuhr Martin eindringlich fort, „was ich für Sie empfinde . . . seit Wochen und Monden!“

Nelly senkte den Blick und sagte langsam, mit unsicherer Stimme:

„Ich habe nicht gewagt, es zu glauben. Ich habe eine furchtbare Angst gehabt. Deswegen habe ich die Augen lieber halb geschlossen. Ich habe gefürchtet: wenn ich zu genau hinsehe, entdecke ich vielleicht eine häßliche Wahrheit . . .“

„Nelly!“ fiel Martin vorwurfsvoll ein.

„Und das hätte mich sehr traurig gemacht,“ fuhr sie ernst fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten.

„Nein!“ rief Martin mit aufrichtiger Wärme. „Öffnen Sie getrost die Augen und blicken Sie mir tief ins Herz hinein!“

„«Damit Du kannst sehen, wie treu ich es mein!» wie es in dem alten Liede heißt?“ fragte Nelly, noch immer zögernd.

„Ja wahrhaftig, «wie treu ich es mein!»“ wiederholte Martin feurig. „Und Sie, Nelly, meinen Sie es auch gut und treu mit mir? So gut, daß ich Sie schützen darf wie mich selbst? Daß wir eins sind und bleiben für nun und alle Zeiten?“

Nelly sah ihm gerade in die Augen.

„Befinnen Sie sich wohl,“ fuhr Martin fort. „Wie ich Ihnen alles gebe, begehre ich auch alles von Ihnen. Ich verlange schwere Opfer. Mit einem unerbittlichen Schnitt haben Sie Ihr Leben von gestern loszulösen von Ihrem Leben von heute. Auf Ihre bisherige Thätigkeit,

auf die Freiheit, die sie Ihnen gewährte, auf Ihren Umgang müssen Sie verzichten, müssen sich einschnüren in die engen und klemmenden Satzungen unserer Gesellschaft und ihrer Vorurteile, müssen den schönen Träumen von Glanz und Herrlichkeit, die im Gemüt einer jeden Bühnenkünstlerin einmal gespuht haben, ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen sagen! Können Sie das? Wollen Sie das?"

Nelly hatte den Blick nicht von ihm gelassen. Das Glück, das sie empfand, verklärte ihre schönen Züge. Aber sie wagte noch immer nicht, dem Gefühle, das sie ganz beherrschte, zu trauen, und ein gewisser wehmütiger Zug spielte um ihre Lippen, als sie ihm sagte:

„Wenn Sie den Wunsch hätten, daß ich »nein« sagen sollte, könnten Sie kaum anders zu mir sprechen. Sie erschrecken mich ja!“

„Das will ich nicht!“ versetzte Martin mit überzeugender Einfachheit. „Aber wenn ich mir vergegenwärtige, was ich von Ihnen verlange, und was ich Ihnen bieten kann, dann fühle ich, daß ich Sie nicht zu einer Antwort bestimmen darf, die Sie vielleicht dereinst bereuen müßten.“

„Ich würde nichts bereuen,“ sprach Nelly mit einem Ernste, der beinahe etwas Feierliches hatte. „Aber bringen Sie mich nicht um meine Fröhlichkeit! Ein solches Ja, wie Sie es hören wollen, kann nur aus fröhlichem Munde kommen.“

„Ich bin gewiß ungeschickt,“ rief Martin, und die Stimme dämpfend, mit verhaltener Leidenschaft murmelte

er zwischen den Bühnen: „Nelly, ich bin eifersüchtig . . . Und dieser Templin!“

Nelly lächelte in reizender Weise und sagte gutmütig:

„Aber, lieber Freund, wie können Sie nur? Sie haben doch eben aus meinem Munde gehört . . .“

„Ja, ja!“ rief Martin ungeduldig und erregter. „Sie haben mir alles gesagt! Aber . . . darf ich ganz frei mit Ihnen sprechen?“ Und ohne Nellys Erlaubnis abzuwarten, beantwortete er die von ihm gestellte Frage selbst: „Ja, ich darf es, ich muß es sogar! Etwas beunruhigt mich, vielleicht eine Kleinigkeit. Sie werden mich am Ende auslachen. Aber mich würde es aufs äußerste verletzen, wenn Sie von Herrn Templin irgend ein Geschenk, das einen gewissen Wert repräsentiert, annähmen.“

Nelly sah ihn erstaunt, fast befremdet an.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie langsam.

„Sie tragen heute eine Brosche,“ fuhr Martin, etwas unsicherer geworden, fort, „die ich noch nie an Ihnen bemerkt habe.“

Nelly biß die Lippen fest zusammen und blies den Atem durch die zitternden Nasenflügel.

„Ich meine den Salamander mit Rubinen,“ erläuterte Martin sehr überflüssiger Weise, als ob Nelly nicht sogleich verstanden hätte.

Nelly wandte alle Kraft der Selbstbeherrschung auf, um durch keine Miene zu verraten, was in ihr vorging. Der Baumeister irrte sich zwar vollkommen in seiner Voraussetzung, daß dieser Schmuck ein Geschenk des Borsen-

spielers sei, aber er hatte doch eine wunde Stelle berührt. Nelly war von jeher etwas leichtsinnig im Geldausgeben gewesen, aber den größten Leichtfinn ihres Lebens hatte sie gerade heute vormittag begangen. Ein gewisser Ottrott, der sich Juwelier nannte, in Wahrheit aber das ziemlich zweideutige Geschäft betrieb, Juwelen zu gewöhnlich übertrieben hohen Preisen auf Kredit an junge Damen vom Theater zu verkaufen, in der sicheren Voraussicht, daß er schon zu seinem Gelde kommen werde, der nebenher auch noch jungen, schönen Künstlerinnen, deren Jugend und Schönheit ihm als genügende Sicherheit erschien, unter Anrechnung hoher Zinsen Geld auf Wechsel lieh, war im Laufe des Vormittags bei Nelly gewesen, hatte ihr den Rubin salamander gezeigt und ihr mit einer wahrhaft betäubenden Suada kargemacht, daß der Ankauf dieses Schmuckgegenstandes nichts anderes als eine sichere Kapitalanlage für sie sei. Alle Einwendungen, die der gesunde Menschenverstand der in Geldsachen durchaus unerfahrenen Künstlerin erhob, hatte er mit leichter Hand beseitigt, und nach einer halben Stunde hatte er Nelly, die in den originellen Schmuck ganz vernarrt war, mit höflichem Gruße und dem von ihr acceptierten Wechsel in der Tasche schmunzelnd verlassen.

„Aber so sagen Sie doch nur ein Wort!“ rief Martin erregt. „Sie spannen mich auf die Folter! Ich bin doch kein lächerlicher Philister! Wenn Sie es nicht übers Herz gebracht haben, das Geschenk gleich zurückzuweisen, weil Ihnen die Brosche eben zu sehr gefallen hat — es

ist ja noch immer kein Unglück, es kann ja noch geschehen! Ich kann nur nicht so mit Ihnen sprechen, wie ich mit Ihnen sprechen möchte, wenn ich die widerwärtige Schlange da an Ihrem Busen sehe.“

Nelly hatte sich gesammelt.

„Ich bin Ihnen nicht ins Wort gefallen,“ versetzte sie ruhig, „weil ich Sie im ersten Augenblick gar nicht verstanden habe. Sie dürfen mit mir sprechen, wie Sie mit mir sprechen wollen, und ich brauche den Schmuck nicht zu verbergen. Es ist kein Geschenk des Herrn Templin oder eines anderen. Ich habe ihn mir gekauft, heut vormittag. Ich denke, mein Wort wird Ihnen genügen.“

Martin fühlte sich wie vom Alp befreit. Er atmete tief auf und streckte Nelly beide Hände entgegen, in die sie etwas ängstlich einschlug.

„Sie vergeben mir meinen Argwohn?“

Nelly nickte stumm.

„Und um diesen Herrn Templin habe ich mich also nicht zu kümmern?“ fragte Martin.

„Machen Sie doch nicht so viel unnütze Worte über den Herrn,“ erwiderte Nelly mit leichtem Vorwurf. „Ich wiederhole Ihnen, was Sie längst wissen: mir liegt nicht das geringste daran, den Umgang mit ihm fortzusetzen. Ich werde sogar die erste passende Gelegenheit benutzen . . .“

„Dafür lassen Sie mich nur sorgen!“ warf Martin ein. „Und nun ich weiß, daß sich kein dritter zwischen uns drängen darf, nun bitte ich Sie, vergessen Sie alles,

was Sie hat verstimmen können. Seien Sie wieder fröhlich!"

Er trat dicht an sie heran und sah ihr gerade ins Gesicht. Dann sagte er, langsam und leise:

"Ein Dasein bescheidenen Wohlstandes, freilich ohne nagende Sorgen, aber auch ohne strahlende Freuden, wie der Reichtum sie gewährt, ein Herz voll Liebe und ein Name in Ehren — ist Ihnen das genug!"

"Ja!" hauchte Nelly.

Martin schloß sie in seine Arme und fragte lächelnd:

"Aus fröhlichem Munde?"

Nelly barg den Kopf an seiner Brust und flüsterte kaum hörbar, glücklich: "Ja."

Sie löste sich ungestüm aus der Umarmung, denn die Stimmen der Nahenden drangen jetzt zu ihnen. — —

"Ich habe ihm unrecht gethan!" rief Asta schon von weitem, als sie Nelly erblickte. "Er kann wirklich rudern! Und wie habe ich gesteuert?" fragte sie, sich an Templin wendend.

"Einfach großartig!" erwiderte Templin.

"Habt Ihr Mama nicht gesehen?" fragte Nelly. "Ich habe sie Dir nachgeschickt."

Templin lächelte pfeffig, kniff ein Auge ein und machte eine Kopfbewegung gegen Martin, während er zu Nelly sagte:

"Unser Baumeisterchen wird Ihnen das nicht weiter übelgenommen haben."

Nelly sah ihn mit kalten durchdringenden Blicken

ruhig an und wandte sich dann wieder zu Asta, ohne auf die Unterbrechung zu achten:

„Ich habe Dir Mama nachgeschickt, weil ich mich nicht ganz wohl fühle und mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückfahre. Kommst Du mit?“

„Was denn?“ fiel Templin ein. „Mit dem nächsten Zuge? Das ist ja Raff! Was soll denn da aus unserem Krebsessen werden?“

„Ich sollte meinen,“ nahm nun Martin das Wort, und er gab seiner Rede einen möglichst kalten, geschäftsmäßigen Ausdruck, „Fräulein Nelly hätte sich deutlich genug ausgedrückt.“

„Gewiß doch!“ erwiderte Templin. „Ich bin aber auch deutlich, und ich sage, es geht einfach nicht.“

Asta war von Nellys Bemerkung offenbar unangenehm berührt worden. Nelly sah es ihr auch an und sagte ihr:

„Wenn Du Lust hast, hierzubleiben — ich nehme es Dir nicht im geringsten übel . . . Wir fahren, Mama und ich.“

„Wie unangenehm!“ rief Asta enttäuscht. „Ich kann doch nicht allein . . . Was fehlt Dir denn?“

„Ich sag's Dir später,“ antwortete Nelly ebenso leise, wie Asta gefragt hatte. „Einstweilen will ich mich zu rechtmachen.“

Inzwischen war Frau Sand wieder unbemerkt erschienen und harrte am Kaffeetische der Dinge, die da kommen sollten. Sie nahm wieder ein Stück Kuchen mit und folgte ihrer Tochter, als sich Nelly mit flüch-

tigem Gruße verabschiedete. Asta schloß sich den beiden an. Templin wollte ihnen nachhelfen. Martin aber trat ihm in den Weg und sagte ruhig und fest:

„Bitte, Herr Templin, ein Wort!“

„Nachher!“ rief Templin. „Zunächst will ich den Durchgängern den Rückzug abschneiden.“

„Nein, bitte, gleich!“ sprach Martin mit solcher Entschiedenheit, daß Templin ganz überrascht aufblickte und wiederholte:

„Gleich? Das klingt ja höllisch ernst!“

„Es ist auch ernst,“ bestätigte Martin.

„Na, wo brennt's denn?“

„Herr Templin,“ sagte Martin, und er betonte schärfer, als es sonst seine Gewohnheit war, „ich bin Ihnen für manche Aufmerksamkeit, die Sie mir erwiesen haben, Dank schuldig.“

„Bitte, bitte! Gern gesehen!“ warf Templin gemüthlich ein.

„Und ich bedauere lebhaft,“ fuhr Martin, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort, „daß ich diese Schuld nicht abtragen kann.“

„Aber machen Sie doch keine Witze, Baumeisterchen!“

„Es wird Sie in Erstaunen setzen, daß ich jetzt in einem anderen Ton zu Ihnen spreche, als bisher. Aber ein Ereigniß, das sich soeben vollzogen hat, berechtigt und verpflichtet mich dazu.“

„Nun hören Sie doch endlich mit Ihren Rebusen auf! Was ist denn eigentlich los?“ fragte Templin.

„Ich habe mich mit Fräulein Sand eben verlobt,“ bemerkte Martin ruhig.

Templin taumelte ein paar Schritte zurück.

„Was!“ rief er. „Sie? Sich verlobt?“ Er bemühte sich zu lächeln und setzte hinzu: „Ach, Sie wollen mich gewiß bloß . . .“

„Es ist der Wunsch meiner Braut,“ fiel Martin ein, „aus dem Kreise, in dem sie sich bisher bewegt hatte, völlig herauszutreten. Sie wird die Bühne verlassen, und ich habe Sie zu bitten, Fräulein Sand nicht mehr einzuladen, da sie eine Einladung von Ihnen doch nicht annehmen könnte.“

Das Lächeln Templins, das zunächst etwas Gefünsteltes gehabt hatte, war nun ehrlich und natürlich geworden.

„Baumeisterchen, wenn Sie nicht ein so verkehrtes ernsthaftes Gesicht machen, würde ich . . .“

Martin ließ ihm wieder keine Zeit, den Satz zu vollenden, und sprach in demselben erustem, gemessenen Tone wie vorher:

„Als wohlherzogener Mann werden Sie einer Dame die Unannehmlichkeit ersparen, Ihnen zu verstehen zu geben, daß sie den Verkehr mit früheren Bekannten nicht mehr aufrecht zu erhalten wünscht, da sie eben nicht mehr frei ist . . .“

„Ich bin einfach pass!“ rief Templin, jedes einzelne Wort von dem anderen durch eine kleine Pause trennend.

„Nuch mir,“ schloß Martin, „werden Sie alles Weitere

ersparen. Ich möchte mich auf diese einfache Mitteilung beschränken und kein verschärfendes Wort hinzufügen.“

Templin lächelte noch immer. Er machte sich die Mitteilung auf seine Weise klar und erwiderte:

„Auf deutsch gesagt, ich werde schlantweg mir nichts dir nichts an die frische Atmosphäre befördert? Na, das ist ja hübsch! Na also . . . Sie müssen ja schließlich wissen, was Sie zu thun haben!“ Er schüttelte den Kopf und lächelte noch immer. „Na also!“ wiederholte er. „Da kann ich mich ja empfehlen . . . und meine armen Krebse allein essen.“

Martin verzog keine Miene und blieb unbeweglich stehen.

„Na also, empfehle mich!“

Aus seinen Worten klang etwas hervor wie Ärger und Hohn zugleich. Martin erwiderte den Gruß kalt, und Templin wandte sich ab in der Richtung auf seine Villa.

„Schade um das Mädchen!“ sagte er vor sich hin. „Ich habe die Kelly wirklich gern gehabt.“

Als er schon dreißig Schritte gemacht hatte, blieb er plötzlich stehen, wandte sich und rief mit erhobener Stimme:

„Ach, ich vergaß! Baumeisterchen, meine herzlichsten Glückwünsche!“

Martin bebte vor Erregung. Außerlich hatte er seine Ruhe bewahrt und den unverschämten Hohn, der in Templins Worten lag, überhört. Er wußte ja, daß er in diesem Augenblick nicht so antworten konnte, wie es ihm ums Herz war. Aber es tobte in ihm. Der Mensch sollte

ihn nicht reizen, sonst würde er übel mit ihm abfahren!
Er sollte ihn nicht reizen!

* * *

In dieser erregten Stimmung trat er in das Haus. Sein Plan war gefaßt. Er wollte sofort mit seinem Bruder die Sache erledigen. Er wußte, daß ihm eine unangenehme Auseinandersetzung bevorstand. Er fühlte sich mit dem nötigen Troß gewappnet, um allem die Stirn zu bieten. Die Entscheidung war gefallen. Sein Bruder hatte sie nun zu acceptieren, ob sie ihm behagte oder nicht. Er mußte es darauf ankommen lassen.

So öffnete er die Thür der kleinen Stube, in der Gottfried an dem großen flachen Schreibtisch vor dem weitgeöffneten Fenster seine Akten studierte.

„Nun, hat Dich Dein Besuch verlassen?“ fragte Gottfried in sehr freundlichem Tone. Er hatte sich im stillen doch Vorwürfe darüber gemacht, Martins Wunsch nicht erfüllt zu haben, und er wollte es jetzt durch doppelte Freundlichkeit wieder gutmachen. „Setz Dich, mein Junge!“ sagte er, indem er seinen Stuhl etwas vom Arbeitstisch abrückte.

Martin setzte sich und klopfte nervös auf die Lehne des Korbstuhls.

„Ich will Dir wahrhaftig unser Haus nicht ungemütlich machen,“ sagte Gottfried. „Aber sieh! Habe ich's Dir je übelgenommen, daß Dir die steifleinenen Geheimräte an meinem Stammtisch in Berlin mißfallen? Du bist ein

paarmal mit mir gekommen, Du hast mir gesagt, Du langweilst Dich, Du bist fortgeblieben, — ich habe es ganz natürlich gefunden. Ich bin nun selbst ein angehender steifleinener Geheimrat, und zu Leuten vom Schläge des Herrn Templin und zu Operettensängerinnen habe ich nun einmal keine Fühlung.“

„Operettensängerinnen!“ wiederholte Martin gereizt und in der Stimmung, den Kampf aufzunehmen. „Du sagst das in einem Tone . . .“

Gottfried sah ihn ganz verwundert an und versetzte einfach:

„Den Ton legst Du hinein. Ich habe das Wort wirklich ohne irgendwelche Nebenabsicht gebraucht. Daß Fräulein Sand Operettensängerin ist, weiß ich ja erst von Dir. Du bist jetzt wirklich ganz merkwürdig empfindlich geworden.“

„Das mag sein,“ entgegnete Martin. Und mit festem Entschlusse fuhr er in gezwungenem Gleichmute fort: „Du wirst es allenfalls begreifen, wenn ich Dir sage, daß ich mich mit Fräulein Sand, der Operettensängerin, verlobt habe.“

Gottfried sprang wahrhaft erschrocken vom Stuhl auf und rief, ohne seine Erregung zu meistern:

„Was sagst Du da? Martin!“ Er machte einige Schritte im Zimmer. „Es ist ja undenkbar! Undenkbar!“

Martin hatte sich gleichfalls erhoben.

„Ich bitte Dich,“ entgegnete er mit zitternder Stimme „ich bitte Dich ernsthaft, mich durch Deinen Zweifel nicht zu kränken.“

Gottfried blieb jetzt vor dem Bruder stehen und legte die Hände zusammen. Er sah ihn kopfschüttelnd an.

„Ich weiß,“ fuhr Martin mit immer gereizterer Stimmung fort, „Du bist der viel ältere Bruder. Als ich auf die Klippeschule kam, hattest Du schon ausstudiert. Du hast Dich daran gewöhnt, mich beständig zu censieren, zu schulmeistern, zu bevormunden, und hast gar nicht bemerkt, daß ich inzwischen auch herangewachsen bin und allmählich wissen muß, was ich zu thun und zu lassen habe.“

„Das weißt Du offenbar nicht!“ rief Gottfried jetzt energisch mit erhobener Stimme. „Du weißt es nicht, wenn Du wirklich den wahnsinnigen Streich begangen hast . . .“

Martins Züge verzerrten sich. Er ballte die Fäuste und bebte an allen Gliedern.

„Gottfried!“ schrie er. Seine Stimme überschlug sich und hatte etwas Rauhes, Schreckliches. „Noch ein einziges Wort! Und . . .“

Gottfried trat langsam auf ihn zu, richtete sich gerade auf und sah ihm mit kalter Überlegenheit scharf ins Auge.

„Und?“ wiederholte er. „Kein Wort weiter, Martin! Ich rate es Dir zu Deinem eigenen Vorteil. Überlege Dir alles. Denke daran, welche Streiche Dir Dein Jähzorn schon gespielt hat! Denke an unseren armen Hektor, das treue Tier, das Du in einem Anfall von besinnungsloser Wut auf der Jagd erschossen und das Du nachher in bitterer Reue beweint hast wie einen toten Freund!“

Martin schlug die Augen zu Boden. „Deine Erregung schüchtert mich nicht ein,“ fuhr Gottfried in demselben ernstesten, mahnenden Tone fort. „Ja, ich bin Dein viel älterer Bruder, und ich habe Dir mancherlei gesagt, was Dir eben kein anderer sagen konnte! Ich bin Dir oft unbequem gewesen, aber immer nur, wenn ich wußte, daß es Dir von Nutzen war. Ich habe Dich sicherlich mehr gelangweilt als irgend ein anderer . . . weil ich Dich von Herzen lieb habe, weil ich Dein bester Freund bin.“ Aus seinen Worten erklang die wärmste Herzlichkeit. „Dein unverständiges Toben bringt mich nicht zum Schweigen. Sei vernünftig, mein lieber Junge!“

Martin war an das offene Fenster getreten. Er atmete tief und grub die Nägel seiner Finger in die Handfläche ein.

„Du siehst ja, ich beherrsche mich,“ sagte er etwas kleinlaut. „Ich habe mir ja auch vorgenommen, ruhig zu bleiben. In allem möglichen will ich Deine Überlegenheit anerkennen, nur nicht in einem: in meinem Gefühle, in dem, was mein Herz bewegt!“

„Dein Gefühl!“ wiederholte Gottfried. „Könnte es Dich denn nicht auch einmal auf Abwege treiben? Könnte es das Unglück nicht wollen, daß Dich Dein Gefühl — ich spreche jetzt nicht von dem besonderen Fall, ich will nur voraussetzen, daß Dich Dein Gefühl zu einer geradezu Verworfenen, Ehrlosen, Geächteten triebe . . . sollte ich das auch ruhig mit ansehen? Ich sage Dir mit tiefer Bekümmerniß: wenn Du ernst machst, verpflüchtst Du

Dein Leben. Du verbindest Dich mit einer Dame . . .“ Martin wollte unterbrechen, aber Gottfried erhob die Stimme und fuhr fort: „Mit einer Dame, die in ihrem Wandel untadelhaft sein mag, die aber doch durch ihre bisherige Wirksamkeit der kleinbürgerlichen Gesellschaft, der wir angehören, beständig gewissermaßen etwas abzubitten hat. Sie ist eben eine freie Künstlerin, sie gehört nicht in unseren Kreis und wird von den Unrigen als Eindringling betrachtet. Sie kommt aus einer anderen Welt — ich sage nicht: aus einer schlechteren, aus einer anderen —, in der andere Anschauungen herrschen. Setze sie in unseren Kreis, so stoßen sich die Leute mit den Ellbogen an und fragen: Was will denn die hier? Und das Odium fällt auf Dich, der diese Fremde seiner Umgebung aufdrängen will.“

„Wir werden uns keinem Menschen aufdrängen, verlaß Dich darauf!“ versetzte Martin mit trotzigem Stolz.

„Dann wirst Du allem, was Du bisher Dein nanntest, zu entsagen haben,“ entgegnete Gottfried. „Und das ist unmöglich. Du wirst es nicht ertragen, denn es wird dahin kommen, daß das Selbstverständliche Dich schon zu Dank verpflichtet. Ja, Du wirst es dankbar anerkennen, wenn Deine Beziehungen zu Deiner Familie, zu Deinen Freunden unverändert bleiben. Es wird Dir angenehm auffallen, wenn jemand Deine Frau mit der Artigkeit behandelt, die Du unter normalen Bedingungen einfach zu fordern hast. Und später, wenn Du zur Besinnung kommen wirst, wenn der Kaufsch vorüber ist, wirst Du

Dir selbst im geheimen gestehen, daß sie auch Dir ein Fremdling ist und bleiben muß. Du wirst eines Tages vor dem Unbegreiflichen stehen, glaube mir!"

"Vor dem Unbegreiflichen?" wiederholte Martin etwas betroffen. "Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst."

"Wenn Du es verstehst," antwortete Gottfried, "wird es zu spät sein."

Martin war jetzt wieder an seinen Bruder herangetreten.

"Worauf willst Du denn eigentlich hinaus?" fragte er. "Soll das blödeste Vorurteil recht behalten? Soll seine Macht stärker sein als das reinste und edelste Gefühl? Ist unsere Gesellschaft so geartet, wie Du sie schilderst, dann verliere ich wahrhaftig nichts dabei, wenn ich sie aufgebe! Ich verlange nicht nach ihr, ich will nichts von ihr! Ich verlange nach Glück! Und ich werde glücklich werden mit dem Mädchen, das ich liebe, und ohne diese Gesellschaft!"

"Ich wünsche es Dir von Herzen," versetzte Gottfried sehr ernst. "Aber ich glaube es nicht . . . Und ich kann es nicht über mich gewinnen, als gleichgültiger Zuschauer die Hände in den Schoß zu legen, wenn ich Dein Leben eine Wendung nehmen sehe, die ich für verhängnisvoll halte. Und mitspielen kann ich erst recht nicht. Wenn Du also wirklich fest entschlossen bist . . ."

"Mein Entschluß steht unerschütterlich fest," sagte Martin ruhig und langsam.

"Nun," versetzte Gottfried mit dem Ausdruck tiefster

Trauer, „dann gehen unsere Wege auseinander. Denn auf dem Wege, den Du einschlägst, kann ich Dich nicht begleiten . . . Lebe wohl!“

Er machte einige Schritte in der Richtung auf die Thür. Martin hielt ihn zurück und sagte mit derselben traurigen Ruhe:

„Bleib' nur! Ich gehe! Lebe wohl!“

Schon am folgenden Tage wurde der kleine Hausstand im Häuschen am Wannsee aufgelöst. Gottfried und Martin zogen nach Berlin. Sie hatten sich seitdem nicht wiedergesehen. — —

* * *

In allen ihren Einzelheiten stand diese traurige Scene mit unheimlicher Lebendigkeit vor Gottfrieds Seele, als der Zug sich jetzt verlangsamte und gleich darauf an der Station Wannsee hielt. Er stieg mit dem Staatsanwalt aus, die anderen Herren der Kommission schlossen sich ihnen in einiger Entfernung an.

Der Forsthüter Stolpe, der die Herren an der Bahn erwartet hatte, grüßte sie ehrerbietig.

„Also gehen Sie nur voran, Stolpe!“ sagte Gottfried.

Der Weg, den Stolpe führte, war in sehr übler Beschaffenheit. In den letzten vierundzwanzig Stunden war das Wetter wieder umgeschlagen. Auf das regnerische Tauwetter der letzten Woche war wieder starker Frost gefolgt, und obwohl sich Stolpe schon in aller Frühe aufgemacht hatte, um Asche und Sand zu streuen, konnte man doch nur sehr langsam vorwärts schreiten und

mußte alle Vorsicht anwenden, um nicht auszugleiten. Man brauchte mehr als das Doppelte der sonst erforderlichen Zeit, bis man an dem kleinen, ziemlich versteckt liegenden Hügel, auf dem nur wenige Schritte vom See entfernt Heinrich von Kleist und seine geliebte Freundin zur ewigen Ruhe gebettet sind, angelangt war.

Der Staatsanwalt hatte auf den Versuch, sich mit dem Untersuchungsrichter zu unterhalten, bald verzichtet. Gottfried sah noch immer so ernst und düster aus, daß der Staatsanwalt sehr wohl merkte, wie dem sonst so liebenswürdigen Kollegen jetzt etwas durch den Kopf ging, das der harmlosen Plauderei durchaus widerstrebte. Er konnte sich aber, als er aus der winterlichen Landschaft die phantastisch originellen Konturen der prächtigen neu erbauten Villa auffragen sah, nicht enthalten, den ortskundigen Untersuchungsrichter nach dem Besitzer zu fragen.

„Sie gehört einem reichen Herrn von der Börse,“ gab Gottfried mit möglichst verbindlichem Ausdrucke Bescheid. „Einem Herrn Reinhold Templin. Vielleicht haben Sie den Namen schon einmal gehört. Man hat viel von seinen glücklichen Spekulationen gesprochen.“

„Templin . . . Templin . . .“ wiederholte der Staatsanwalt. „Zawohl, der Name ist mir nicht unbekannt. Ich weiß aber nicht . . . Ach ja richtig, jetzt erinnere ich mich! Ich habe von der Villa schon sprechen hören. Irrer ich nicht, ist es ein Werk Ihres Herrn Bruders.“

Gottfried stimmte schweigend zu.

„Dann mache ich Ihnen mein Kompliment. Wirklich

sehr originell und sehr hübsch! Ein bißchen gewagt und auffällig, aber wirklich sehr interessant! Dem Nachbarn wird Ihr Herr Bruder keinen Gefallen erwiesen haben. Sehen Sie, wie das bescheidene Häuschen daneben von dem stolzen und eigentwilligen Prachtbau erdrückt wird!“

Gottfried lächelte trübe.

„Der Nachbar hat gewiß nichts dagegen einzuwenden gehabt, sonst hätte er es ja nicht gebaut. Das Häuschen gehört uns, meinem Bruder und mir.“

„So, so!“ versetzte der Staatsanwalt.

„Im Sommer,“ sagte Gottfried weiter, „fällt übrigens jeder unliebsame Vergleich der beiden verschiedenen Villen von selbst fort. Dann wird unser Haus von den Bäumen ganz verdeckt.“

Es hatte Gottfried wirklich Überwindung gekostet, die natürliche Frage so artig zu beantworten, wie es ihm ein Bedürfnis war. Mit einer gewissen Scheu hatte er einen flüchtigen Blick auf die wohlbekannten Stätten geworfen, die für ihn der Schauplatz so trauriger Vergangenheit waren. Es war ihm angenehm, daß der Staatsanwalt, der auf den Weg aufpassen mußte, keine weiteren Fragen stellte.

Die Untersuchung an Ort und Stelle brachte keinerlei neue Ergebnisse. Der Zustand der Leiche war ein solcher, daß der Versuch, die Persönlichkeit festzustellen, auf die größten Schwierigkeiten stoßen mußte. Der Forsthüter Stolpe hatte seinen gestern gemachten Angaben nichts Erhebliches mehr hinzuzufügen. Der Staatsanwalt hatte sich

darauf zu beschränken, die Überführung der Leiche nach Berlin und die gerichtliche Leichenschau durch den Gerichtsarzt anzuordnen.

Auf dem Rückwege nach dem Bahnhof näherte sich Stolpe dem Untersuchungsrichter und sagte:

„Herr Landgerichtsrat, ich möchte mit Ihnen auch noch eine Privatsache besprechen. Aber die anderen Herren sollen davon noch nichts hören.“

Gottfried bat die Herren, voranzugehen.

„Eine Privatsache?“ fragte er. „Wieder einmal in Unfrieden mit Ihrer guten Frau?“

„Durchaus nicht, Herr Landgerichtsrat! Im Gegenteil. Meine Alte hat mir zugelegt, ich müßte Ihnen noch mehr sagen, als ich mit gutem Gewissen eigentlich sagen kann.“

Gottfried blieb unwillkürlich stehen und sah Stolpe groß an.

„Ja, wissen Sie denn noch mehr?“

„Das ist's ja eben! Ich weiß eigentlich nicht mehr. Aber ich habe doch so meine Gedanken.“

„Wenn Sie irgend einen begründeten Verdacht haben, ist es Ihre Pflicht, ihn auszusprechen.“

„Ja,“ entgegnete Stolpe zögernd und kraute sich hinter dem rechten Ohr. „Verdacht! und begründet! Das weiß ich eben nicht, ob er begründet ist, und ich möchte mich bei Ihnen zuerst einmal erkundigen, wie ich mich zu verhalten habe. Einem fremden Beamten möchte ich nichts sagen, denn ich kann gar nichts beweisen. Es sind nur Vermutungen. Sie verstehen mich ja schon, Herr Land-

gerichtsrat. Wenn man jemand beschuldigen will, daß er einen anderen ermordet hat, da muß man doch vorsichtig sein. Ich weiß ja eigentlich gar nichts, und es ist ganz gut möglich, daß ich einen unschuldigen Mann ins Unglück bringe. Das will ich doch nicht. Ich möchte mit Ihnen erst einmal darüber sprechen. Aber nicht, wie ich mit einem Beamten spreche. Sie wissen, wie ich's meine. Wenn ich einen Unschuldigen hereinreiten sollte, ich würd's mir nie vergeben."

"Stolpe," sagte Gottfried ernst, „ich verstehe Sie vollkommen. Sie dürfen mit mir vertrauensvoll sprechen. Ich werde Sie anhören, zunächst nur wie ein Bekannter von Ihnen, den Sie um einen guten Rat bitten. Wenn mir die Anhaltspunkte, die Sie für Ihre Vermutungen haben, nicht genügend erscheinen, werde ich Ihnen sagen: behalten Sie Ihren Argwohn für sich; erscheinen mir aber Ihre Gründe als genügend starke, so müssen Sie sprechen. Sie dürfen es mit reinstem Gewissen thun. Aber die Sache ist wichtig genug, um hier nicht nebenher auf öffentlichem Wege erledigt zu werden. Fahren Sie mit mir gleich nach Berlin. In meinem Bureau können wir alles ruhig und vernünftig besprechen."

"Schön, Herr Untersuchungsrichter. Aber wenn Sie mir erlauben, möchte ich erst mit dem nächsten Zuge in einer Stunde fahren. Ich habe zu Hause noch was zu thun, und in der Stunde erfahre ich vielleicht auch noch etwas."

"Wieso?"

„Er ist gerade bei mir und wartet . . .“

„So so!“ sagte der Untersuchungsrichter. „Dann nehmen Sie sich aber in acht. Denn wenn es der wirklich Schuldige ist, wird er sehr argwöhnisch auf jedes Ihrer Worte, auf jeden Ihrer Blicke aufpassen.“

„So schlau wie der bin ich allemal!“ antwortete Stolpe mit lächelnder Überlegenheit. „Herr Landgerichtsrat können ganz beruhigt sein.“

„Also gut, Stolpe. Sie fahren mit dem Mittagszuge. Um halb eins erwarte ich Sie im Untersuchungsamte.“

„Zu Befehl, Herr Landgerichtsrat!“

Stolpe grüßte militärisch. Gottfried rief ihm noch zu:

„Grüßen Sie Ihre Frau!“

„Danke sehr, Herr Landgerichtsrat!“

Stolpe wandte sich und ging dem See zu, während Gottfried nun, so schnell es der schlechte Weg erlaubte, sich nach dem Bahnhofe begab.

An der Biegung des Weges wandte er sich noch einmal um und blickte mit Behmut zu dem kleinen Häuschen hinüber, das zwischen den schwarzen Stämmen in winterlicher Verlassenheit traurig hervorsah. . . .

„Was mag aus Martin geworden sein?“ fragte er sich mit wirklicher Traurigkeit. Und er faßte sogleich den festen Entschluß, seinen Bruder nun in allernächster Zeit, womöglich im Laufe des Nachmittags, aufzusuchen. Die Zeit des Grollens hatte nun wirklich lange genug gedauert. Es war unnatürlich, daß die Gemeinsamkeit der beiden, die ein langes Leben hindurch so treu und fest zusammen-

gehalten hatten, nun so völlig und für immer gesprengt sein sollte. Martin hatte unter der nun schon seit Monaten währenden Trennung sicherlich ebenso gelitten wie er, vielleicht noch mehr als er, denn die Natur des jüngeren Bruders war viel warmblütiger, das wußte Gottfried ganz genau. Gewiß hatte den Jüngeren nur kindischer Troß davon abgehalten, ihm zuerst die Hand wieder entgegenzustrecken. An ihm, dem Älteren, dem Erfahreneren und Ruhigeren war es, über alles, was die beiden auseinandergetrieben hatte, hinweg den ersten Schritt zur Annäherung wieder zu thun. . . .

Gottfried wußte sehr wohl, daß es so, wie es zwischen ihnen bisher gewesen war, nicht wieder werden konnte; denn offenbar besaß die Person mit dem Rubin salamander, die zwischen die beiden getreten war, einen verhängnisvollen Einfluß auf Martin. Aber gleichviel, wenn diese Thatsache auch unabänderlich sein mußte, zur völligen Entfremdung sollte sie dennoch nicht führen. Er suchte nicht nach Vernunftgründen, sein warmes brüderliches Gefühl sagte ihm, daß es seine Pflicht sei, dem jetzigen Zustande ein Ende zu machen. Er hatte eben Martin von Herzen lieb.

Sobald er den Entschluß gefaßt hatte, Martin wieder aufzusuchen, fühlte er sich auch leichter und freier, und der Staatsanwalt, der mit den anderen in der überheizten Bahnhofrestauration auf ihn wartete, sah es ihm auf den ersten Blick an, daß die gedrückte Stimmung von ihm gewichen war.

Der Restaurateur begrüßte den ihm bekannten Herrn Untersuchungsrichter mit besonderer Höflichkeit und verwandte zu dem bestellten Grog den besseren Cognac. Er ließ es sich auch nicht nehmen, den Grog persönlich aufzutragen, und erkundigte sich mit auffallender Teilnahme nach dem Befinden des Herrn Baumeisters. Gottfried antwortete kurz und in einer Weise, die den Restaurateur veranlaßte, keine weiteren Fragen mehr zu stellen.

„Ich habe Stolpe noch einmal zu mir bestellt,“ sagte er, sich an den Staatsanwalt wendend. „Vielleicht hat mir der Mann doch noch etwas zu sagen.“

„Ich würde mich freuen, wenn Sie irgend etwas ermitteln könnten. Aber ehrlich gesagt, mein Vertrauen ist gering. Die Sache liegt doch für die Untersuchung so ungünstig wie möglich. Ein Verbrechen ist offenbar begangen; aber wenn man nicht einmal weiß, wer das Opfer ist, und wann das Verbrechen begangen worden ist, dann wird's schwer sein, die Fährte zu finden. Da muß man sich eben fast ausschließlich auf den providentiellen Zufall verlassen.“ —

Der Zug brauste heran. Unterwegs unterhielten sich die beiden noch längere Zeit über den mächtigsten Weistand der Untersuchung in schwierigsten Fällen: die verhängnisvolle Dummheit der Verbrecher und den klugen Zufall, der da eingreift, wo Menschenwitz an seiner Grenze steht.

II.

Gottfried hatte sich in seiner stillschweigenden Voraussetzung, daß sich in seinem Bruder das Verlangen nach Wiederherstellung eines besseren Verhältnisses gerade so stürmisch wie in ihm selbst geregt hatte, nicht getäuscht. Aber es war eine Verkettung von Umständen ganz besonderer Art gewesen, die Martin bis zur Stunde verhindert hatten, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun.

Zunächst freilich hatte sich wilder Trotz seiner bemächtigt, und in den ersten Tagen und Wochen, die dem Abschiede in Wannsee folgten, hatte er den Gedanken, Gottfried aufzusuchen und sich mit ihm auszusprechen, wie eine unwürdige Schwäche von sich gewiesen. Es hatte ihn empört, daß Gottfried ihn noch heute wie einen unmündigen Burschen am Gängelbände hatte führen, daß er auch da, wo Martins Gefühl allein das entscheidende Wort sprechen durfte, den überlegenen Richter hatte spielen wollen. Martin war in tiefster Seele davon durchdrungen, daß er allein im vollen Rechte und daß alles Unrecht lediglich auf Seiten des älteren Bruders war. Er war davon so vollkommen durchdrungen, daß er gar nicht daran zweifelte, wie schließlich auch Gottfried zur richtigen Erkenntnis gelangen müsse. Wenn der ältere Bruder nur

den ersten Schritt mache, so werde er ihm mit offenen Armen entgegenellen. Kein Wort des Vorwurfes solle dann über seine Lippen kommen, und das Gefühl der Beschämung darüber, sich in ihm und seiner Braut so vollkommen getäuscht zu haben, wolle er ihm von Herzen gern nach Möglichkeit erleichtern.

Martin hatte sich ja wirklich nicht getäuscht! Von Tag zu Tag überzeugte er sich mehr und mehr davon, wie herrliche Eigenschaften des Geistes und Herzens seine schöne Braut besaß. Er liebte sie herzlich und wurde aufrichtig von ihr geliebt; und im glücklichen Egoismus der Liebe ertrug er es leicht, daß der treueste Genosse seiner Kindheit und Jugend ihm jetzt fehlte.

Martin hatte in der unmittelbaren Nähe von Kellys Wohnung in der Liederstraße ein ganz behagliches Unterkommen gefunden. Es war nun sein Wunsch, die Hochzeit möglichst zu beschleunigen. Er hatte ernste Pläne für die Zukunft gefaßt und auch eine Konkurrenzarbeit, die er während der letzten Wochen sträflich vernachlässigt hatte, mit Feuereifer wieder aufgenommen. Er hatte in den letzten Tagen so angestrengt und so glücklich daran gearbeitet, daß er nun die Gewißheit hatte, seinen Entwurf bis zu dem im Ausschreiben festgesetzten Termin des 1. Oktober sicher fertigzustellen. Alle freien Stunden brachte er mit Kelly.

Zum Glück hatte Kelly den Kontrakt, der sie vom September an auf drei Jahre für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater verpflichten sollte, noch nicht unterzeichnet,

als sie sich mit Martin verlobt hatte. Der Agent war ganz bestürzt, als er am Tage nach der Verlobung den Kontrakt ohne Unterschrift mit der kurzen Mitteilung zurückerhielt, daß Nelly von der Bühne zu scheiden beabsichtige. Er ließ sich in den nächsten Tagen wiederholt bei ihr melden, aber sie empfing ihn nicht.

Die Verzichtleistung auf die künstlerischen Vorbeeren war ihr übrigens viel leichter geworden, als sie es selbst gehant hatte. Das glückliche Bewußtsein, mit dem geliebten Manne dauernd vereinigt zu werden, ließ kein anderes Gefühl aufkommen, nicht einmal das des Bedauerns über das Scheiden vom Schauplatz ihrer fröhlichen Triumphe.

All ihr Sinnen und Trachten war nur auf den einen Punkt hin gerichtet, Martin glücklich zu machen. Darin gipfelten alle ihre Zukunftspläne. Ihr angeborenes Taktgefühl sagte ihr, daß sie manche kleine Fehler, die Martin mit liebevollster Nachsicht übersehen wollte, ablegen müsse, vor allem ihre unglaubliche Sorglosigkeit im Geldausgeben, ihren künstlerischen Leichtsin. Von Hause aus war sie ja sehr anspruchslos gewesen. Sie hatte aber nie rechnen gelernt, und das zeigte sich, als sie selbständig geworden war und nun auf einmal über Einnahmen verfügen konnte, die im Vergleich zu ihren früheren bescheidenen Verhältnissen verwirrend groß waren.

Während ihres Engagements in der Provinz hatte sie sich mit ihrer Mutter in einer recht hübschen, einfach möblierten Wohnung durchaus behaglich gefühlt. Die kleine Wirtschaft, die die Mutter fast allein besorgte, kostete nicht

viel. Sie hatte keine besonderen Anschaffungen zu machen gehabt und so von ihrer zwar ganz anständigen, aber nach hauptstädtischen Begriffen doch immerhin ziemlich knapp bemessenen Gage, ohne sich irgend etwas abgehen zu lassen, ein paar tausend Mark erübrigt. Sie selbst hatte das gar nicht gemerkt, denn zu jener Zeit leitete noch die Mutter alle ihre Kassengeschäfte. Als sie nun das Berliner Engagement mit nahezu verdreifachten Bezügen antrat, meinte sie, daß die goldene Quelle, die ihr jetzt erschlossen war, überhaupt nie versiegen könne. Sie nahm eine eigene Wohnung, mietete ein Mädchen und hatte an der neuen Einrichtung eine kindische Freude. Sie kaufte vergnügt drauf los und kam sich außerordentlich vernünftig, bedächtig und haushälterisch vor, wenn sie mit den Lieferanten Zahlungen in Raten verabredete, die sie bei ihrem ungeheuren Einkommen — denn ungeheuer erschien es ihr — gar nicht merken würde.

Es wurde ihr bequem gemacht, leichtsinnig zu sein. Die Verkäufer machten der schnell bekannt gewordenen jungen und schönen Künstlerin gegenüber nicht die geringste Schwierigkeit. Nelly hatte guten Geschmack; die kostbarsten Gegenstände gefielen ihr leider gewöhnlich am besten, und nach kurzem Schwanken entschloß sie sich fast in allen Fällen dazu, gerade das Beste und Teuerste zu kaufen. Sie hatte sich schnell die sophistische Tröstung aller Verschwender, daß die Sachen, die das meiste Geld kosten, eigentlich am preiswertesten sind, zu eigen gemacht.

So war denn ihre kleine Wohnung wirklich wunder-

hübsch eingerichtet, und die Freude an ihrem behaglichen Heim erneuerte sich täglich. Nur am ersten Tage jedes Monats wurde sie getrübt, denn an diesem Tage stellten sich regelmäßig die unangenehmen Besucher mit den Quittungen ein.

Sehr bald wurde ihr klar, daß sie sich mit ihren Zahlungsverbindlichkeiten überlastet hatte. Mit einigen ihrer wichtigsten Gläubiger mußte sie in Unterhandlungen wegen einer zweckmäßigeren Verteilung der Abschlagszahlungen eintreten. Das ging zwar nicht ganz so glatt ab, wie sie es sich gedacht hatte, aber es machte sich schließlich doch ungefähr, und in ihrem glücklichen Leichtsinne vertraute sie, wenn sie aus der augenblicklichen Verlegenheit heraus war, ihrem guten Stern und machte sich wenig Sorgen.

Martins geübtes Auge erkannte auf den ersten Blick, daß die Anschaffungen, die Kelly im letzten Jahre gemacht hatte, weit über ihre Verhältnisse hinausgingen, und da er wußte, daß Kelly armer Leute Kind war, und jede unlautere Erklärung für die offenbar gemachten Ausgaben ausgeschlossen war, so war ihm ganz klar, daß Kelly Schulden haben mußte. Er nahm das durchaus nicht tragisch.

Eines Abends, als sie gemütlich beisammen saßen, faßte er sich ein Herz, um die Sache, die doch einmal abgethan werden mußte, in freundlicher Weise zur Sprache zu bringen. Er begann damit, ihr seine eigenen Verhältnisse in schlichten Worten darzulegen. Martin war

zwar nicht reich, aber er besaß ein recht hübsches Vermögen, das allein schon genügt haben würde, ihn und seine Familie sorgenlos durchs Dasein zu bringen. Sein künstlerisches Können berechtigte ihn aber zur Hoffnung auf eine finanziell glänzende Zukunft. Zunächst durfte er freilich noch keine großen Sprünge machen, aber auch ein Extrordinarium in den Ausgaben konnte ihn nicht in Verlegenheit bringen.

Nelly hörte ihm aufmerksam zu, nicht ohne innere Beklemmung, denn sie war feinfühlig genug, um sofort herauszuwittern, daß diese unerbetenen Mitteilungen Martins nur als ein Präludium anzusehen waren. Sie wußte ganz gut, daß jetzt die immer so gefürchtete, die oft angesehnte und immer wieder hinausgerückte Stunde der Reichte gekommen war. . . .

Martin sah sie mit freundlichem Lächeln an und streckte ihr die beiden Hände entgegen, in die Nelly mit befangenem Lächeln einschlug.

„Und nun, meine liebe Nelly, wollen wir miteinander reden wie zwei vernünftige Menschen. Wir sind jetzt schon eins, wir werden es bald auch vor Gott und den Menschen sein. Wenn ich Dir sage, ich verlange Dein Vertrauen, so ist das viel zu wenig gesagt. Du darfst, wenn Du mir etwas sagst, gar nicht einmal merken, daß Du mir Vertrauen schenkst. Was wir uns zu sagen haben, darf nichts anderes sein als ein Monolog zu zweien. Ich bin selbst Künstler und habe vom Leben andere Auffassungen als korrekte Philister. Ich

habe für alle kleinen Extravaganzen das vollste Verständnis. Also, mein liebes Kind, um die Sache mit einem Worte abzumachen: wir haben Schulden, die unbedingt bezahlt werden müssen, und zwar so bald wie möglich. Es macht mir keine Schwierigkeiten, sie zu bezahlen. Wenn sie bedeutend sind, nun, dann werden wir uns in der ersten Zeit ein bißchen zusammennehmen und recht vernünftig einrichten. Ich bitte Dich also, schreibe alles auf, — ganz genau, und alles, — alles, was Du zu zahlen hast! Gib mir die Liste, und für das übrige laß mich dann sorgen. Erläuterungen brauchst Du mir nicht weiter zu geben. Ich wünsche nur eines — und darum bitte ich Dich sehr herzlich —: daß Du mir nichts verschweigst. Das wäre falsches Schamgefühl, und es würde mich verletzen. Wenn Deine Angaben vollständig und wahrheitsgemäß sind — nun, vielleicht verursachen sie mir einiges Kopfzerbrechen, aber sie lassen mein Gefühl vollkommen unberührt. Also mach' Dich womöglich heute abend noch an die unangenehme Arbeit. Schreib' Dir die Namen und Zahlen von der Seele herunter, lege das Blatt in ein verschlossenes Couvert: morgen hole ich es mir ab."

Nelly traten die Thränen in die Augen.

"Du bist wirklich zu gut," sagte sie mit zitternder Stimme. "Ich mache mir solche Vorwürfe . . ."

"Laß es gut sein, liebes Kind! Bring' die Sache in Ordnung, dann ist das einzige, was unausgesprochen zwischen uns geblieben ist, beseitigt."

Noch am selben Abend unterzog sich Nelly der ihr fürchterlichen Arbeit, die Beträge all der Rechnungen, die in den Schubladen ihres reizenden Boule-Schreibtisches, übrigens recht ordentlich, zusammengelegt waren, in übersichtlicher Aufstellung, mit Angabe der noch zu leistenden Zahlungen, zu verzeichnen.

Eine gelinde Verzweiflung befiel sie, als sie die Addition machte. Auf eine so betrübende Bilanz war sie doch nicht gefaßt gewesen. Ihre Schulden überstiegen den Voranschlag, wie sie ihn sich im Kopf zurechtgelegt hatte, um mehr als das Doppelte. Aber da half nun einmal alles nichts. Sie mußte mit der peinlichen Wahrheit heraus. Sie hatte Martin mit Händedruck das feste Versprechen gegeben, sich nicht selbst in die Tasche zu lügen. So peinlich es ihr geworden war, sie hatte alles eingestanden. . . .

Alles, bis auf einen Posten: den unseligen Rubin-salamander, den Ottrott ihr aufgeschwagt hatte! — —

Daß Nelly so leichtsinnig gewesen war, diesen für ihre Verhältnisse geradezu übertrieben kostbaren Schmuck, für den ihr Ottrott fünftausend Mark angerechnet hatte, für sich zu kaufen, das wagte sie Martin nicht zu gestehen. Das würde ja ein ganz falsches und häßliches Licht auf sie werfen . . . Es war doch nur eine momentane Verirrung gewesen! Jetzt waren ihr die Augen aufgegangen. Sie war bereit, das Unrecht selbst wieder gut zu machen, ohne dem armen Martin, dem es ohnehin nicht leicht werden würde, all ihre Schulden zu bezahlen, damit auch noch den Kopf schwer zu machen.

Überdies war ja Ottrott ein so kulanter Geschäftsmann. Er hatte ihr gesagt, der Anlauf habe eigentlich nur eine nominale Bedeutung; der Schmutz repräsentiere den Wert, den er dafür anrechne, und wenn sie ihn durchaus nicht haben wolle, so werde er ihn nach ein paar Wochen oder Monaten mit Vergnügen zurücknehmen und sich mit einer bescheidenen, dem Zinsverluste entsprechenden Entschädigungssumme gern zufrieden geben.

Noch am selben Abend schrieb sie an Ottrott und bat ihn um seinen Besuch. Damit, hoffte sie, war die Sache ein für allemal abgethan. Sie atmete erleichtert auf, als sie die Adresse auf den Brief an Ottrott geschrieben hatte.

Wiederum fiel ihr Blick auf die ziemlich lange Liste ihrer Gläubiger und auf die hohen Beträge. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, das Konvolut der Rechnungen mit dieser nüchternen Aufstellung zu begleiten. Und da nun einmal das Schlimmste überwunden war, wollte sie der Sache sogleich und gründlich ein Ende machen. Schon morgen sollte Martin, wenn er zu ihr kam, genau wissen, wie es um sie stand. Sie wollte nicht noch einen Tag in unbehaglicher Stimmung mit ihm verbringen. Sie schrieb also noch einen langen, langen Brief an Martin, in dem sie mit rührender Offenheit alles sagte, was ihr durch Kopf und Herz ging. Dann steckte sie alle Rechnungen mit ihrem Briefe in ein großes Couvert, versiegelte es und schickte das Paket noch zu vorgerückter Abendstunde, gegen zehn Uhr, zu Martin hinüber.

Die Arbeit hatte sie so aufgeregt, daß sie in der Nacht wenig schlief.

* * *

Früher als gewöhnlich, gerade so, wie Nelly es gehofft und erwartet hatte, kam Martin am nächsten Vormittag zu ihr. Als er lächelnd eintrat und ihr die Wangen küßte, umschlang sie ihn leidenschaftlich und weinte und schluchzte heftig. Martin bemühte sich zunächst vergeblich, sie zu beruhigen. Sie war ganz außer sich und wirklich rührend in ihren reuigen Selbstanlagen. Ein dutzendmal sagte ihr Martin, daß sie die Sache nicht gar zu tragisch zu nehmen brauche. Nelly schien alle Freundlichkeiten zu überhören und wiederholte beständig die Frage:

„Richt wahr, es ist viel mehr, als Du gedacht hast?“

Martin war ehrlich genug, die Frage nicht zu verneinen. Endlich brachte er es aber doch durch sein Zureden fertig, daß Nelly ihm ruhig zuhörte. Er machte ihr nochmals klar, daß die Auseinandersetzung unvermeidlich gewesen war.

„Da Du nächstens ehrfame Bürgersfrau sein wirst,“ sagte er, indem er herzlich ihre Hand zwischen den seinen hielt, „mußte unbedingt reiner Tisch gemacht werden. Natürlich ist es Dir nicht angenehm gewesen, mir Deine Schulden zu beichten! Das verwünschte Geld besitzt nun einmal die niederträchtige Eigenschaft, daß es alles besudelt, was mit ihm in Berührung kommt! Nun ist der unerquickliche Zwischenfall vorüber, nun waschen wir uns die Hände, und die Sache ist abgemacht.“

„Du bist viel zu gut!“ rief Nelly, gerade wie gestern, in wirklicher Rührung. „Mir wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn Du mich tüchtig ausgezankt hättest . . . Ich begreife noch immer nicht, wie ich so leichtsinnig habe sein können! Ich habe drauflos gelebt, als ob mir die Millionen später gar nicht fehlen könnten! Ich kannte eben den Wert des Geldes nicht . . .“

„Das weiß ich ja alles! Du hast's mir in Deinem rührenden Briefe so schön auseinandergesetzt! Millionen haben wir freilich nicht. Aber morgen früh ist alles bis auf Heller und Pfennig bezahlt.“

„Damit ist's für mich aber noch nicht abgethan,“ versetzte Nelly. „Ich weiß ja, wie schwer es Dir wird!“

„Ach was! Ich komme schon durch!“ entgegnete Martin mit etwas erzwungener Fröhlichkeit. Und er wiederholte, als wolle er sich selbst beruhigen: Ja, ja, ich komme schon durch! Aber nun noch eine Frage, Nelly,“ setzte er in ernsterem Tone hinzu. „Es ist die letzte: Hast Du mir nun wirklich auch alles gesagt? alles?“

„Alles!“ bekräftigte Nelly treuherzig.

„Also Du hast keine Schulden mehr?“ fragte Martin noch einmal eindringlich.

„Nein.“

Mit etwas unsicherem Ausdruck und etwas leiser sagte er:

„Verzeih. Du hast auch keines der Geschenke mehr, die der unverlobten Künstlerin gemacht werden durften, die aber meine künftige Frau nicht behalten darf?“

„Ich habe nie Geschenke angenommen,“ antwortete Nelly ruhig.

„Ich habe diese Frage gestellt,“ fuhr Martin mit offener Befangenheit und stockend fort, „weil ich . . . Du erinnerst Dich ja . . . vor einigen Monaten . . . Hast Du den Rubinschmuck schon bezahlt? Ich habe die Rechnung nicht gefunden.“

Diese Worte setzten Nelly in große Verlegenheit, die sie geschickt durch künstliche Heiterkeit bekämpfte.

„Ach so!“ lächelte sie. „Du meinst den Salamander? Und der ist Dir wegen seiner Schönheit aufgefallen? . . . Man sieht, Du bist kein Kenner. Der Schmuck ist gar nicht echt . . . Theater Schmuck . . . Pariser Imitation. Ich habe ihn deshalb auch nicht wieder getragen. Ich schämte mich.“

„So?“ sagte Martin. „Das war Imitation? Ich hätte auf die Echtheit geschworen.“

„Ach!“ sagte Nelly leichtthin. „Die Pariser sind in solchen Arbeiten so fabelhaft geschickt. Selbst Juweliere täuschen sich, wenn sie nicht genau hinsehen. Übrigens sind die Sachen gar nicht so billig. Das dumme Ding hat Geld genug gekostet. Und da ich's nun doch nicht mehr tragen kann, werde ich's so bald wie möglich loszuwerden suchen.“

Martin schmiegte einen Augenblick. Nelly war peinlich davon berührt. Sie war unzufrieden mit sich, daß sie Martin auch jetzt die Wahrheit noch nicht zu sagen wagte, und ihr Unwille äußerte sich in einer gewissen Ver-

stimmung darüber, daß Martin ihr noch immer nicht glaubte, gerade weil sie fühlte, daß sie in diesem Augenblick keinen Glauben verdiente.

Sie stand auf und machte einige Schritte durchs Zimmer, dann blieb sie gerade vor ihm stehen und sagte:

„Ich weiß ganz gut, was Du jetzt denkst. Ich gebe Dir mein ernstes Wort: Du bist auf falscher Fährte. Du denkst, ich habe Dir damals doch etwas vorgegeschwindelt. Gesteh es ehrlich: Du glaubst, daß Herr Templin mir den Schmuck geschenkt hat.“

„Nun, ehrlich gesagt, ja, so etwas Ähnliches habe ich gedacht.“

„Du irrst Dich,“ versetzte Nelly mit ruhiger Bestimmtheit. „Und es ist unklug von Dir, immer wieder Herr Templin aufs Tapet zu bringen. Du giebst dem gleichgültigen Herrn eine Wichtigkeit, die er nie besessen hat und durchaus nicht verdient.“

„Du hast gewiß recht,“ entgegnete Martin nach einer Weile. „Aber ich habe deswegen doch nicht unrecht. Du kennst diese Menschen nicht! Mit ihrem Golde halten sie sich einfach für unwiderstehlich, und was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, das meinen sie auch unbedingt durchsetzen zu können. Herr Templin hat aus seinen Absichten nicht einmal ein Geheimnis gemacht. Noch vor ein paar Tagen hat er im Klub mit siegesgewisser Suffisance erklärt: „Mit Fräulein Nelly werde ich schon wieder gut werden! Das ist eine einfache Frage der Zeit.“

„Recht freundlich, daß man Dir so etwas hinterbringt!“ warf Nelly ein.

„Wozu hat man gute Freunde,“ fuhr Martin fort, „wenn sie einem nicht Unangenehmes hinterbringen sollen? Das hätte mir übrigens nicht einmal ein Fremder zu sagen brauchen. Ich weiß ja von Dir selbst, daß dieser Patron vor vier, fünf Wochen den unverschämten Versuch gemacht hat, sich wieder an Dich heranzudrängen, obwohl ich ihm meine Meinung sehr deutlich gesagt hatte.“

Templin hatte in der That vor einiger Zeit von Karlsbad aus eine riesige Schachtel voll Oblaten, in kostbarsten Blumen ganz verpackt, als „Gruß von einem vergessenen Freunde, der seine Freunde nicht vergißt“, an Nelly geschickt.

Nelly hatte das lächelnd ihrem Bräutigam mitgeteilt und ihn gefragt, wie sie sich zu benehmen habe. Martin war in hellen Zorn über die Vermessenheit Templins geraten. Er hatte Blumen und Oblaten nach Karlsbad zurückgeschickt und einen sehr energischen Brief dazu geschrieben. Er hatte Templin in dürren Worten verboten, an Fräulein Nelly irgendwie direkt oder indirekt heranzutreten, und die Nichtbeachtung dieses Verbotes als eine persönliche Beleidigung bezeichnet, für die er persönlich Rechenschaft verlangen werde. Der Brief war so unverbindlich wie möglich, und der Schlusssatz, daß Martin sich lediglich durch die Rücksicht auf die Karlsbader Kur eines Patienten eine ungewöhnliche Zurückhaltung auferlegt habe, wirkte unwillkürlich komisch.

Als Martin jetzt auf diese Episode anspielte, lächelte Nelly und sagte freundlich:

„Du hast mir vorhin in herzlichster Weise den Vorwurf gemacht, daß ich die Sache zu tragisch nehme. Das darf ich Dir gegenüber mit besserem Rechte behaupten. Es ist mir ganz unfaßbar, was Dich immer und immer wieder veranlaßt, von Herrn Templin mit mir zu sprechen. Er spielt doch wahrhaftig nicht die geringste Rolle in unserem Dasein. Ich verdanke ihm nur eines, für das ich ihm auch Dankbarkeit bewahren muß: daß Glück unserer Bekanntschaft, Freundschaft und Liebe.“

„Ja,“ erwiderte Martin, „ich weiß ja, daß Du Dir nichts aus dem Herrn machst, und ich finde es auch merkwürdig, daß sein Name so oft von mir ausgesprochen wird. Aber es ist ganz eigentümlich: seit ich den Menschen kenne, habe ich ein undefinierbares Gefühl, als ob zwischen uns so etwas wie eine Katastrophe schwebt . . . eine instinktive Abneigung, eine unerklärliche Unruhe. Ich verstehe es nicht, aber ich empfinde es sehr deutlich. Ich hab's im ersten Augenblick empfunden. Ich war schon drauf und dran, auf den Willenbau zu verzichten, weil ich mir fest einredete, daß ich mit dem Bauherrn in ernsthaften Konflikt geraten müßte. Wenn mir mein Bruder damals nicht zugeredet hätte, hätte ich mich auch durch meine Antipathie bestimmen lassen.“

„Und Du würdest sehr unrecht daran gethan haben, wie Du Dich doch nun überzeugt haben wirst.“

„Das weiß ich noch nicht einmal. Wegen der Willa

haben wir uns allerdings nicht gezanft, aber ich fühle ganz deutlich, daß wir miteinander noch nicht fertig sind. Weshwegen drängt sich mir beständig die Erinnerung gerade an diesen Menschen auf? Weshwegen die Bekommenheit, die ich nicht loswerden kann? Seine Persönlichkeit ist doch wirklich nicht dazu angethan, solche Empfindungen hervorzurufen. Darin gebe ich Dir vollkommen recht, und ich begreife, daß Du Dich darüber wunderst. Er ist ein Dugendmensch der gewöhnlichsten Sorte. Hunderte von dieser Spezies laufen mir über den Weg, ohne daß ich aufblickte oder gar stehen bliebe, und gerade dieser Mensch . . .“

„Unbegreiflich!“ rief Nelly verwundert.

Martin fuhr bei dem Worte wirklich erschrocken zusammen. Blichschnell stand vor seines Geistes Auge das traurige Bild seiner letzten Begegnung mit Gottfried, und er hörte dessen Stimme ganz deutlich: „Du wirst eines Tages vor dem Unbegreiflichen stehen, glaube mir!“ Martin wiederholte dumpf mit fast ängstlichem Ausdruck:

„Unbegreiflich!“

„Ja,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „manchmal steht man vor dem Unbegreiflichen.“

Nelly blickte verwundert auf. Sie fühlte, daß in Martin etwas Seltsames vorging. Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit ihren hellgrauen Augen prüfend an.

„Was hast Du nur?“ fragte sie beklommen. „So kenne ich Dich ja gar nicht!“

„Ich weiß auch nicht, was auf einmal über mich gekommen ist,“ antwortete Martin. Er fuhr mit der

Hand über die Stirn und bemühte sich zu lächeln. „Ich bin in der letzten Zeit zuviel Stubenhocker gewesen, ich habe zu angestrengt gearbeitet . . .“

„Das hättest Du eben nicht thun sollen.“

„Du weißt ja, die Konkurrenz . . . Aber nun bin ich nahezu fertig, ich darf beinahe sagen, ich bin ganz fertig; es handelt sich nur noch um kleine Korrekturen. Und nun will ich mir auch eine kleine Ausspannung gönnen.“

„Das ist vernünftig!“ rief Kelly erfreut aus. „Willst Du eine kleine Erholungsreise antreten?“

Martin sah sie erstaunt an.

„Eine Erholungsreise ohne Dich? Wie kannst Du nur so etwas denken! Ich sollte Dich tagelang hier allein lassen? Und glaubst Du wirklich, daß ich mich erholen würde, wenn ich allein wäre? Nein, mein Herz, davon ist nicht die Rede! Aber ich habe mich entschlossen, eine Jagdeinladung anzunehmen. Du kennst ja meine Leidenschaft; aber Du kannst Dir doch nicht vorstellen, wie unsereinem zu Mute ist, wenn er nach Wiedereröffnung der Jagd vorm Reißbrette sitzen soll. Den ersten Einladungen habe ich tugendhaft widerstanden, weil ich mich absolut nicht in meiner Arbeit zerstreuen wollte. Aber nun bin ich fertig, und nun kann ich die Einladung meines Jagdfreundes Möller mit gutem Gewissen annehmen. Du mußt nämlich wissen, Möller in Behlendorf hat eine der allerbesten Jagden der Mark, und ich freue mich auf die Einladung schon das ganze Jahr hindurch. Also Du hast wirklich nichts dagegen?“

Kelly lächelte.

„Nicht das geringste, ich wiederhole es Dir. Im Gegenteil, ich freue mich herzlich darüber und finde es sehr vernünftig, daß Du Dich auffrischst. Du hältst mich wirklich für ein großes Kind. Lauf Dich gehörig müde, amüsiere Dich mit Deinen Freunden und komm vergnügt zurück. Das ist alles, was ich von Dir verlange.“

Martin drückte ihr die Hand und erhob sich zum Abschiede.

„Du siehst nach der Uhr?“ fragte Kelly. „Hast Du es so eilig?“

„Ja, meine Zeit ist um. Ich habe mir noch allerlei zur Vervollständigung meiner Jagdausrüstung zu besorgen, und wir fahren heute abend schon.“

„Schon heute?“

„Möller hat uns allesamt zum Souper eingeladen. Wir übernachten in seiner Villa, um morgen in aller Frühe aufzubrechen.“

„Dann sehe ich Dich wohl kaum noch?“

„Es wird sich schlecht machen lassen.“

„Nun, dann also auf Wiedersehen! Und Weidmanns Heil! . . . Auf Wiedersehen?“ wiederholte Kelly. „Wann sehen wir uns denn wieder?“

„Übermorgen abend. Wir jagen morgen und übermorgen. Das große Jagddiner übermorgen nachmittag mache ich nicht mehr mit. Daran liegt mir gar nichts. Ich denke, daß ich um fünf, sechs wieder in Berlin sein werde. Ich lade mich also bei Dir zu übermorgen um

sieben Uhr zum Essen ein . . . Und nun lebe recht wohl, meine liebe Nelly, und thu' mir die einzige Liebe: sei recht vernünftig. Versprich mir das."

Nelly sah ihn wieder mit erstauntem Blick an.

"Wie meinst Du denn? Ich verstehe Dich gar nicht."

"Es ist kindisch," sagte Martin. "Ich weiß es . . . Aber ich liebe Dich eben . . . kindisch! Es ist das erste Mal seit unserer Verlobung, daß ich Dich auf längere Zeit allein lasse. Sach' mich meinetwegen aus: der Abschied wird mir schwer. Ich kann Dir selbst nicht sagen, weshalb. Sieh, ich glaube Dir unbedingt; und beständig schreit es mir in den Ohren: zwischen uns ist noch immer etwas Unklares, Unausgesprochenes . . ."

Nelly schlug die Augen nieder. Der quälende Gedanke, daß sie ihm, ihrer bestimmten Versicherung zum Trotz, doch die volle Wahrheit über den Rubin schmuck nicht gesagt hatte, stieg plötzlich wieder in ihr auf, und sie konnte ihre Befangenheit nicht ganz verbergen.

"Und wenn ich davon mit Dir rede," fuhr Martin, der sie aufmerksam beobachtete, fort, "kommt es mir immer so vor, als ob Du mir wirklich etwas zu verbergen hättest . . . auch jetzt wieder . . ."

"Mein Gott!" erwiderte Nelly und versuchte, ihren Worten einen möglichst harmlosen Ausdruck zu geben. "Das ist ja ganz natürlich. Auch der Unschuldige leidet, wenn er in seinem Gewissen gefoltert wird."

"Ja, ja, Kind, Du hast recht! Habe Rücksicht mit meiner Schwäche, die gewiß nur von meiner Überarbeitung

kommt. Ich bin eben ein bißchen nervös. Und thu' mir zuliebe sogar das Überflüssige: sei recht vorsichtig, hörst Du? Übermorgen nach meiner Rückkehr kannst Du mich gehörig auslachen."

"Ich werde den Fuß nicht vor die Thür setzen," versprach Nelly lächelnd. „Genügt Dir das? Und bist Du nun beruhigt?"

„Vollkommen. Und sei dem Dämonen nicht böse."

Sie verabschiedeten sich herzlich.

Als Nelly allein war, nahm ihr Gesicht einen sehr ernstesten Ausdruck an. Sie setzte sich auf die kleine Ottomane, die mitten im Zimmer unter einer geschmackvollen Anordnung hochstämmiger Blattpflanzen stand, legte die beiden Hände auf die Kniee und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Werkwürdig!" sagte sie kopfschüttelnd. „Der Instinkt! Es ist etwas zu Sonderbares . . . Daß ihm gerade der Rubin salamander so aufgefallen ist! daß ihn das einzige beunruhigt, was ich ihm verschwiegen habe! Ich hätte es ihm nur getrost auch noch sagen sollen! Aber ich habe es nicht übers Herz bringen können. Und er kann es und wird es ja nie erfahren! Es hätte ihn nur zwecklos beunruhigt. Die dummen Rubine! Wenn ich sie nur erst wieder los wäre!" — —

* * *

Martin hatte auf dem kurzen Wege von Nellys nach seiner Wohnung nicht bemerkt, daß ihm ein nicht sehr

einladend aussehender Herr von gedrungener Gestalt, in schäbiger Eleganz gekleidet, mit einem runden Hütlein auf dem Kopf, einer auffälligen bunten Krawatte mit falscher Nadel um den Hals und einem Spazierstöckchen in der Hand in einiger Entfernung gefolgt war.

Der Diener teilte Martin mit, daß ein Herr, der seinen Namen nicht angegeben, aber den Herrn Baumeister in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen habe, dagewesen sei und im Laufe des Nachmittags noch einmal wiedertommen wolle. Martin war auch noch keine Viertelstunde in seiner Arbeitsstube, als der Diener meldete: der Herr von vorhin sei wieder da und bitte den Herrn Baumeister sehr dringend, ihn zu empfangen.

„Also lassen Sie ihn meinethalben vor.“

Der Eintretende verbeugte sich tief und demütig. Martin kam das Gesicht bekannt vor. Nach den ersten Worten war er über die Persönlichkeit orientiert.

„Der Herr Baumeister werden sich meiner kaum noch erinnern. Mein Name ist Attenhofer. Ich habe die Ehre gehabt, den Herrn Baumeister in Wannsee zu sehen. Der Herr Baumeister hatten die Güte, mir damals mit einer kleinen Unterstützung auszuwählen.“

„Ja, ja, ich erinnere mich! Nun, was wünschen Sie?“

„Herr Baumeister,“ sagte Attenhofer, indem er wieder den Hut zwischen den beiden Händen verlegen drehte, „mich treibt die bitterste Not. Ich bin in Verzweiflung! Ich weiß nicht, was ich anfangen soll! Ich habe mir die Füße wundgelaufen — überall hat man mich abge-

wiesen . . . Da habe ich an Ihre Güte von damals gedacht. Ihre Adresse habe ich bei meiner Tante, Frau Stolpe, erfahren . . . Helfen Sie mir mit einer Kleinigkeit, Herr Baumeister!"

"Frau Stolpe hat Ihnen meine Adresse gegeben?" fragte der Baumeister ungläubig. „Das kommt mir aber sehr sonderbar vor! Ich muß Ihnen sagen, Herr Attenhofer, Ihre Tante ist nicht gut auf Sie zu sprechen. Sie hat mir sogar bittere Vorwürfe gemacht, daß ich Ihnen damals etwas gegeben hatte. Sie sagte, das Geld sei rein aus dem Fenster geworfen. Und ich muß Ihnen ferner sagen, daß, wenn ich früher gewußt hätte, daß Sie der Nefte unserer alten Frau Stolpe sind, die uns so oft ihre liebe Not über Sie geklagt hat — daß ich Sie dann wahrhaftig ebenso abgewiesen haben würde wie mein Bruder.“

„Ach nein, Herr Baumeister, das würden Sie gewiß nicht gethan haben! Sie sind ja ein guter Mensch! Na ja,“ bekannte Attenhofer zögernd, „Tante Stolpe hat ja nicht unrecht! Ich habe ja manches begangen, was besser nicht geschehen wäre! Aber glauben Sie mir, Herr Baumeister, es wird einem verflucht schwer gemacht, wieder anständig und gut zu werden. Wenn man einmal drin sitzt, kommt man nicht wieder heraus. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich noch anfangen soll!“

„Haben Sie denn noch immer keine lohnende Thätigkeit gefunden?“ fragte der Baumeister.

„Nichts, nichts! Sie glauben gar nicht, Herr Baumeister, wie schwer es unsereinem gemacht wird.“

„Was waren Sie denn früher?“

„Schreiber bei einem Rechtsanwalt. Da bin ich fortgejagt worden, weil ich die armen Kunden besser und billiger beraten habe. Dann habe ich als Volksanwalt mir mein Brot verdienen wollen. Aber zu allem gehörte Kapital. Ich mußte eine anständige Wohnung haben . . . Und woher nehmen und nicht fehlen?“

„Also haben Sie doch eine gewisse Schulbildung erhalten?“ forschte Martin weiter.

„O ja. Aber was nützt denn das? Gebildet find wir ja jetzt alle! Ich habe nichts gefunden als die Stelle bei der «Vigilantia» in der Aderstraße. Aber da ist jetzt auch nichts los. Da wird Stückarbeit bezahlt. Und seit zehn Tagen habe ich nicht einen Groschen verdient.“

„Richtig, richtig, Sie sind ja Privatdetektiv. Nun also, wenn es Ihnen wirklich so schlecht geht, wie Sie sagen, will ich Ihnen noch einmal ein paar Mark geben, damit Sie sich satt essen und unter Dach und Fach schlafen können. Aber zu regelmäßigen Pensionen an Unbekannte reichen meine Mittel nicht aus. Also verschonen Sie mich mit Ihren ferneren Besuchen.“

Der Baumeister gab Attenhofer einen Thaler.

„Ich danke Ihnen unterthänigst, Herr Baumeister!“ sagte Attenhofer mit tiefer Verbeugung, während er das Geldstück in die Tasche steckte. „Wenn Sie je Arbeit für mich haben — Sie sollen gut bedient werden.“

Bei diesen letzten Worten hatte Attenhofer in dumm-pfiffiger Weise geschmunzelt, als ob er damit eine be-

stimmte Andeutung beabsichtige. Martin fiel der merkwürdige Ausdruck auf, und er fragte:

„Was meinen Sie damit?“

„Mein Gott, nichts Besonderes!“ versetzte Attenhofer mit demselben breiten Lächeln. Seine kleinen Augen blitzten sonderbar. „Ich sage nur, ich verstehe mein Geschäft. Es kommt doch manchmal vor, daß man sich für irgend jemand besonders interessiert, daß man gern wissen möchte, was der andere treibt . . . Das ist mein Fall. Ich bringe es heraus. Da hilft keine geschlossene Droschke und kein Schleier, wenn er auch noch so dicht ist. Und kein Mensch erfährt's . . . Sehen Sie, Herr Baumeister, ich kann's Ihnen am besten an Ihnen selbst zeigen. Ich wollte Sie gern sprechen, und ich wollte es nicht zu bringlich machen. Ich habe Sie gestern und heute observiert. Gestern, als ich zu Ihnen kommen wollte, traten Sie gerade aus dem Hause heraus. Auf der Straße wollte ich Sie nicht anreden. Ich bin Ihnen nach der Vorsigtstraße gefolgt. Sie sind lange bei Fräulein Sand geblieben. Mir ist die Zeit nicht lang geworden. An der Ecke nahmen Sie eine Droschke . . . Nummer 2191. Da hatte ich leider kein Geld, Ihnen zu folgen, sonst würde ich auch wissen, wo Sie nachher hingegangen sind. Als ich Sie heute hier verfehlte, dachte ich mir gleich, daß Sie wohl wieder bei Fräulein Sand sein würden. Da habe ich geduldig gewartet. Kein Mensch hat's bemerkt, daß ich vor dem Hause auf und ab patrouilliert bin. Und Sie haben auch nicht gemerkt, daß ich hinter

Ihnen hergegangen bin. Dann habe ich Sie hier vor einer Viertelstunde ins Haus gehen lassen, und nun bin ich hier.“

„Vor Leuten Ihres Schlages muß man sich aber in acht nehmen!“ bemerkte der Baumeister, den Attenhofers Mitteilungen in einiges Erstaunen versetzt hatten. „Woher wissen Sie denn, daß ich bei Fräulein Sand gewesen bin? Kennen Sie die Dame?“

„Ich sagte Ihnen ja, ich bin Ihnen gestern nachgegangen. Eine Minute nach Ihnen bin ich ins Haus getreten und hörte, wie Sie bis zum zweiten Stock gingen und da klingelten. Nachher bin ich raufgegangen und habe das Schild gelesen. Ich kenne Fräulein Sand nicht persönlich, aber ich denke mir, es wird wohl die schlanke blonde Dame sein, die ich nachher einmal am Fenster gesehen habe.“

Martin schüttelte bedenklich den Kopf, und als Attenhofer wiederholte: „Also wenn Sie mich einmal brauchen können, ich stehe immer zu Ihren Diensten,“ schoß ihm blitzschnell ein Gedanke durchs Hirn, von dem er sich zwar sogleich wieder losmachen wollte, der sich aber mit unheimlicher Gewalt seiner bemächtigt hatte.

„Hören Sie, Attenhofer,“ sagte er stockend, „es könnte sich allerdings gelegentlich einmal — noch nicht jetzt, aber später — der Fall ereignen, daß ich Ihnen einen Auftrag zu geben hätte. Das würde aber allerdings eine sehr heikle und verfängliche Sache sein, die ich nur den allergeeignetsten Händen anvertrauen dürfte. Sie

scheinen mir in der That gewandt zu sein, aber die Beweise, die Sie mir für Ihre Routine angeführt haben, fagen mir noch nicht viel."

"Natürlich!" sagte Attenhofer, der jetzt einen viel gemüthlicheren Ton anschlug und die bittere Not, über die er soeben noch geklagt hatte, ganz vergessen zu haben schien. "Jetzt hatte ich ja auch kein besonderes Interesse zur Sache. Aber wenn's darauf ankommt, sollen Sie mich kennen lernen."

"Können Sie auch reinen Mund halten?" fragte Martin.

"Das ist ja mein Geschäft!" erwiderte Attenhofer mit einer gewissen Überlegenheit.

"Nun ja . . . aber bevor ich Ihnen die wichtige Sache, die ich im Auge habe, anvertraue, möchte ich Sie zunächst einmal in irgend einer gleichgültigen Kleinigkeit ausprobieren, möchte sehen, wie Sie dergleichen anfassend und ausführen."

"Weiter verlange ich gar nichts, Herr Baumeister. Stellen Sie mir nur eine Aufgabe! Soll ich Ihnen übermorgen sagen, wie . . ." Attenhofer that, als ob er sich auf irgend etwas besänne, "wie zum Beispiel Ihr Herr Bruder den morgenden Tag verbringt? Nicht eine Viertelstunde soll mir fehlen! Ihr Herr Bruder, oder irgend ein anderer."

"Sie bringen mich da auf einen Gedanken," bemerkte Martin leichtthin und bemühte sich, gleichgültiger zu erscheinen, als er war. "Morgen und übermorgen bin ich

auf der Jagd. Wenn ich nun bei meiner Rückkehr Fräulein Sand — es ist wirklich die blonde Dame, die Sie am Fenster gesehen haben — scherzhafterweise erzählen könnte, was sie während der Zeit getrieben hat, die Überraschung der Dame würde mir Spaß machen. Es handelt sich natürlich nur um einen Scherz. Wir können ja auch etwas anderes wählen.“

„Natürlich nur ein Scherz!“ wiederholte Attenhofer mit demselben dummschlaunen Lächeln wie vorher. „Aber bleiben wir dabei! Ich nehme den Spaß doch ernst.“

„So will ich die Sache auch verstanden sehen. Aber vor allen Dingen müssen Sie mir dafür stehen, daß Sie ganz unauffällig operieren.“

„Herr Baumeister können ganz unbesorgt sein,“ entgegnete Attenhofer wiederum lächelnd. „Aber wenn ich die Sache ganz ernst durchführen soll, dann müßte ich ja Auffälliges auch telegraphieren.“

„Wie Sie meinen,“ sagte Martin anscheinend gleichgültig.

„Unter Umständen auch dringend!“

„Meinethalben! Ganz nach Belieben! Ich will ja eben nur sehen, wie weit Ihre Geschicklichkeit reicht, um Sie später für einen ernstern Zweck zu verwenden.“

„Ich verstehe vollkommen,“ sagte Attenhofer und kniff ein Auge ein. Und indem er ein abgegriffenes Notizbuch aus der Seitentasche holte, fragte er: „Darf ich also um Ihre Adresse für morgen und übermorgen bitten?“

„Villa Möller, Zehlendorf. Da weiß man mich immer zu finden.“

„Für den Namen der observierten Person werde ich «Baumeister» schreiben.“

„Gut. Dann wären wir also fertig,“ schloß Martin, dem diese Unterhaltung doch zu lange dauerte und sehr unangenehm zu werden anfing.

„Fertig, ja,“ zögerte Attenhofer. „Fertig bis auf einen Punkt. Die Depeschen werden Geld kosten; ich werde vielleicht auch Droschken nehmen müssen und dergleichen; und ich habe kein Kapital.“

Martin nahm aus seinem Portemonnaie zwei Goldstücke und reichte sie ihm.

„Werden Sie damit auskommen?“

„Reichlich,“ antwortete Attenhofer und steckte das Geld in die Westentasche. „Wir rechnen nachher ab. Empfehle mich, Herr Baumeister! Sie werden mit mir zufrieden sein. Ihr ernstester Auftrag wird mir nicht entgehen. Empfehle mich sehr!“

Als er die Thür geschlossen hatte und die Treppe hinunterging, stellte er philosophische Betrachtungen darüber an, wie großmütig sich der Baumeister vorgekommen war, als er ihm drei Mark gegeben, und mit welcher Leichtigkeit er ihm vierzig Mark anvertraut hatte, um eine thörichte Laune zu befriedigen. Die schamhafte Form, die der Baumeister gewählt hatte, um seine Braut überwachen zu lassen, hatte den geriebenen Burschen natürlich nicht

einen Augenblick getäuscht. Er wußte ganz genau, daß dem Baumeister sehr viel daran gelegen war, zu wissen, was die blonde Dame während seiner Abwesenheit trieb, und er machte sich nicht die geringsten Illusionen über den „ernsten Auftrag“, den er später vom Baumeister erhalten sollte.

Raum hatte Martin Attenhofer verabschiedet, so bereute er auch schon, sich mit einem solchen Subjekte eingelassen zu haben. Er hatte bereits den Finger auf den Knopf der elektrischen Glocke gelegt und wollte eben drücken, um Attenhofer vom Diener zurückrufen zu lassen; aber er sagte sich, daß der Widerruf die Sache erst recht verdächtig machen würde. Er schämte sich aufrichtig, sich durch seine sicherlich völlig unbegründete Eifersucht zu einer solchen Unwürdigkeit haben verleiten zu lassen. Er nahm sich fest vor, Nelly nach seiner Rückkehr alles zu beichten.

* * *

Pünktlich zu der von Nelly bestimmten Stunde, um fünf Uhr — denn zu dieser Zeit war sie stets allein — ließ sich der Juwelenhändler Ottrott bei ihr melden. Ottrott war eine elegante Erscheinung, über mittelgroß, mit wohlgepflegten schwarzen Haaren und kurzgeschorenem Backenbart; die sich hart an den Kiefer pressende Oberlippe und das scharfe spitze Kinn waren rasirt. Er machte in seinem zugeknöpften schwarzen Gehrock und mit dem Cylinder in der Hand den Eindruck eines französischen Advokaten. Er verbeugte sich tief und mit verbindlichem

Lächeln, als er in den behaglichen kleinen Salon Nellys eintrat.

„Ihren freundlichen Brief habe ich erhalten,“ sagte er, während er sich auf Nellys Einladung ihr gegenüber setzte. „Ich wäre ohnedies heute zu Ihnen gekommen, denn ich habe meinen schönen Klientinnen gegenüber die Gewohnheit, sie am Vorabend der Verfalltage auf den Termin aufmerksam zu machen. Schöne Damen haben eben so viel im Kopf und vergessen manches.“

Nelly hatte kaum hingehört. Sie war zu sehr damit beschäftigt, wie sie ihre Bitte Herrn Ottrott vortragen sollte.

„Ich habe eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten,“ sagte sie.

„Womit könnte ich denn dienen?“ fragte Ottrott mit tiefer Verbeugung.

„Sie haben mir vor einigen Monaten einen Rubinschmuck verkauft. Dafür habe ich nun gar keine Verwendung mehr. Ich habe ihn überhaupt nur ein einziges Mal getragen. Bitte, nehmen Sie den Schmuck wieder. Ich will natürlich gern einen kleinen Verlust erleiden . . .“

„Das thut mir sehr leid, mein gnädiges Fräulein,“ antwortete Ottrott. „Solche Geschäfte mache ich nicht. Darunter würde mein kaufmännisches Renommee leiden. Es könnte ja so aussehen, als ob ich Ihre Notlage ausbeuten wollte. Und überdies, in diesem Augenblick brauche ich auch keinen Schmuck, ich brauche mein Geld. Ich habe sehr starke Zahlungen zu machen . . .“

„Ja, ich habe auch kein Geld,“ sagte Nelly einfach.

„Dann werden Sie sich's eben verschaffen müssen,“ erwiderte Ottrott mit eigentümlichem Lächeln. „Wie ich Ihnen schon sagte, würde ich mir auch ohne Ihren Brief die Freiheit genommen haben, Sie aufzusuchen, um Sie daran zu erinnern, daß morgen, 15. September, Ihr Wechsel fällig ist.“

Nelly sah ihn bei dieser Mitteilung ganz betroffen an.

„Mein Wechsel? Was für ein Wechsel?“ fragte sie erstaunt.

„Der Wechsel, den Sie so gütig waren mit Ihrem Accepte zu versehen,“ antwortete Ottrott mit demselben artigen Lächeln.

Nelly wandte den Kopf ein wenig und blickte sinnend in die Weite. Auf einmal schien ihr etwas einzufallen.

„Ach so!“ rief sie. „Das Papier, das ich damals unterzeichnen mußte! Das war doch aber kein richtiger Wechsel? Das war doch gar nichts Ernstes! Eine bloße Höflichkeit, sagten Sie mir. Wissen Sie denn gar nicht mehr? Als es mir nicht ganz geheuer vorkam, Ihnen die gewünschte Unterschrift zu geben, da beruhigten Sie mich und sagten mir, Sie würden jeden Augenblick bereit sein, die Zahlung weiter hinauszuschieben!“

„Allerdings, gnädiges Fräulein,“ bestätigte Ottrott mit demselben Lächeln, das Nelly nachgerade unausstehlich wurde. „Das habe ich Ihnen damals gesagt. Aber ich habe Ihnen das Versprechen unter ganz anderen Voraussetzungen gegeben. Damals gehörten Sie der Bühne an. Sie waren eine gefeierte Künstlerin, Sie hatten überall

Kredit. Damals durfte ich annehmen, daß Sie früher oder später eine reiche Partie machen würden . . . oder dergleichen. Aber nun haben sich Ihre Verhältnisse völlig verändert. Sie stehen im Begriff, sich mit einem sehr respektablen, nicht übermäßig vermögenden Herrn ganz solide zu vermählen. Das ändert die Sache. Ihre Vermählung ist ohne Zweifel ein großes Glück für Sie, aber Ihren Kredit erhöht sie nicht . . . Und ich brauche mein Geld."

"Wo soll ich's denn hernehmen?" rief Nelly erregt.
"Ich hab's doch nicht!"

"Zu meinem Leidwesen werde ich, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu bemerken, Ihnen die Mühe, es sich zu verschaffen, nicht ersparen können."

"Verschaffen?" wiederholte Nelly. "Wie denn, verschaffen? Soll ich stehlen?"

"Das würde ich Ihnen doch nicht empfehlen," versetzte der Juwelenhändler, und sein Lächeln wurde immer unleidlicher. "Es giebt ja weniger gewaltsame Mittel."

"Welche?"

"Nun, man kann sich zum Beispiel . . . Geld leihen!"

"Von einem Halsabschneider? . . . Nein, ich danke!"

"So war's nicht gemeint! Ohne Wucherzinsen, sogar völlig zinsfrei."

Nelly zog die Achseln in die Höhe und sah ihn verwundert an.

"Von wem denn? Von meinem Bräutigam?"

"Das wäre der letzte, an den ich in einem solchen

Falle denken würde. Aber es giebt ja auch andere Leute. Man braucht gar nicht so weit zu suchen. Ich kenne zum Beispiel gleich jemand, der sich gewiß ein Vergnügen daraus machen würde. Ich habe ihn zufällig heute gesprochen. Er war bei mir, um für Fräulein Asta Frohnsdorf eine Kleinigkeit auszusuchen."

Nelly erhob sich in großer Erregung.

"Herrn Templin? Sie sind wohl von Sinnen?"

"Ich verstehe Ihre Aufregung gar nicht, mein gnädiges Fräulein. Ich mache nur eine Bemerkung, die Sie berücksichtigen können, wenn Sie wollen, und nicht zu berücksichtigen brauchen, wenn Sie nicht wollen. Zufällig wurde Ihr Name, als Herr Templin heute bei mir war, genannt, und aus den Äußerungen des liebenswürdigen Herrn glaube ich schließen zu dürfen, daß seine Gefühle respektvoller Sympathie für Sie die alten geblieben sind."

"Ich ersuche Sie, mich mit Ihren Beobachtungen und Schlüssen zu verschonen!" rief Nelly.

"Mein Gott, was sind Sie streng geworden! Was ich Ihnen sagte, war ja gut gemeint. Wenn es Ihnen widerstrebt, die Gefälligkeit eines alten Freundes in Anspruch zu nehmen, so ist das Geschmacksache. Dann werden Sie sich eben an Ihren Herrn Bräutigam zu wenden haben. Der wird schon Rat schaffen."

"Das ist unmöglich! Ich kann's ihm nicht sagen!"

"O doch," entgegnete Ottrott mit beleidigender Freundlichkeit. "Überlegen Sie sich's nur! Eine unangenehme

Viertelstunde, und Sie erkaufen sich dauernde Beruhigung. Sie machen ein sehr gutes Geschäft. Sie mißverstehen die Situation offenbar. Sie behandeln mich seit einiger Zeit, als ob ich Supplikant wäre, mein gnädiges Fräulein. Ich habe keine Bitte an Sie zu richten, ich habe eine berechnete Forderung, und nur meine angeborene und anerzogene Höflichkeit hat mich veranlassen können, das Gespräch noch fortzusetzen."

Er hatte sich gleichfalls erhoben. Nelly trat ihm entgegen.

"Hatte ich denn eine Ahnung davon, daß Sie mir das Messer an die Kehle setzen würden?" rief sie in wahrer Verzweiflung. „Sie sollten sich schämen, Ottrott! Wie haben Sie es verstanden, mir den Schmuck aufzuschwazzen und alle meine Bedenken niederzuschlagen! Von Zahlung wollten Sie gar nichts hören! Das werde sich ja alles finden; der Schmuck behalte ja seinen Wert; und wenn ich später das Geschäft bereuen sollte, könnte ich ihn ja jederzeit wieder loswerden; einstweilen würde ich meine Freude daran haben . . . Und nun kommen Sie, drängen auf sofortige Zahlung und sprechen von einem Wechsel, an den ich gar nicht mehr gedacht habe! Ich kann den Wechsel nicht bezahlen . . . das wissen Sie!"

"Dann wird mir zu meinem innigsten Bedauern nichts anderes übrigbleiben, als ihn einzuklagen," sagte Ottrott jetzt ruhiger und kälter. „Mit dieser Unannehmlichkeit," fügte er hinzu, „wäre dann allerdings die weitere verknüpft, daß Ihr Herr Bräutigam die Sache

doch erfahren muß, und unter viel ungünstigeren Bedingungen.“

„Ich gebe es auf, an Ihre Menschlichkeit zu appellieren!“ rief Kelly verzweifelt und ließ sich auf die Ottomane fallen. „Also gut! Ich sehe ein, es bleibt mir nichts anderes übrig: ich werde mir ein Herz fassen und werde meinem Bräutigam auch das noch sagen! Aber heute ist's einfach unmöglich. Warten Sie bis Anfang nächster Woche!“

„Verzeihen Sie,“ sagte Ottrott mit frostigem Ausdruck, „ich habe das Unglück, derartigen Vertröstungen gegenüber etwas ungläubig zu sein. Ich brauche mein Geld morgen.“

Kelly bedeckte ihre Augen mit den Händen.

„Sie werden mir noch Dank wissen,“ fuhr Ottrott fort, und seine Lippen verzogen sich wieder zu einem häßlichen Lächeln, „daß ich Sie dazu veranlasse, die unangenehme Scene zu beschleunigen. Morgen haben Sie es hinter sich, und morgen abend wird der Wechsel Ihnen vorgelegt werden.“

In dem Augenblick schlug der Timbre der Korridor-glocke an. Kelly sprang jäh auf. Das Herz klopfte ihr zum Berspringen.

„Um Gottes willen!“ rief sie.

Sie beruhigte sich indeffen sogleich wieder, als ihr Mädchen meldete, daß Fräulein Asta sie zu sprechen wünsche.

Das hübsche blonde Mädchen mit dem Stumpfnäschen hatte sich in den letzten sechs Monaten in überraschender Weise entwickelt.

Als Sie Kellys Freundschaft gesucht und gefunden

hatte, war sie beinahe noch ein Kind. Sie sah noch jünger aus, als sie war. Jetzt war sie eine Dame, ruhig und sicher in ihrem Auftreten und über ihre Jahre hinaus gesellschaftlich gewandt.

Diese Wandlung war namentlich in den letzten Monaten, seitdem Kelly die Bühne verlassen hatte, auffällig geworden. Die neidischen Kolleginnen hatten vielleicht nicht unrecht, wenn sie die Veränderung in Astas Auftreten dem intimeren Verkehr mit Herrn Reinhold Templin zuschrieben. Astat gelegentliche Bemerkungen über das vorgebliche verwandtschaftliche Verhältnis zwischen ihr und dem reichen Börstianer, die ihren merklich erhöhten Aufwand, ihre kostspieligeren Toiletten und die verschiedenen Schmuckgegenstände, die nach und nach zum Vorschein kamen, erklären sollten, wurden von den erfahrenen Freundinnen natürlich belächelt. Kelly glaubte auch schon längst nicht mehr an das Märchen, das ihr die kleine Freundin früher erzählt hatte. Aber Astat war ein herzensgutes, liebes, freundliches Mädchen, sie war ihr sympathisch. Kelly wußte, daß sie gar nicht im Stande war, auf die kleine Freundin einen nachhaltigen und ernststen Einfluß auszuüben. Sie ließ also lieber fünf gerade sein und zog es vor, keine Frage zu stellen, deren Beantwortung Astat in Verlegenheit gebracht oder zu einer Notlüge veranlaßt haben würde. Astat besuchte Kelly ziemlich regelmäßig wöchentlich zwei-, dreimal und immer in den Nachmittagsstunden. Sie wußte, daß sie dann den Baumeister sicher nicht treffen würde.

Als die kleine hübsche Sängerin, die zu Nelly mit zärtlicher Liebe und Respekt aufblickte, nach herzlicher Begrüßung Ottrott erspähte, sah sie ihn von oben bis unten mit sehr deutlich markiertem Unwillen und mit offener Geringschätzung an und rief entrüstet und erstaunt: „Sie hier?“ Darauf wandte sie sich zu Nelly und sagte laut: „Laß Dich mit dem Menschen nicht ein!“

Ottrott lächelte wie immer und verneigte sich fast unterwürfig vor dem jungen Mädchen.

„Woburch habe ich mir denn Ihre Ungnade zugezogen, gnädiges Fräulein?“

„Sie sind ein heilloser Schwärzer, mein Lieber!“ erwiderte Asta von oben herab.

„Ich wüßte nicht . . .“

„Wer hat Sie dazu berechtigt,“ fuhr die Kleine in gesteigertem Unwillen fort, „Herrn Templin zu erzählen, daß mir der Rubin salamander meiner Freundin gefallen hat, und daß ich mir so einen Schmuck wünsche?“

„Ich begehe nur Indiskretionen,“ entgegnete Ottrott so verbindlich wie möglich, „wenn ich weiß, daß sie nicht schaden.“

„Sie irren sich aber, mein edler Ottrott,“ versetzte Asta, „wenn Sie denken, daß Sie auf diese Art Geschäfte mit mir machen können. Ich habe mich furchtbar geärgert und Herrn Templin erklärt, daß ich auch nicht die geringste Kleinigkeit annehme, die Sie ihm etwa für mich anschnuggeln würden — nicht das!“ Sie schenkte den Daumnagel gegen den Nagel des Mittelfingers.

„Das soll Ihre Strafe sein . . . Und wie kommen Sie dazu, Herrn Templin zu erzählen, daß der Rubinschmuck noch nicht bezahlt ist, und daß Sie morgen Fräulein Sand einen Wechsel präsentieren wollen? Ist das das Verfahren eines anständigen Geschäftsmannes? Und wissen Sie, wie ich das nenne? Ich nenne es eine Gemeinheit! . . . So, nun haben Sie gehört, was ich Ihnen sagen wollte.“

Nelly war während der letzten Worte Astas leichenblaß geworden. Sie biß die Zähne aufeinander und starrte aus ihren unheimlich weit geöffneten Augen in die Leere. Ottrott ließ sich nicht aus der Fassung bringen und überhörte die Beleidigungen der gereizten kleinen Künstlerin.

„Auch durch diese gelegentliche Mitteilung,“ sagte er ruhig und immer mit demselben Lächeln, „hoffte ich nur zu nützen. Ich sehe indessen zu meinem Bedauern, daß meine wohlmeinenden Absichten hier nicht gewürdigt werden. Meine geschäftliche Unterredung mit Fräulein Sand ist überdies zu Ende. Die Damen haben sich ohne Zweifel allerlei zu erzählen . . . Ich habe also die Ehre, mich Ihrem Wohlwollen zu empfehlen.“

Er verneigte sich tief, besonders tief gegen Asta, und verließ das Zimmer lächelnd, wie er es betreten hatte.

* * *

„Ich bin außer mir!“ rief Nelly, sobald sie mit der Freundin allein war. „Diese Niedertracht! Er schnürt mir nicht nur die Kehle zu, er rühmt sich dessen auch noch . . . Es ist schändlich!“

„Ja, dieser Ottrott ist ein Diebemann,“ sagte Asta. „Vor der Bande, die mit uns Kreditgeschäfte macht, muß man sich in acht nehmen. Na, eine Genugthuung habe ich wenigstens: Herr Templin hat mir feierlich geloben müssen, daß er dem Kerl für keine fünf Mark mehr abnimmt.“

„Und daß er es gerade Herrn Templin sagen mußte!“ rief Kellly, die sich gar nicht beruhigen konnte.

„Das war im Unglück das einzige Glück! Von dem erfährt's kein Mensch. Er war über Ottrotts Indiskretion auf äußerste empört. Du darfst ganz ruhig sein. Wenn ich ganz ehrlich sein soll . . . ich komme eigentlich bloß in seinem Auftrag her, um Dich vor Ottrott zu warnen und Dich zu beruhigen.“

„Sehr artig!“ versetzte Kellly spitzig.

„Wie Du das wieder sagst!“ entgegnete Asta in freundlich vorwurfsvollem Tone. „Ich muß Herrn Templin wirklich recht geben. Heut früh beim Frühstück haben wir lang und breit über Dich gesprochen: Du hast ihn eigentlich unglaublich schlecht behandelt! Und er ist ein so anständiger Mensch, so freundlich und gefällig. Ich habe ihn erst in den letzten Wochen näher kennen gelernt. Ein durch und durch anständiger Mensch! . . . Und was hat er denn nun eigentlich verbrochen? Er hat Dich und mich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, wir haben uns in seiner Gesellschaft wohl gefühlt, und eines schönen Tages wirfst Du ihn beiseite, als ob er nie für Dich existiert hätte. Das ist doch in hohem Grade kränkend. Und ich

kann Herrn Templin nur beistimmen, wenn er sagt, er wolle sich nicht wegzagen lassen wie einen Diener, der gestohlen hat . . . Du scheinst gar nicht zuzuhören.“

„Doch, doch!“ sagte Nelly zerstreut, die beständig vor sich hingeblickt hatte. „Ich habe nur den Kopf sehr voll. Aber ich höre alles.“

„Ein erklärendes Wort darf er doch zum mindesten von Dir beanspruchen,“ fuhr Asta eifrig fort. „Das mußt Du doch selbst zugeben. So behandelt man doch nicht Leute, die einem nur Freundlichkeiten erwiesen haben.“

„Wenn Du wüßtest,“ erwiderte Nelly langsam und müde, „wie gleichgültig, wie grenzenlos gleichgültig mir alles das heute ist!“

Sie stand auf und fügte in erregterem Tone hinzu:

„Mir hämmern die Schläfen! Ich fiebere! Ich bin beinahe fassungslos vor Erregung — und du kommst mir mit solchen Lappalien!“

„Aber es sind keine Lappalien! . . . Wenigstens nicht in den Augen des Betreffenden! Komm, setz Dich zu mir, Schatz!“

Sie nötigte Nelly, sich neben sie zu setzen, und flüsterte ihr dann vertraulich und zärtlich zu:

„Herr Templin fühlt sich von Dir tief verletzt. Er will wissen, was Du ihm vorzuwerfen hast. Das wird vermutlich auch der Inhalt dieser Zeilen sein.“ — sie hatte aus ihrer Tasche einen Brief hervorgeholt, den sie Nelly hinhielt — „die er mich gebeten hat Dir persön-

sich zuzustellen. Herr Templin legt den größten Wert darauf, daß Du diesen Brief liest, und ich habe mich anheißig gemacht, es durchzusehen.“

Sie hatte den Brief noch immer in der Hand und hielt ihn Nelly entgegen. Nelly lehnte sich etwas zurück und machte mit der Hand eine abweisende Bewegung.

„Das war sehr unvorsichtig von Dir.“

Die kleine Sängerin legte die Stirn in unwillige Falten und sagte wirklich verdroffen:

„Nimm's mir nicht übel, Nelly! Deine Brüderie ist lächerlich! Daß Du in den Rücksichten, die eine Braut zu nehmen hat, bis an die äußerste Grenze gehst, das finde ich ganz in der Ordnung, und ich würde mich schämen, wenn ich auch nur ein Wort dagegen sagen wollte. Wenn Du Dich aber weigerst, den Brief eines anständigen Mannes zu lesen, der kein anderes Unrecht begangen hat, als daß er vor Deiner Verlobung Dir gegenüber stets die Liebenswürdigkeit selbst gewesen ist, so ist das nicht bloß lächerlich, es ist undankbar, es ist schlecht!“

„Nun also, gib mir den Brief!“ rief Nelly, die mit ihrer Geduld am Ende war. Sie nahm das Schreiben aus Astas Händen und riß das Couvert auf.

Asta war aufgestanden, hatte sich, um Nelly bei der Lektüre nicht zu stören, an das offene Klavier gesetzt und spielte leise und nicht immer ganz fehlerfrei die ersten Takte des neuesten Wiener Walzers.

Nelly las mit gespannter Aufmerksamkeit. Ihr Gesicht

hatte während des Lesens einen fast finsternen Ausdruck angenommen. Einigemal hielt sie inne und blickte in trübem Sinnen vor sich hin.

Als sie den Brief gelesen hatte, legte sie ihn bedächtig zusammen und blieb noch eine Zeit lang in tiefen Gedanken versunken unbeweglich sitzen. Dann erhob sie sich schnell und fragte Asta, die nun auch vom Klavier aufstand:

„Weißt Du, was in dem Briefe steht?“

„Auf mein Wort, ich habe keine Ahnung,“ antwortete ihr Asta.

Nelly nickte. Sie warf noch einen Blick in den Brief und fragte dann weiter:

„Siehst Du Herrn Templin heute noch?“

„Ja, vor dem Theater will er sich von mir verabschieden. Die Ärzte schicken ihn fort . . . nach Italien, glaub ich. Er reist morgen ab.“

Nelly nickte wiederum, trat an den kleinen hübschen Schreibtisch, nahm einen Briefbogen, faltete ihn, ohne ein Wort darauf gesetzt zu haben, und schob ihn in einen Umschlag, den sie schloß und Asta reichte.

„Bitte, übergieb das Herrn Templin.“

Asta hatte der Freundin mit Verwunderung zugeschaut.

„Ein leeres Blatt in einem unbeschriebenen Couvert?“

„Vergiß es nicht,“ schärfte ihr Nelly ein.

„Vergessen werde ich's gewiß nicht. Aber ich meine, Du würdest Dir nichts vergeben haben, wenn Du einen freundlichen Gruß darauf geschrieben hättest . . . Das

geht mich aber nichts weiter an. Du hast den Brief gelesen, und ich habe meine Mission erfüllt.“

Sie nahm ihren Sonnenschirm und reichte Kelly die Hand.

„Morgen werde ich wohl um dieselbe Zeit wieder bei Dir vorsprechen.“

„Morgen?“ wiederholte Kelly. „Komm lieber übermorgen!“

„Gut. Also auf Wiedersehen, mein Herz, übermorgen!“

„Auf Wiedersehen!“

Die beiden Freundinnen küßten sich zum Abschied.

Als Asta das Zimmer verlassen hatte, trat Kelly wieder langsam an den Schreibtisch heran, auf den sie den Brief gelegt hatte, nahm ihn und las ihn noch einmal langsam durch. Ihr Gesicht hatte währenddem eine steinerne Unbeweglichkeit.

Der Brief lautete:

„Berlin, 14. September.

Sehr geehrtes Fräulein!

Herr Ottrott hat mir gegenüber eine Indiskretion begangen, aus der ich schließe, daß Sie sich vielleicht dazu verstehen würden, sich von dem originellen Rubin schmuck, einen Salamander darstellend, zu trennen, den unsere gemeinschaftliche Freundin Fräulein Asta an Ihnen bewundert hat. In diesem Falle würde ich darauf reflektieren, da ich Fräulein Asta bei meiner Rückkehr eine Aufmerksamkeit erweisen möchte. Wenn die Hinzuziehung

einer Mittelsperson schon an sich nicht unbedenklich ist, so ist dieses umständlichere Verfahren bei meiner unmittelbar bevorstehenden Abreise geradezu unmöglich, denn ich fahre morgen mit dem Mittagszuge ab. Ich erlaube mir daher, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen. Ich könnte die Reise unauffällig in Wannsee unterbrechen und mit dem Abendzuge fortsetzen. Sie würden in Begleitung Ihrer Frau Mutter den Dreihurzug benutzen. Ich würde Sie in meiner Villa, die augenblicklich menschenleer ist, erwarten. Sie würden den Schmuck mitbringen. In zwei Minuten wäre das Geschäft abgeschlossen, und mit dem nächsten Zuge könnten Sie nach Berlin zurückkehren. Meiner unbedingten Verschwiegenheit brauche ich Sie nicht zu versichern. Lehnen Sie mein gutgemeintes Anerbieten ab, so bedarf es keiner Antwort. Stimmen Sie zu, so geben Sie der freundlichen Überbringerin dieser Zeilen irgend etwas Unverfängliches für mich, meinethalben ein weißes Blatt Papier. Dann werde ich die Ehre haben, Sie morgen gegen vier Uhr in Wannsee zu erwarten.

In aufrichtiger Hochachtung

ergebenst

Reinhold Templin."

* * *

Reinhold Templin war am Abend im Klub sehr aufgeräumt. Während der letzten Tage hatte er alle seine

Geschäfte abgewickelt. Er war frei wie der Vogel in der Luft. Er verabschiedete sich persönlich von den ihm nächstehenden Bekannten, aber er wich der Beantwortung der Fragen, die unwillkürlich jedermann an ihn stellte: „Wohin gehen Sie? Wie lange bleiben Sie?“ vorsichtig aus. Er hatte die Eigentümlichkeit, über seine längeren Ausflüge nie vorher zu sprechen. Er verschwand alljährlich auf zwei, drei Monat, und erst nach seiner Rückkehr erfuhren seine näheren Freunde, wo er die Zeit verbracht hatte.

Es war für ihn ein völliges Bedürfnis, sich von seiner aufregenden und nervenabspannenden Beschäftigung auf eine gewisse Zeit völlig loszulösen. Er richtete sich geschäftlich immer darauf ein, daß ihm für die Dauer seiner Abwesenheit bedeutendere finanzielle Überraschungen nach der Gewinn- oder Verlustseite hin nicht in Aussicht standen. Er empfing und schrieb keine Briefe. Nicht einmal sein Diener wußte seine Adresse. Er „tauchte unter“, wie er sagte.

Diesmal war er durch aufregende Börsen länger in Berlin zurückgehalten worden als in früheren Jahren. Erst jetzt, Mitte September, konnte er in aller Seelenruhe die notwendige Erholungsreise antreten. Sein Arzt hatte ihm erklärt, daß es die höchste Zeit sei.

Sein großes Gepäck hatte er schon an das Grand Hôtel in Paris vorangeschickt. Alle Angelegenheiten waren in bester Weise geordnet, und so durfte er denn, wie in früheren Jahren, seinem zuverlässigen Diener für die

nächste Zeit getrost alles weitere überlassen. Der Diener selbst wußte auch nicht mehr, als daß Herr Templin zwei bis drei Monate wegbleiben würde.

Als Templin, um seine Klubrechnung zu zahlen, sein Portefeuille gezogen hatte, lächelte er eigentümlich: sein Blick haftete wohlgefällig an einem unbeschriebenen Briefcouvert. Der merkwürdige Blick und das merkwürdige Lächeln fielen sogar einem Bekannten, der neben ihm stand, auf. Dieser sagte ihm gemüthlich, während er ihn leise anstieß:

„Ich möchte wetten, Sie reisen nicht allein.“

Templin machte eine Bewegung, die man ganz nach Belieben als Zustimmung oder Ablehnung deuten konnte.

„Die kleine Frohnsdorf wird doch nicht kontraktbrüchig werden?“ forschte der Bekannte weiter.

„Ach, die gute kleine Asta!“ entgegnete Templin mit wohlwollender Überlegenheit. „Von der ist überhaupt nicht die Rede.“

Der neugierige Klubfreund gab es auf, weiteres zu erfahren.

Gegen zehn Uhr verließ Templin den Klub und ging zu Hiller. Er hatte Asta eingeladen, nach dem Theater dort hinzukommen und zum letztenmal vor der langen Trennung mit ihm zu Nacht zu speisen. Es hatte Asta sehr gewurmt, daß auch sie über Templins Reisepläne nichts Genaueres hatte erfahren können.

„Wie ich die Geheimnisthramerei hasse!“ rief die kleine Schauspielerin ärgerlich. „Es hat doch keinen Sinn und Verstand!“

„Doch, mein Kind. Es ist im Gegenteil so verständig wie möglich,“ entgegnete Templin, während er das Champagnerglas an die Lippen setzte und ihr zutrank. „Ich will eben von Berlin und den Berlinern und namentlich von den Geschäften nichts hören und nichts sehen.“

„Ich werde doch nicht von Geschäften sprechen!“

„Nein. Aber Weiber können nicht reinen Mund halten. Ich glaube ja nicht an eine beabsichtigte Indiskretion, aber ich fürchte unbedachte Äußerungen. Wenn einer es weiß, schwagt es sich doch herum. Ich bin in der Beziehung pedantisch und mache keine Ausnahme. Und ich bin bei meinem System sehr gut gefahren. Meiner völligen Isolierung im Sommer verdanke ich es, daß ich während der übrigen Zeit des Jahres mir meine Gesundheit erhalte. Wenn Du mich ein bißchen lieb hast, darfst Du mir nicht böse sein.“

Asta leuchtete das wenig ein.

„Aber Du wirfst mir doch manchmal ein Lebenszeichen geben?“

„Nein,“ erwiderte er lachend. „Verlange alles mögliche, nur das nicht! Nur keine Briefe! Ich bin berüchtigt wegen meiner Schreibfaulheit. Ich bleibe nur zwei, drei Tage in Paris, und dann tauche ich unter, entweder in Südfrankreich, oder in Norditalien, oder sonstwo. Also wundere Dich nicht, wenn Du in den nächsten Wochen nichts von mir hörst . . . Wenn Du aber recht artig sein willst, dann schreibe mir. Im Grand Hôtel, Paris, weiß der Portier, wo ich zu finden bin.“

Die Adresse gebe ich aber nur Dir und meinem Diener. Meine sogenannten Freunde und Bekannten werden früh genug von mir hören, wenn ich wieder hier sein werde.“

Asta war wirklich tief betrübt, als die Trennungsstunde schlug und sie sich von dem hochherzigen Freunde trennte, der sie während der letzten Wochen so verwöhnt hatte. Die zwei, vielleicht sogar die drei Monate, während deren sie Reinhold nicht sehen sollte, würden ihr gewiß furchtbar lang werden. Sie glaubte übrigens trotz alledem nicht, daß es Templin mit seiner angedrohten Schweigsamkeit wirklich ernst gemeint hatte. Sie nahm sich vor, ihm so zärtlich zu schreiben und ihn so innig zu bitten, ihr zu antworten, daß er es gewiß nicht übers Herz bringen würde, sein Programm durchzuführen.

III.

Am folgenden Tage — es war der 15. September — fuhr Templin gegen Mittag nach der Potsdamer Bahn. Er hatte den Diener zu Hause gelassen. Die Handtasche, in die alles gepackt war, was er zur Nachtoilette brauchte, konnte er ohne Beschwerde allein tragen. Er löste ein Billet nach Paris und fragte den Schalterbeamten, ob er die Reise in Wannsee unterbrechen könne.

„Der Kurierzug hält nicht in Wannsee,“ erwiderte der Beamte.

„Dann geben Sie mir außerdem ein Billet für den nächsten Zug nach Wannsee.“

Er ließ den Pariser Zug abfahren und mußte eine halbe Stunde warten, um den Lokalzug zu benutzen. Er hatte sich in die entlegenste Ecke des Wartezimmers gesetzt und vergrub sich in die letzte Nummer des „Figaro“. Aber gleichwohl war er gesehen worden. Biemlich ungehalten blickte er auf, als er von einem sehr höflich grüßenden Herrn angeredet wurde.

„Ah, Herr Templin! Habe die Ehre! Sie wollen gewiß einen kleinen Ausflug machen? . . . Mich führt nämlich ein Geschäft nach Potsdam. Wieder ein fälliger Wechsel . . . Ja, mit den schönen Künstlerinnen hat

man seine liebe Not, mein verehrter Herr Templin! . . . Und nach meiner Rückkehr um sechs Uhr steht mir noch eine angenehme Scene mit Fräulein Sand bevor . . . Heutzutage verdient man sein Geld nicht leicht, Herr Templin.“

Templin hatte absichtlich kein Wort erwidert, um Ottrott nicht zu veranlassen, weiter zu schwätzen. Aber der Juwelenhändler ließ sich nicht entmutigen und fuhr fort:

„Darf man ohne Indiskretion fragen, wohin die Reise geht?“

„Nach Paris,“ antwortete Templin in einer Weise, die Ottrott keinen Zweifel darüber ließ, daß sein geschätzter Kunde geringe Neigung spürte, die Konversation mit ihm fortzusetzen. Gleichwohl konnte er sich nicht enthalten, verwundert zu wiederholen:

„Nach Paris? Aber da müssen sich ja Herr Templin noch sechs, sieben Stunden gedulden!“

In dem Augenblick wurde abgerufen nach den Stationen zwischen Berlin und Potsdam.

„Das ist ein Lokalzug!“ belehrte Ottrott Templin, der aufgestanden war, seinen grauen Mantel über den Arm gelegt und die Handtasche genommen hatte.

„Ich werde schon nach Paris kommen,“ erwiderte Templin und grüßte flüchtig zum Abschiede.

„Dann wünsche ich recht glückliche Reise! Habe die Ehre, Herr Templin!“

Ottrott zog den Hut in weitem Bogen und sah kopfschüttelnd Templin in ein Coupé erster Klasse einsteigen.

Er wunderte sich noch mehr, als er an der Station Wannsee Templin aussteigen sah. Aber er wußte ja, daß Templin da eine prachtvolle Besitzung hatte, und er schloß scharfsinnig weiter, daß sein Kunde jedenfalls noch etwas zu ordnen habe, mit einem späteren Zuge nach Potsdam weiterfahren und da den Pariser Zug nehmen werde.

Templin war übrigens der einzige Passagier, der in Wannsee ausstieg. Es war nicht einmal ein Gepäckträger zur Stelle. Er winkte einem kleinen Jungen und ließ sich von ihm Tasche und Mantel nachtragen. —

Der Tag war ungewöhnlich drückend und schwül, und es herrschte eine wahre Hundstagshitze. Im Westen ballten sich dicke Wolken zu einem unheimlichen Knäuel zusammen und rückten langsam zum Zenith auf. Dem kleinen Jungen, der ihm keuchend gefolgt war, standen die dicken Tropfen auf der Stirn, als ihn Templin vor der Gitterthür verabschiedete.

Er schloß das Haus auf, riß sogleich die Fenster auf, um frische Luft einströmen zu lassen; aber bei der bleiernen Schwüle da draußen erreichte er seinen Zweck nur unvollkommen. Die Gitterthür hatte er nur angelehnt und die Hausthür offen gelassen.

Er sah nach der Uhr. Drei Stunden mußte er sich gedulden. Er lächelte über seinen Eigensinn. Aber er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt: so wollte er sich von Nelly nicht beiseite werfen lassen! So nicht! Das duldete sein Ehrgeiz nicht! Er wollte Nelly vor allen Dingen von seiner uneigennütigen Freundschaft über-

zeugen. Die müsse sie schließlich rühren und das harte Herz erweichen. Und wenn ihm Nelly erst einmal mit einiger Sympathie entgegenkomme, sich ihm dankbar verpflichtet fühle, dann — dann — ja, dann war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er dem übermütigen Baumeister, der sich so unverschämt ihm gegenüber benommen hatte, einen recht unliebsamen Streich spielen würde . . .

Und Nelly war ja wirklich wunderhübsch, — mehr als das. Sie gefiel ihm besser als alle anderen, gerade weil sie unerreichbar war. War? . . . Oder doch schien! Er hatte ja schon manche Widerspenstige gezähmt! Und schon jetzt hatte er etwas erreicht, das er kaum zu hoffen gewagt hatte: Nelly kam zu ihm, freilich unter den unversänglichsten Umständen: mit der Mutter, lediglich um ein Geschäft abzuschließen, — aber sie kam doch, und der Baumeister wußte es nicht! Das war schon ein Erfolg, für den man ein paar Stunden opfern konnte, besonders jetzt, da er auf Monate nichts zu thun hatte.

Er hatte sich auf die Chaiselongue gestreckt und den Blick auf den bräunlich gelblichen Himmel gerichtet, der trübseelig durch das offene Fenster in den großen Mittelraum hereindämmerte. Und allmählich schloß er die Augenlider . . . Und in der Gewißheit, daß er für die nächsten Stunden nichts zu versäumen und nichts zu erwarten hatte, schlief er ruhig ein.

* * *

Währendem war Attenhofer auf seinem Posten. Schon seit einer frühen Stunde des Vormittags trieb er sich in der Vorsigstraße herum. In der Kunst, sich nicht auffällig zu machen, besaß er in der That eine wahrhafte Virtuosität. Er war in guter Stimmung. Das kleine Betriebskapital, das ihm der Baumeister eingehändigt hatte, hatte er schon als eine Vorschußzahlung angesehen. Er war am Vorabend geradeswegs von der Tiedstraße nach seiner brüchtigten Stammkneipe gegangen, wo er einige gute Bekannte sicher zu finden mußte, hatte ungezählte Partien Billard gespielt, tüchtig zu Abend gegessen und auch für die Freunde etwas draufgehen lassen. Er hatte die Nacht im Bett geschlafen, morgens gut gefrühstückt, Cigarren gekauft und war nun so vergnügt, wie seit langem nicht. Die Zeit wurde ihm nicht lang. Das Warten war sein Geschäft. Er war so und so oft schon die Straße auf und ab geschlendert, in so und so viel Häuser eingetreten, ohne je den Blick von der Thür des observierten Hauses zu lassen. Die Mittagsstunde war vorüber. Er hatte nichts irgendwie Bemerkenswerthes erspäht.

Da, etwa um halb drei Uhr, sah er ein sauber gekleidetes Dienstmädchen mit weißer Schürze und Häubchen aus dem Hause treten, das sich schnellen Schrittes zum Droschkenhalteplatz an der nächsten Ecke begab. Bald darauf hielt die geholte Droschke vor dem Hause. Er lief nun schnell nach demselben Halteplatz, nahm die erste Droschke, und sagte zum Kutscher:

„Paß mal genau auf die Droschke da auf! Da wird wahrscheinlich eine Dame einsteigen. Der wollen wir folgen. Aber Du mußt es schlau anfangen, daß es nicht auffällt. Auf alle Fälle da, zu einer Weißen!“

Er drückte dem Kutscher zwanzig Pfennig in die Hand. Der Kutscher hatte offenbar schon öfter derartige Aufträge ausgeführt. Er nahm dem Pferde die Decke ab, breitete sie auf seinen Sitz und kletterte auf den Bod.

Nach etwa fünf Minuten traten zwei Damen aus dem Hause, die eine groß und schlank, mit ziemlich dichtem Schleier vor dem Gesicht, die andere, ältere, hager, ganz dunkel gekleidet.

„Das sind sie wohl?“ fragte der Kutscher.

„Ich denke doch. Fahr' nur los!“

Als kein Zweifel mehr darüber sein konnte, daß die Droschke vor dem Potsdamer Bahnhof halten werde, zahlte Attenhofer, gab dem Kutscher, der seine Sache gut gemacht hatte, noch ein kleines Trinkgeld, sprang in geringer Entfernung vom Haupteingang ab, beschleunigte seinen Schritt und traf ungefähr gleichzeitig mit Nellys Mutter vor dem Schalter ein. Aber es hatten sich doch einige Personen zwischengedrängt, so daß Attenhofer nicht hören konnte, wohin die Damen ihre Billets nahmen. Er löste also sein Billet dritter Klasse bis zur Endstation, Potsdam. Er hatte sich das Coupé, in dem die beiden Damen saßen, ganz genau gemerkt und nahm einen Ecksiß im nächsten Wagen dritter Klasse.

Als er die Damen in Wannsee aussteigen sah, stieg

er auch aus und wartete einige Augenblicke, bis sie vom Perron verschwunden waren. Dann folgte er ihnen, ein Liedchen vor sich her summend und sein Spazierstöckchen schwingend, mit dem Ausdruck der vollsten Harmlosigkeit. Er winkte dem kleinen Jungen, der vorher Templins Handgepäck getragen hatte, und sagte ihm:

„Willst Du ein paar Groschen verdienen? Dann komm mit.“

Der Junge, hocherfreut über den Glückstag, der ihm unerwartet reichen Verdienst brachte, stimmte freudig zu. Attenhofer war sehr gesprächig und gemüthlich, und wenn der Junge reifer gewesen wäre, würde es ihm vielleicht aufgefallen sein, welche überraschende Theilnahme der Unbekannte für ihn und seine Verhältnisse fühlte. Der Junge mußte ihm sagen, wie alt er war, welche Schule er besucht hatte, was seine Eltern seien — alles mögliche. Er trippelte zutraulich neben dem Älteren daher, und wer die beiden so gesehen hätte, würde nie geglaubt haben, daß die Bekanntschaft erst einige Minuten zählte.

Währenddem hatte Attenhofer die beiden Damen, die es ziemlich eilig zu haben schienen, nicht einen Augenblick aus den Augen verloren. Sie nahmen den bequemsten, aber nicht kürzesten Weg vom Bahnhof zum See. Er hatte sie einen Vorsprung von über fünfzig Schritt nehmen lassen. Er bemerkte, wie die beiden den schmalen Seitentweg, der nach links abführte, einschlugen, und wie sich die Jüngere und Vornehmere, ehe sie einbogen, umfah. Im selben Augenblicke hob Atten-

hofer seinen kleinen Begleiter mit beiden Armen auf und sagte ihm:

„Junge, Du bist ja federleicht!“

Nelly hatte das bemerkt, und eine flüchtige Freude, wie nett der Vater da mit seinem Kinde spielte, huschte ihr durch den Sinn. Sie war ganz beruhigt. Niemand hatte sie gesehen. Die beiden zählten ja nicht! Und wer sollte sie auch jetzt hier sehen?

„Nun, mein Junge, wenn Du so leicht bist, zeig mal, daß Du ordentlich laufen kannst! Lauf bis an die nächste Ecke und sieh, wo die beiden Damen hingehen. Aber zeig Dich nicht! Mach's schlau! Dalli, dalli!“

Der Junge schoß wie ein Pfeil davon.

Attenhofer ging ganz gemütlich seiner Wege. Als er an der Biegung angekommen war, traf er den Jungen und sah gerade noch die Damen in die rote Villa eintreten. Langsam und gemütlich bummelte er mit dem Jungen an der Villa vorüber und schwatzte mit ihm. Er erkundigte sich jetzt, ob der Junge schon konfirmiert sei und welchen Spruch er bekommen habe. Dabei warf er einen flüchtigen Seitenblick auf die rote Villa, die schon bei seinen früheren Besuchen in Wannsee seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er wußte auch, daß sie einem reichen Berliner Börslaner gehörte. Es fiel ihm auf, daß die Gitterthür offen stand. Die Villa selbst machte einen ganz unbewohnten Eindruck. Alle Gardinen waren abgenommen. Es war nichts zu sehen und nichts zu hören. Er schlenderte mit seinem kleinen Begleiter weiter. Sie

nahmen den schmalen Weg, der zum Hügel hinanführt, auf dem zwei schlichte Grabsteine, um die ein einfaches Eisengitter gezogen ist, die letzte Ruhestätte Heinrich von Kleists und Henriette Vogels weisen. Von diesem höhergelegenen Punkte aus konnte Attenhofer die rote Villa unter den günstigsten Bedingungen beobachten. Durch die Bäume konnte er sowohl den Eingang zur Villa, wie den Vorgarten und die Gitterthür ganz genau sehen, während er selbst in der Deckung durch die Sträucher und Bäume von unten schwerlich bemerkt werden konnte.

„Na, mein Junge,“ sagte Attenhofer befriedigt, „weiter brauchen wir vorläufig nicht zu gehen. Warte mal einen Augenblick!“

Er setzte sich auf den abgehackten Stamm einer Kiefer, nahm Papier und Bleistift aus der Tasche, mit denen er sich vorsorglich versehen hatte, und schrieb mit seiner schönsten Handschrift sehr deutlich auf den Knien folgendes Telegramm:

„Dringend. Baumeister Hellberg, Villa Möller, Behlendorf.“

Baumeister machte mit älterer Dame vier Uhr nachmittags Besuch in Ihrer roten Nachbarvilla Wannsee. Begleitete ihn dorthin. Observe alle vom nahen Grabmalhügel.
Attenhofer.“

Er zählte die Worte und sagte zum Jungen:

„Die Depesche bringst Du zum Telegraphenbureau auf dem Bahnhof. Weißt Du, wo das ist?“

„Jawohl.“

„Hier hast Du Geld. Mach' schnell, mein Junge! Aber lauf' nicht wieder bei der Villa vorbei.“

„Das wäre ja ein Umweg!“ sagte der Kleine. „Der nächste Weg von der Villa zum Bahnhof geht ja hier vorbei!“

„Na also! Nimm die Deine in die Hand, mein Junge!“

Der Kleine lief davon.

Attenhofer blieb auf seinem Baumstumpf sitzen und steckte eine neue Cigarre an. Er pfiß ein Liedchen vor sich hin. Dann küßte er den Hut und trocknete sich die Stirn mit einem bunten Taschentuch. Die Schwüle hatte immer mehr zugenommen. Es war fast unerträglich. Kein Lüftchen regte sich. Der Himmel hatte sich etwas gelichtet und eine unheimliche, schwefelgelbe Färbung angenommen. Von weiter Ferne her ertönte manchmal leises dumpfes Grollen. Attenhofer blickte von Zeit zu Zeit, indem er das linke Auge einkniff, mißtrauisch zum Himmel auf. Er sah sich auch um, ob er nicht irgendwo Deckung finden werde, wenn das drohende Gewitter losbrechen würde. Er hatte schon seinen Schlachtplan gemacht: wenn es zu arg werden sollte, würde er in die rote Villa gehen.

Während er so dasaß, rauchte, trällerte und pfiß, gingen ihm allerhand philosophische Betrachtungen über unsere verrückte Welt durch den Kopf. Er lächelte in einer häßlichen Weise . . .

Bloß um das Vergnügen zu haben, sich zu ärgern, hat nun so ein Baumeister eine schwere Menge Geld ausgegeben! Na, das Vergnügen hatte er ihm ja gründlich

besorgt! Über die Depesche mußte ja der Herr Baumeister seine Freude haben! Und er konnte sie in einer halben Stunde bekommen, wenn alles gut ging. Er hatte sie ja dringend gemacht. So sein Geld zum Fenster hinauszwerfen! . . . Ja, ja, das liebe Geld! . . . Die Leute, die es haben, wissen gar nicht, was es ist. Das wissen bloß die, die es nicht haben . . .

Er nahm aus der Hosentasche verschiedene Geldstücke und betrachtete sie schmunzelnd.

Gestern abend in der Kneipe und heute morgen beim warmen Frühstück, — da hatte er sich schon sein Teil gedacht. Nun war er allein . . . Da kommen einem auch allerlei dumme Gedanken . . . dumme oder auch nicht . . .

Wenn man hier zum Beispiel irgend etwas thun wollte, daß kein Mensch zu sehen braucht . . . Hier kann einem nichts passieren . . . Wenn hier einer stumm und kalt gemacht wird, den finden sie vielleicht über Jahr und Tag . . . Da im dichten Unterholz den Boden aufgebuddelt und wieder zugemacht . . . Da können sie lange suchen . . .

In diesem Augenblick kam der kleine Junge angestürzt. Er war ganz außer Atem. Attenhofer hatte ihn in seinen stummen Betrachtungen gar nicht kommen hören und fuhr zusammen, als er ihn plötzlich vor sich sah.

„Dummer Bengel!“ rief er ärgerlich. „Nach doch nicht solchen Skandal!“

Er ballte unwillkürlich die Fäuste. Seine Nasen-

flügel blähten sich auf. Er war drauf und dran, den Jungen beim Kragen zu packen . . . um es zu probieren.

Alles Blut stieg ihm zu Kopf. Seine Schläfen hämmerten, und sein Auge nahm einen erschrecklich wilden Ausdruck an, so daß der kleine Junge ganz verschüchtert ein paar Schritte zurücktrat und zitterte. Er stammelte in ängstlicher Verlegenheit:

„Sie haben doch gesagt, ich sollte recht rasch machen. Hier bringe ich das Geld.“

Attenhofer fuhr mit dem bunten Tuch über die Stirn, trocknete sie und sagte, plötzlich wieder in gemütlichem Tone:

„Stimmt! — Na, es ist gut, mein Junge! Die sieben Pfennig kannst Du behalten. Aber nun mach, daß Du wegkommst!“

„Danke auch schön!“

„Geh zum Teufel, Junge! Sonst werde ich Dir Beine machen!“

Der Kleine war über diesen abermaligen Wandel ganz bestürzt und lief schnell davon. So ein komischer Herr war ihm noch nicht vorgekommen.

Attenhofer war froh, daß er wieder allein war. Er hatte sich den Jungen wirklich ordentlich darauf angesehen, ob man hier jemand beseitigen könne, ohne daß es gemerkt würde. Aber der arme Bengel . . . es hatte keinen Zweck! Der Kleine konnte von Glück sagen, daß er kein reicher Mann war.

Attenhofer stand auf und hummelte auf dem schmalen Platz um das Denkmal auf und ab. Er wollte wieder

ein Liebchen trällern, aber die Lust dazu war ihm vergangen. Er wurde den furchtbaren Gedanken, der ganz plötzlich, er wußte selbst nicht wie, in ihm aufgestiegen war, nicht wieder los. Er konnte an nichts anderes denken, an gar nichts anderes . . .

Und dabei war es so drückend heiß. Kein Lüftchen regte sich. Und unter dem stumpf leuchtenden, schwefeligen Himmel sah alles so trübe und schwermütig aus. Er selbst hatte die Stirn in tiefe Falten gelegt und mißmutig den Cigarrenstummel, an dem er gekaut hatte, beiseite geworfen. Das Gewitter lag ihm gewiß in den Gliedern. Wenn's nur endlich einmal losgehen wollte!

Vorhin hatte er sich vor dem Regen gescheut, jetzt wünschte er eine Auffrischung, und wenn sie ihn auch gehörig durchnässen würde. Aber die gräßliche Schwüle hielt an, und das Grollen, das von Zeit zu Zeit an sein Ohr drang, war noch immer in weiter, weiter Ferne.

Etwa eine knappe halbe Stunde mochte er da am Denkmal gelauert haben, — sie war ihm länger geworden als das stundenlange Warten auf der Straße, — als er sah, wie die beiden Damen aus dem roten Hause traten und, nachdem sie sich nach allen Seiten spähend umgeblickt hatten, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, wieder nach dem Bahnhofe zu gingen. Attenhofer nahm den kürzeren, den ihm der kleine Junge bezeichnet hatte. Er ging ganz langsam, war aber noch völlig rechtzeitig zur Stelle, um zu sehen, wie die beiden Damen in das Stationsgebäude eintraten . . . Er schwankte einen Augenblick.

Sollte er ihnen folgen? Da war sicherlich wenig Neues zu erfahren. Es war ihm offenbar, daß die Damen nach Berlin fahren und in ihre Wohnung zurückkehren würden. Da konnte er dann noch so und soviel Stunden auf dem Pflaster hin und her schlendern, um nichts zu erfahren. Aber die Villa war gewiß nicht leer. Da war unzweifelhaft noch jemand, der da nicht übernachten würde. Vermutlich war es für den Herrn Baumeister interessanter, zu erfahren, was der andere — denn Attenhofer zweifelte nicht daran, daß es sich um einen Herrn handelte — anfangen würde. Wahrscheinlich war's der Besitzer, der Borsianer. Vielleicht war's aber auch ein guter Freund. Das blieb festzustellen. Der Unbekannte wollte natürlich nicht mit demselben Zuge fahren, sondern den nächsten Zug benutzen. Attenhofer war also entschlossen, einstweilen hier noch zu warten.

Als er den Fünfuhrzug halten hörte, wartete er noch einige Augenblicke in der Nähe des Bahnhofs und kehrte, da die Damen sich nicht mehr sehen ließen, nach seinem Observationspunkte am Denkmal zurück.

Die kleine Unterbrechung hatte ihn aus den eigentümlichen Betrachtungen, die ihn zuvor ganz ungewöhnlich stark erregt hatten, herausgerissen. Jetzt war er wieder ruhiger und vernünftiger geworden, setzte sich auf seinen Baumstumpf, schlug die Beine übereinander, pffif einen Gassenhauer und steckte eine neue Cigarre an. Er war jetzt ganz apathisch. Er setzte mit Bestimmtheit voraus, daß er einstweilen nichts zu verkümmern habe. Der nächste

Zug ging ja erst in einer Stunde . . . Aber die Stunde mußte doch bald um sein!

Er hörte von der Ferne her Rollen, das immer lauter wurde. War das das nahende Gewitter? War es der Zug? Er erhob sich, lehnte sich an einen Baumstamm und blickte mit gespanntester Aufmerksamkeit nach der Thür der roten Villa. Er wußte, daß die Villa nur den einen Ausgang hatte. Es war der Zug, der heranbrauste. Aber kein Mensch ließ sich sehen. Es beunruhigte ihn einigermaßen. Sollten die Damen wirklich allein . . . ?

Aber nein, die Gitterthür stand ja noch offen. Es war noch jemand drin. Er war vielleicht eingeschlafen. Attenhofer hatte ja selbst gegen den Schlaf ankämpfen müssen. Den nächsten Zug wollte er jedenfalls noch abwarten.

Zum Glück hatte er sich, wie er es nannte, „feldmäßig ausgerüstet“. Er hatte ein paar belegte Schrippen in der Tasche, und die Rümmelflasche hatte er sich auch füllen lassen. Jetzt war er hungrig geworden, und machte sich nun daran, den Proviant aufzuzehren. Aus der Flasche hatte er schon vorher einige kräftige Schlucke gethan. Er hielt sie jetzt prüfend gegen das Licht, um die Ration für das Mittagmahl ökonomisch richtig zu bemessen.

Er war mit Essen gerade fertig und hatte gerade wieder eine Cigarre angesteckt, als ein merkwürdiges Geräusch seine Aufmerksamkeit erregte. Das war nicht das Rollen des Gewitters und nicht das Rollen der Bahn. Er blickte sich nach allen Seiten um und sah nun, vielleicht

hundertfünfzig Schritt entfernt, einen leichten Jagdwagen, der im schärfsten Trabe heransuhr und dicke Staubwolken aufjagte. Der Wagen hielt unweit des Hügels, auf dem Attenhofer stand. Ein Herr sprang herab, gab dem Rutscher eine Weisung, und dieserkehrte sofort um.

Attenhofer sah sehr vergnügt aus, als er den Herrn erkannte, der, des Terrains offenbar sehr kundig, den ziemlich versteckten Eingang des schmalen Weges sofort gefunden hatte.

„Hier, Herr Baumeister!“ rief Attenhofer mit halblauter Stimme und schwenkte sein buntes Tuch. Er ging dem Nahenden halben Weges entgegen.

* * *

Martin, der, sobald er die Depesche erhalten hatte, sogleich aufgebrochen war, war in vollständig jagdmäßiger Ausrüstung. Er trug Gamaschen, eine Joppe und Mütze, Jagdtasche und Flinte über der Schulter.

„Nun also,“ fragte er Attenhofer, während sie zum Denkmal aufstiegen, „was ist vorgefallen?“

„Die Hauptsache wissen Sie schon.“

„Ich will alles wissen.“

Attenhofer erstattete nun genauen Bericht über alle Einzelheiten. Martin gab sich keine Mühe, die Erregung, die ihn dabei befiel, zu verheimlichen. Die Mitteilung, daß die Damen nach einem knappen halben Stündchen die Villa wieder verlassen hatten, schien ihn zu überraschen.

„Und Sie sind Ihrer Sache ganz sicher,“ fragte Martin, daß die Damen das Haus verlassen haben?“

„Vollkommen sicher!“ bestätigte Attenhofer. „Aber ich bin nicht ganz sicher, ob noch jemand drin ist. Es wäre ja möglich, daß die Damen in die leere Villa gegangen sind, obgleich ich's nicht recht glauben kann, denn sie haben die Gitterthür offen gelassen.“

„Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher, daß, seitdem die Damen gegangen sind, niemand aus dem Hause gekommen ist?“

„Wenn jemand drin gewesen ist,“ gab Attenhofer zur Antwort, „dann ist er noch drin. Durch den Schornstein kann er nicht geflogen sein, durch's Wasser ist er auch nicht geschwommen, und hier hätte ich ihn unbedingt sehen müssen. Was mich ein bißchen stutzig gemacht hat, ist, daß der Herr den nächsten Zug nicht benutzt hat.“

Martin runzelte die Stirn, als Attenhofer von dem „Herrn“ sprach. Er machte einige Schritte und sagte dann:

„Ich werde mich selbst überzeugen. Ich werde den Herrn auffuchen.“

„Das möchte ich Ihnen doch nicht raten,“ bemerkte Attenhofer. „Dann können Sie alles verderben. Er sieht Sie doch und wird sich hüten, Sie reinzulassen . . . Er bekommt Wind und aus ist's.“

Das Gewitter war näher gerückt. Ein ungewöhnlich frischer Luftzug streifte plötzlich durch den Wald, und das Gefträuch, das bisher in bleierner Regungslosigkeit ge-

starrt hatte, schien aufzuatmen. Die Zweige schwankten, und die Blätter zitterten. Es wurde auf einmal ganz merkwürdig dunkel. Hier und da flammte es in fahlem Schein auf. Der Donner wurde nun stärker. Attenhofer kniff wieder das linke Auge ein und blickte zum Himmel auf.

„Es wird gleich losdreschen,“ wandte er sich zum Baumeister. „Unserer ist ans Warten gewöhnt und macht sich nicht viel drauß, wenn er mal eine Dusche abkriegt. Wenn Ihnen hier die Zeit zu lang wird, dann gehen Sie nur nach dem Bahnhof ins Trockene. Wenn was passiert, finde ich immer Zeit, Sie zu benachrichtigen. Es ist ja bloß ein paar Minuten von hier.“

Ein Zug kam herangerollt. Man hörte ihn deutlich.

„Hören Sie,“ fuhr Attenhofer fort, „der Sechsuhrzug! Den nimmt er also auch nicht! Nun dauert's wieder ein Weilchen. Gehen Sie nur ruhig nach der Bahn, Herr Baumeister, ich passe schon allein auf, denn hier können Sie gleich in die große Wäsche kommen.“

„Ich will den Herrn hier erwarten,“ sagte der Baumeister erregt. Sein linker Fuß klopfte nervös den Boden.

„Wie Sie meinen! Aber wer's Warten nicht gewöhnt ist, den macht's ganz kribbelig. Mir immer hübsch ruhig Blut, Herr Baumeister!“

„Hören Sie endlich auf zu schwagen!“ rief Martin ungeduldig und wandte sich einige Schritte ab.

„Schön, schön!“ entgegnete Attenhofer und nahm seinen

alten Platz auf der abgehakten Piefer wieder ein, während Martin ein paar duzendmal in fieberhafter Aufregung um das Gitter des Denkmals herum lief.

Auf einmal sprang Attenhofer auf und rief mit gedämpfter Stimme dem Baumeister zu:

„Pst! Da!“

Martin blieb wie gebannt stehen. Er öffnete die Augen weit, und seine Hände ergriffen unwillkürlich die Stäbe des Gitters.

Templin war aus dem Hause getreten. Er hatte den Mantel über die Schulter geworfen. Die Handtasche stellte er auf eine Treppenstufe und verschloß die Hausthür sorgfältig. Er nahm die Handtasche, durchschritt den kleinen Vorgarten, stellte die Tasche wieder hin und verschloß nun die Gitterthür. Er sah sich nach allen Richtungen um.

„Er sucht jemand, der ihm die Tasche trägt,“ erläuterte Attenhofer mit leiser Stimme. „Soll ich mich ihm anbieten?“

„Nein,“ antwortete Martin leise mit bebender Stimme. „Entfernen Sie sich,“ fügte er gebieterisch hinzu. „Schnell! Kommen Sie morgen früh zu mir. Schnell! Schnell!“

Attenhofer schlüpfte ins Dickicht. Er war fest entschlossen, der Weisung des Baumeisters nicht Folge zu leisten. Es interessierte ihn doch, wie die Geschichte eigentlich verlaufen werde. Er hatte auch bald mit der ihm eigentümlichen Findigkeit einen Platz ermittelt, wo er sicherlich nicht gesehen werden und selbst alles sehen

konnte. Da kauerte er sich an einem Baum nieder und wartete.

* * *

Templin, der sich nach einigen Sekunden des Zauderns dazu hatte entschließen müssen, seine Tasche selbst zu tragen, nahm in gemächlichem Schritt den kürzesten Weg und kam also in gerader Richtung auf Martin zu. Als er wenige Schritte vom Grabdenkmal entfernt war, trat ihm Martin in den Weg.

Templin prallte zurück. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem krampfhaften Lächeln. Er suchte sich zu sammeln und brachte mit erzwungenem gemütlichem Tone, aber doch unsicher und stockend, die Worte hervor:

„Baumeisterchen! Was führt Sie denn hierher? . . . Ist das aber eine Überraschung!“

Martin war vor Erregung keines Wortes fähig. Alles Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen. Seine dunkle Gesichtsfarbe hatte einen grünlichen Schimmer. Seine Augen waren weit geöffnet und hatten einen unheimlichen Ausdruck. Er krampfte die Hände zusammen, und seine Fingernägel gruben sich tief in das Fleisch der Handflächen ein.

Templin wich seinen lodernen Blicken aus. Nur um irgend etwas zu sagen, stammelte er in erzwungener Harmlosigkeit:

„Und in jagdmäßiger Ausrüstung? Hier im königlichen Forste? Lassen Sie sich nur nicht von Stolpe ab-

fassen! Sonst brummt er Ihnen ein Strafmandat auf, daß es nur so seine Art hat.“

Martin ließ ihn schwagen und regte sich nicht.

„Übrigens,“ fuhr Templin fort, indem er seine Uhr zog, „Sie verzeihen! In zwölf Minuten geht mein Zug nach Potsdam. Es ist der letzte, den ich benutzen kann. Ich will nämlich nach Paris weiterfahren. Mein Gepäck ist schon vorausgegangen . . . Mich hat hier ein Geschäft zurückgehalten . . . Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, können Sie mich vielleicht zum Bahnhof begleiten. Ich glaube, es fängt schon an zu tropfen.“

„Ich habe Sie hier erwartet,“ sagte nun Martin möglichst ruhig, aber seine Stimme hatte doch einen unwillkürlich bedrohlichen Klang. „Sie haben Geschäfte gehabt?! Auch ich habe von einem Geschäfte mit Ihnen zu reden.“

„Thut mir ungemein leid,“ versetzte Templin, der nun wieder ruhiger geworden war, „aber jetzt habe ich wirklich keine Zeit.“

„Sie werden die Zeit dazu wohl finden müssen!“ versetzte Martin, während er in eigentümlicher Weise mit dem Kopfe nickte.

„Ich sage Ihnen ja, mein Zug . . . Ich habe mein Billet in der Tasche . . .“

„Das alles interessiert mich gar nicht. Was ich mit Ihnen zu erledigen habe, wissen Sie ganz genau. Ihr Verlegenheitsstammeln würde Sie schon verraten, wenn überhaupt noch etwas zu verraten wäre! . . . Am Tage meiner Verlobung habe ich Ihnen mündlich erklärt, daß

ich die Fortsetzung Ihres Verkehrs mit Fräulein Sand nicht wünsche. Sie haben trotzdem noch einmal den Versuch gemacht, sich an Fräulein Sand heranzudrängen. Da habe ich Ihnen brieflich in unzweideutigster Weise verboten, meine Braut weiter zu belästigen, und hinzugefügt, daß ich jeden Annäherungsversuch von Ihrer Seite als eine mir persönlich zugesügte Beleidigung auffassen müsse, für die ich Sie auch persönlich zur Verantwortung ziehen werde . . .“

„Über alles das können wir ja ein andermal reden!“ fiel ihm Templin ins Wort, der sichtlich bemüht war, die Auseinandersetzung abzubrechen. „Jetzt kann ich nicht . . . Die Eisenbahn wartet doch nicht auf mich. Ich muß fort!“

„Sie bleiben!“ rief Martin gebieterisch.

„Da hört doch alles auf!“ versetzte Templin in großer Ungebuld. Indem er die Uhr zum drittenmal zog und sie Martin entgegenhielt, fügte er hinzu: „Ich veräume wahrhaftig noch den Zug! Lächerlich!“

„Den werden Sie wohl veräumen! Und das ist nicht das Schlimmste, das Ihnen bevorsteht.“

„Einfach lächerlich!“

„Sie haben meinem ausdrücklichen Verbote zuwidergehandelt!“ rief Martin in immer wachsender Erregung. „Unter irgendwelchen Vorspiegelungen haben Sie Fräulein Sand dazu verlockt, heute mit Ihnen zusammenzutreffen!“

„Ach was! Von Verlocken kann überhaupt nicht die Rede sein!“

Martin bebte.

„Sie geben also zu, daß Sie mit meiner Braut eine Zusammenkunft gehabt haben?“

„Meinetwegen . . . was Sie wollen! Aber nun lassen Sie mich endlich. Bei meiner Rückkehr werde ich Ihnen alles erklären.“

Er versuchte an Martin vorüberzugehen. Der trat ihm aber mit voller Entschiedenheit in den Weg.

„Sie kommen nicht von der Stelle!“ schrie er.

„Das wäre noch schöner!“

„Nicht von der Stelle! sage ich Ihnen,“ wiederholte Martin drohend.

„Das ist ja der reine Überfall . . . Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Ich habe Fräulein Sand eine Gefälligkeit erwiesen, um die sie mich gebeten hatte! Voilà tout!“

„Das ist nicht wahr!“

„Erlauben Sie . . .“

„Dann wiederholen Sie mir das in Gegenwart meiner Braut!“

„Mit Vergnügen! Aber nach meiner Rückkehr.“

„Nein, heute noch! . . . Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen Zeit lasse, Ihre Lügen glaubhaft zu machen . . .“

Templin fuhr zusammen.

„Für den Augenblick muß ich Ihre Beleidigungen überhören,“ entgegnete er mit einem kavalierrmäßigen Ausdruck, der ihm selbst gefiel. „Ich kann Ihnen nur wiederholen: ich bin mit Fräulein Sand nur zusammen-

getroffen, um ihr einen kleinen Dienst zu erweisen . . .
Und nun lassen Sie mich endlich zufrieden!“

„Was für einen Dienst?“ schrie Martin in immer gesteigerter Wut. „Fräulein Sand ist nicht in der Lage, von Ihnen irgendwelche Dienste zu acceptieren!“

„Und es ist doch so!“

„Beweise! Beweise!“

„Ja, ich habe Beweise! Hier in der Tasche habe ich sie! . . . Ich habe Fräulein Sand etwas abgekauft, was sie sonst nicht loswerden konnte. Und das hat man nun von seiner Güte! Sie sind an allem schuld! Sie ganz allein! Und mir machen Sie Vorwürfe? . . . Einfach lächerlich! Schließlich verliert man auch die Geduld!“

Martin war wie vor den Kopf geschlagen.

„Abgekauft?“ wiederholte er fragend mit heiserer Stimme. „Und ich bin daran schuld?“

„Ja Sie!“ versetzte Templin, der nun wieder Oberwasser hatte. „Wenn Sie es nun doch durchaus hören wollen! Sie allein! Eine junge Künstlerin braucht eben manchmal mehr, als sie eingestehen will. Und wenn Sie ihr den Brotkorb nicht zu hoch gehängt hätten, hätte sie sich nicht an mich zu wenden brauchen . . . Nun wissen Sie's . . .“

Martin taumelte einen Schritt zurück und faßte sich an die Stirn. Von der Ferne her hörte man das Rollen des Rades.

„Mein Zug!“ rief Templin. „Wenn ich laufe, erwische ich ihn noch!“

Er drängte sich an Martin vorbei und eilte im Laufschrift auf dem schmalen Wege dem Bahnhofsgebäude zu.

Martin war fassungslos, wie versteinert stehen geblieben. In dem Augenblick durchschnitt ein furchtbarer Blitz in gewaltigem Zickzack den fast schwarzen Himmel, und der Donner krachte. Martin fuhr auf, wie aus tiefem Schlummer aufgeschreckt. Er sah, wie Templin beinahe laufend davoneilte, und er sprang ihm nach.

„Steh, Memmel!“ schrie er. „Steh, sage ich Dir!“

Templin wandte sich halb um und beschleunigte nun seinen Lauf. Er hatte wohl einen Vorsprung von hundert Schritt.

„Memme! Glende Memme!“ schrie Martin, denn die furchtbare Erregung die Kehle zuschnürte und die Besinnung raubte.

Und in wildem Jähzorn riß er die Flinte von der Schulter, legte an und drückte ab.

Im furchtbaren Tosen eines neuen Donnerschlags verhallte das Krachen der Flinte. Dicktropfig fiel der Regen noch langsam und spärlich herab.

Templin brach ins Knie, die Tasche kollerte auf den Boden, und mit dem rechten Arm machte er eine Bewegung, wie der Flügel einer Windmühle. Dann schlug er mit dem Gesicht auf den Kies des Fußwegs.

„Um Gottes willen!“ stöhnte Martin dumpf.

Er konnte nicht vom Flecke. Die Füße waren ihm schwer wie Blei. Er schüttelte den Kopf. „Um Gottes willen!“ wiederholte er noch einmal leise.

Dann umspannte er den Lauf, bohrte den Kolben in den Sand ein und stützte sich. So schleppte er sich keuchend und mit Anspannung aller seiner Kräfte, das Gewehr als Stoß benutzend, bis zu dem, der zuckend im gelben Sande lag. Er kniete neben ihm nieder und wandte ihn um. Der furchtbare Blick aus den weitgeöffneten Augen des Sterbenden flößte ihm Entsetzen ein. Er schauderte und wandte sich ab . . .

Aber vielleicht war noch zu helfen! Er lebte ja noch!

Martin schien mit einem Male seine Kräfte wiedergewonnen zu haben. Er hing die Flinte wieder über die Schulter und lief wie ein Wahnsinniger den kleinen Weg hinauf zum Hügel.

„Attenhofer!“ schrie er mit gewaltiger Stimme.
„Attenhofer! Hilfe! Hilfe!“

Keine Antwort!

Unschlüssig blieb Martin stehen. Dann lief er wie ein gehehrtcs Wild planlos erst ein paar Schritte hinab zu dem Schwerverwundeten, dann wieder hinauf zum Denkmal.

„Attenhofer!“ schrie er wieder.

Nun stürmte er in der Richtung auf den Bahnhof davon. Er achtete nicht darauf, wie jetzt auf einmal das Unwetter mit fürchterlicher Gewalt losgebrochen war. In allen Richtungen schossen die züngelnden Blitze über den Horizont, von unaufhörlichem, bald schrecklich knatterndem, bald dumpf grollendem und heulendem Donner begleitet. Ein wolkenbruchartiger Regen rauschte mit aller

Gewalt herab. Ringsum knackten die Stämme. Es war ein Naturschauspiel von graufiger Großartigkeit.

In einer Minute war Martin bis auf die Haut durchnäßt. Der Regen peitschte ihm mit solcher Wucht ins Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging. Er konnte nicht vorwärts kommen. Er kroch ins Dickicht, in der Hoffnung, unter den dicht stehenden Bäumen wenigstens einige Deckung zu finden, bis das Schlimmste vorüber war. Er hielt sich fest an einem Stamm.

Da fuhr ein strahlend bläulichweißer Blitz im Zickzack in seiner unmittelbarsten Nähe herab. Der Strahl blendete ihn, und zugleich ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, der ihn betäubte.

Er sah nur noch, wie eine mächtige Kiefer, die vom Blitze getroffen war, umschlug und gerade auf ihn zu stürzen drohte, und er besaß noch Geistesgegenwart genug, um schnell beiseite zu springen. Dann schlug aber auch er betäubt nieder, und die Sinne verließen ihn. — —

* * *

Der furchtbare Gewittersturm wütete nahezu eine Stunde.

Attenhofer hatte Templin zusammenbrechen sehen, hatte Martins verzweifelte Hilferufe sehr wohl vernommen, es aber für gut befunden, in seinem Versteck zu bleiben. Das Wüten des Unwetters hatte ihn dazu genötigt, zunächst nur daran zu denken, wo er den verhältnismäßig besten Unterschlupf finden werde. Er war auch ziemlich

gut davongekommen, aber auch er war bis auf die Haut durchnäßt.

Die Sonne war schon untergegangen, als der Sturm ausgetobt hatte.

Da kroch Attenhofer aus dem dichten Gebüsch, in dem er gesteckt hatte, hervor und sah sich nach allen Seiten spähend um. In geduckter Stellung schlich er nach dem kleinen Wege und beugte sich mit sehr ernstem Ausdruck über den am Boden liegenden Templin. Er hatte jetzt die Augen geschlossen.

War er tot? Lebte er noch?

Attenhofer faßte ihn unter die Arme und schleifte ihn mit Aufwand seiner ungewöhnlichen Körperkräfte tief in das Gebüsch, das den Weg umsäumte. Dann kehrte er wieder nach der Stelle zurück, nahm den Hut, den Mantel und die Tasche, die dort lagen, und verschwand mit diesen Sachen wieder im Dickicht. Auch einen schweren Stein mit breiter Fläche nahm er vom Wege.

Dann machte er sich lange, sehr lange mit der Leiche zu schaffen. Es war schon ganz dunkel, als er mit einem großen und ziemlich schweren Bündel, das er aus dem grauen Reisemantel Templins gemacht hatte, sich keuchend davonschleppte. Er hatte so anstrengend gearbeitet, daß ihm die dicken Schweißperlen auf der Stirn standen. Seine Kleider waren ganz beschmutzt und durchnäßt und seine Hände mit gelber Erde dicht bedeckt.

Er kletterte zum See hinab und wusch sich sorgfältig Hände und Gesicht. Dann packte er sein Bündel wieder

auf und ging auf das einzige Licht zu, das aus dem Häuschen des Forsthüters Stolpe leuchtete. Hinter dem Hause legte er sein Bündel nieder. Dann klopfte er an die Scheibe und rief:

„Tante! Mach' mir auf! Ich bin's, der Joseph! Mach mir auf! Es geht mir schlecht!“ —

Wie lange Martin in seiner schweren Betäubung unter strömendem Regen dagelegen hatte, wußte er selbst nicht. Die Erinnerung an die letzten Stunden war ihm getrübt. Es war ihm zu Mute, als ob sich ein eiserner Reif um seinen Schädel gelegt hätte, der von Zeit zu Zeit mit Schrauben schärfer angezogen würde.

Nur ganz verschwommen dämmerte es ihm vor, daß er sich instinktmäßig nach dem Bahnhof geschleppt hatte. Der ihm wohlbekannte Wirt hatte sich seiner teilnahm- voll angenommen. Martin hatte ihm Geld gegeben. Man hatte für ihn das Billet gelöst und ihn in einen leeren Wagen erster Klasse gesetzt. Der Wirt hatte ihm auch Begleitung nach Berlin angeboten, aber Martin hatte es abgelehnt. Seine Kleider waren in einem ent- seßlichen Zustande. Aber die Erklärung dafür war da: es war eben ein Jäger, der von einem Unwetter, wie es seit Jahren nicht getobt hatte, im Walde überrascht worden war.

Der Schaffner, der vom Wirt in Wannsee ein gutes Trinkgeld erhalten und versprochen hatte, sich des Bau- meisters in Berlin anzunehmen, hatte ihn bis zur Droschke gebracht. Martin hatte auf die Frage, wohin der Kutscher

fahren solle, in schwerem Halbschlaf instinktmäßig geantwortet: „Augustahospital“.

Da hatte er, als der sofort herbeigerufene Arzt verschiedene Fragen an ihn stellte, noch einige lichte Augenblicke gehabt. Er hatte seinen Namen, Stand und seine Wohnung richtig angegeben. Er hatte, wenn auch schwerfällig, doch ganz verständlich, mitgeteilt, daß er vom Gewitter überrascht worden und daß der Blitz neben ihm eingeschlagen sei, daß er im Gewitterregen lange Zeit dagelegen habe. Er hatte endlich den Arzt wiederholt mit fieberhafter Dringlichkeit darum gebeten, Fräulein Nellie Sand in der Vorsigtstraße morgen früh zu benachrichtigen, daß er krank im Hospital liege und keinen Besuch empfangen könne.

„Recht schonend!“ hatte er drei-, viermal hinzugesetzt.

Darauf war er, von den Anstrengungen der kurzen Unterredung ganz erschöpft, wieder besinnungslos geworden, und was nun mit ihm geschehen war, konnte er selbst nicht angeben.

Er verbrachte Stunden, Tage, vielleicht Wochen in einem Zustande traumloser, dumpfer, schwerer Schläfrigkeit, ohne irgend welche Teilnahme für sich oder andere. Im Halbdämmern des Bewußtseins fühlte er nur immer den entsetzlich schmerzhaften Druck um den Schädel. Die Erinnerung an Personen und Ereignisse schien völlig in ihm erloschen zu sein.

IV.

Während der nächsten Tage wurden von den Forstbeamten die sehr beträchtlichen Schäden, die das furchtbare Unwetter namentlich im Grunewald angerichtet hatte, festgestellt. Die im dichtesten Unterholz in einer natürlichen Vertiefung verborgene, mit Erde beworfene und mit Reisig bedeckte Leiche wurde nicht aufgefunden, da gerade in der nächsten Umgebung keiner der stärkeren Bäume beschädigt worden war.

Sobald Nelly am folgenden Tage die Mitteilung erhalten hatte, daß Martin plötzlich und schwer erkrankt daniederliege, eilte sie in größter Unruhe und Besorgnis nach dem Augustahospital. Was sie da erfuhr, lautete wenig tröstlich. Ihrem stürmisch ausgedrückten Wunsche, den Kranken zu sehen, konnte unter keinen Umständen entsprochen werden. Einstweilen war von den Ärzten nur ein hochgradiges typhöses Fieber konstatiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Kranke ohne Bewußtsein, aber die Möglichkeit, daß sich in seinem Zustande ab und zu lichtere Momente einstellten, war nicht ausgeschlossen. Jede Erregung mußte unbedingt ferngehalten werden, und der Anblick der bekümmerten Braut würde ihn unzweifelhaft, wenn er Nelly erkannt hätte, in eine

Aufregung versetzt haben, die sehr gefährlich werden konnte.

Bitternd und zugend fragte Nelly:

„Ist es denn so sehr schlimm?“

Der junge Assistenzarzt machte eine wenig beruhigende Bewegung.

„Ist denn das Schlimmste zu befürchten?“ forschte Nelly ängstlich weiter, und ihre schönen Augen wurden naß.

Der Arzt machte dieselbe vieldeutige Geste und antwortete:

„Einstweilen ist noch gar nichts zu sagen. Jedenfalls ist unbedingte Ruhe geboten. Es ist ausgeschlossen, daß der Kranke in den nächsten Tagen Besuch wird empfangen können.“

In tiefster Niedergeschlagenheit trat Nelly den Heimweg an. Der trostlose Bescheid des Arztes hielt sie nicht davon ab, jeden Tag zur Sprechstunde nach dem Augustahospital zu fahren, wenn sie auch wußte, daß sie nicht vorgelassen werden würde.

Lange Wochen, die qualvollsten, die Nelly je verbracht hatte, verliefen in schrecklicher Ungewißheit, in beständigem Schwanken. Manchmal schien es so, als ob nun das Schlimmste überwunden sei, und Nelly atmete schon hoffnungsfroh auf; aber dann trat ganz unerwartet und ohne irgendwelchen nachweisbaren Grund ein jäher Rückfall ein, der alle frohe Zuversicht wieder zu Schanden machte.

Erst nach vier vollen Wochen, in der Mitte des Oktober, konnten die Ärzte mit gutem Gewissen Nelly die Ber-

sicherung geben, daß nach menschlichem Ermessen die Krisis nun überwunden sei.

Martin war indessen so geschwächt, daß die von den Ärzten angeordnete Absperrung, um den Prozeß der Heilung nicht zu gefährden, noch aufrecht erhalten werden mußte. Aber Nelly war schon so anspruchslos geworden, daß sie die ihr von den Ärzten erteilte Erlaubnis, ihrem Bräutigam einige freundliche Worte schreiben zu dürfen, mit Jubel begrüßte. Und sie war überfelig, als sie bei ihrem nächsten Besuche einen Brief von Martin im Bureau vorfand.

Mit Ruhe und Klarheit ordnete Martin in kurzen Worten die ökonomischen Angelegenheiten, die Nelly auf lange Zeit hinaus völlig sicherstellten. Sie hatte in ihrem Briefe davon selbstverständlich keine Silbe erwähnt, obwohl sie in den letzten Tagen schon manche unangenehme Stunde wegen der leidigen Geldfrage verbracht hatte. Der gute Martin! Er dachte an alles! Und seine erste Sorge galt ihr! Sie mußte sich das beim Lesen des Briefes recht einschärfen. Sein Schreiben konnte ja nichts anderes sein als eine Bestätigung seiner andauernd liebevollen Gefinnung für sie. Und er bewies ihr wieder durch die Handlung, wie er sorgsam auf ihr Wohl bedacht war!

Sie mußte sich das immer wieder und wieder sagen, denn im übrigen lautete der Brief anders, ganz anders, als sie es sich gedacht hatte. Den Zeilen des geliebten Mannes, die sie stürmisch an ihre Lippen geführt hatte, entströmte eine eisige Kälte, die sie schauern machte.

Aber sie war undankbar und thöricht! Wie konnte sie sich darüber Gedanken machen! Er war ja gewiß noch sehr krank. Das Schreiben machte ihm ohne Zweifel große Schwierigkeit. Da war die Form ja etwas rein Zufälliges. Und war sie beabsichtigt, so vermutete er vielleicht, daß der Brief von den Ärzten, die einstweilen als unbefchränkte Herren über ihn geboten, geöffnet werden könne, und ein Gefühl ganz berechtigter Scham hielt ihn davon ab, so zärtlich und warm mit ihr zu sprechen, wie es ihm gewiß ums Herz war.

Sie machte sich Vorwürfe darüber, daß die sachliche Nüchternheit des Briefes sie auch nur einen Augenblick hatte befremden und unfreundlich berühren können. Jedenfalls hatte sie den Wunsch Martins zu respektieren: er bat sie, ihre Besuche etwas einzuschränken, da er von ihrer Teilnahme ohnehin überzeugt sei und sie ihn auf ärztliches Gebot vorläufig doch noch nicht sprechen dürfe; ihre Besuche seien also vor der Hand zwecklos und machten den Beamten des Hospitals nur Scherereien. Er selbst sei einstweilen nicht in der Lage, viel zu schreiben; diese wenigen Zeilen hätten seine Kräfte schon völlig erschöpft; sobald es ihm besser gehe, werde er wieder schreiben und sie empfangen, sobald sein Gesundheitszustand es gestattete. Kein Wort darüber, wie er diesen Augenblick, dem Kelly mit stürmischer Ungeduld und mächtig pochendem Herzen entgegenjah, herbeisehnte! Kein liebevolles, nicht einmal ein freundliches Wort am Schluß! Die einfache Unterschrift „Martin“!

Acht Tage lang wartete Nelly vergeblich auf den erhofften Brief. Sie wartete noch ein paar Tage und noch ein paar Tage. Endlich hielt sie es nicht mehr aus. An einem der letzten Tage des Oktober fuhr sie wieder den traurigen Weg, den sie in den letzten sechs Wochen so oft genommen hatte.

Der junge Assistenzarzt empfing sie diesmal mit sonderbarem Lächeln und anders als früher, vielleicht höflicher, aber sicherlich weniger menschlich mitfühlend. Nelly gab sich darüber keinen Täuschungen hin. Es machte auf sie den Eindruck, als ob der Arzt gewissermaßen einen Auftrag, der ihm nicht besonders angenehm sei, zu erfüllen habe.

Er gab ihr zunächst über den Gesundheitszustand des Patienten recht befriedigende Nachrichten. Martin kam langsam wieder zu Kräften, aber er litt noch an einer tiefen seelischen Verstimmung, wie sie sich oft nach einer so schweren Krankheit einstellt. Der Arzt erklärte es für durchaus wünschenswert, ja für geboten, daß man den Kranken noch wenigstens vierzehn Tage bis drei Wochen völlig ungestört lasse. Zur Zeit sei er ziemlich apathisch und habe auch niemals das Verlangen geäußert, irgendwelchen Besuch zu empfangen. Er sei wortkarg, spreche niemals von seinen persönlichen Angelegenheiten, habe aber guten Appetit, schlafe viel, und seine physischen Kräfte nähmen sichtbar zu. Er schreibe gar nicht, habe auch noch kein Buch aus der Bibliothek verlangt: dagegen habe er sich alle Zeitungen vom Datum seiner Erkrankung an bis auf den heutigen Tag kommen lassen und an-

scheinend mit großem Interesse sehr aufmerksam durchlesen. Es sei ihm offenbar ein Bedürfnis, sich von allem zu unterrichten, was sich während der Zeit seiner Krankheit ereignet habe. Der Arzt sah das als ein günstiges Zeichen an. Er bat Kelly in sehr artiger und ebenso dringlicher Weise, nichts zu thun, um ihrerseits ein vielleicht zu frühes Wiedersehen herbeizuführen, das möglicherweise verhängnisvolle Folgen haben könne; sie möge sich noch einige Wochen in Geduld fassen; wenn die Genesung ungestört so fortschreite, so werde der Baumeister sicherlich in drei, vier Wochen als geheilt entlassen werden können, und mit der wiedergewonnenen Gesundheit des Leibes würde auch die seelische Verstimmung, die ihn jetzt niederdrücke, sicherlich schwinden. Der Herr Baumeister werde ohne Zweifel, sobald er sich kräftig genug fühle, seine Braut zu sehen, ihr schreiben; bis dahin möge aber Fräulein Kelly ihre natürliche Ungebuld bezwingen.

Noch trauriger, als sie gekommen war, verließ sie das Hospital. Sie wurde den Verdacht nicht los, daß Martin selbst den Arzt angewiesen habe, ihren Besuch von ihm fernzuhalten.

Aber weshwegen wollte er sie nicht sehen? Weshwegen wollte er nicht einmal etwas von ihr hören? —

Es konnte ja nicht sein! Es war gewiß nicht! Der Ärmste war noch schwerkrank, vielleicht schwerer, als ihr der Arzt zu verstehen gab. Sie mußte ihn schonen. Die Prüfung, die ihre Liebe ihr auferlegte, war gewiß hart; aber sie war fest entschlossen, sie zu bestehen.

Noch drei Wochen, vielleicht noch vier Wochen! Ja, sie wollte sich in Geduld fassen. Aber dann sollte sie nichts auf der Welt mehr von dem Geliebten trennen! Dann würde sie dem Verbote des Arztes, ja seinem eigenen Verbote trotzen. Bis dahin werde ja aber Martin wieder gesund werden. Das hatte ihr der Arzt so ernst, so glaubwürdig versprochen, daß sie fest daran glauben mußte. Also noch Geduld! —

Am 25. November erhielt Nelly folgende vom 24. November datierten Zeilen:

„Liebe Nelly!

Morgen verlasse ich das Hospital und komme im Laufe des Tages zu Dir.

Dein

Martin.“

Nelly meinte lange, als sie diese Zeilen gelesen hatte, und wartete mit pochendem Herzen auf den Geliebten.

* * *

Die übermäßige Hitze im Bureau des Untersuchungsrichters war Gottfried jetzt ganz erwünscht. Es war draußen bitterkalt, und Gottfried war gehörig durchgefroren, als er nach seiner Rückkehr vom Fundorte im Grunewald im Gerichtsgebäude eintraf. Die unerfreulichen Bilder, die sich beim Anblick seines Häuschens und der Templinschen Villa in aller Schärfe ihm vergegenwärtigt hatten, erschienen ihm nun, da er den festen Entschluß

gefaßt hatte, mit Martin wieder Frieden zu schließen, in etwas freundlicherer Beleuchtung. Uebrigens wurde jetzt, da er in seinem Bureau war, wo ihn alles ganz ausschließlich an seine Berufsthätigkeit erinnerte, seine Betrachtung von seinen eigenen Angelegenheiten abgelenkt.

Es war ein einfacher, schmuckloser Raum mit nüchternen, geschäftsmäßiger Einrichtung. An den mit heller Ölfarbe gestrichenen Wänden standen hohe Regale, die mit Akten von oben bis unten ganz gefüllt waren. Hinten befand sich ein kleines Tischchen ohne Decke mit Karaffe und Wasserglas. Die beiden Fenster, die nach der Straße führten, entbehrten allen Schmuckes. Sie hatten nur Rouleaux zum Schutze gegen die Sonne. Ein sehr großer, breiter flacher Tisch mit einer einfach polierten Holzplatte diente als Schreibtisch. Er war mit Büchern, Aktenstücken und Schreibereien bedeckt. Darauf standen noch zwei große, schwarz gestrichene, hölzerne Schreibzeuge, eines in der Mitte der Breitseite für den Untersuchungsrichter, das andere unten an der Schmalseite für den Protokollführer. Hinter dem großen Arbeitsstuhl befand sich noch ein kleineres Regal mit Büchern in verschiedenen Formaten, die meisten in Papp gebunden, viele einfach geheftet. Sonst befanden sich im Zimmer außer dem Kleiderständer nur noch verschiedene Rohrstühle, die an den Wänden und am großen Tisch standen.

Gottfried hatte sich seines Pelzes entledigt, stand breitbeinig, mit den Händen auf dem Rücken, am großen Kachelofen und wärmte sich. Stolpe hatte ein so merkwürdiges

Gesicht gemacht. Was mochte er ihm zu sagen haben? Er ahnte, daß die Aussage des Forsthüters von Wichtigkeit werden könne. Wenn ihm nur irgend eine leichte Spur gezeigt werden konnte, die sich allensfalls verfolgen ließ! Nach dem bisherigen Ergebnis der Ermittlungen wußte er ja in der That nicht, wo er überhaupt ansetzen sollte. Wenn die von ihm verfaßte Anzeige in den Zeitungen nur dazu führte, die Identität der aufgefundenen Leiche mit einem Vermißten festzustellen, so war schon der erste entscheidende Schritt gethan! Dann konnte die eigentliche Arbeit, den Schuldigen aufzufinden, erst beginnen.

Gottfried sah nach der Uhr. Er war etwas ungeduldig. Stolpe mußte jeden Augenblick eintreten. Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und beschied durch den eintretenden Nuntius den Gerichtsschreiber Lühel zu sich. Ein lang aufgeschoffener, schmalbrüstiger Mann, etwa dreißig Jahre alt, von ungesunder Gesichtsfarbe, trat in gebückter Haltung ein.

„Haben die Morgenzeitungen unseren Bericht gebracht?“ fragte der Untersuchungsrichter, den Lühel devot begrüßt hatte.

„Jawohl, Herr Untersuchungsrichter, alle miteinander. Sie haben unseren Bericht einfach abgedruckt, bis aufs «Lokalblatt». Das bringt noch einen Bericht von seinem eigenen Reporter.“

„Das weiß natürlich wieder einmal mehr als die Behörden,“ sagte Gottfried lächelnd. „Was weiß es denn Neues zu erzählen?“

„Ich habe Ihnen das Blatt mitgebracht, Herr Landgerichtsrat.“ antwortete Büchel und holte die Zeitung aus der Tasche. „Es ist eigentlich nur eine Umschreibung unseres Berichtes. Allenfalls könnte Sie der Satz interessieren . . .“ Er nahm das Blatt dicht vor die Augen und las: „In der Person des Ermordeten wird man wohl mit Recht einen der italienischen Arbeiter vermuten dürfen, wie deren neuerdings so viele zu Villenbauten in der Umgebung von Berlin beschäftigt werden. Die Eleganz des Schuhwerks würde nicht dagegen sprechen, da Südländer auf Fußbekleidung bekanntlich großen Wert legen. Es ist doch als ausgeschlossen zu bezeichnen, daß ein Mitglied der begüterten Stände verschwinden könne, ohne von seinen Angehörigen, Bekannten oder Bediensteten vermißt zu werden.“

„Wie weise!“ bemerkte der Untersuchungsrichter mit leichtem Spott. „Als ob wir an das Nächstliegende nicht auch zuerst gedacht hätten! So'n armer Teufel könnte freilich fern von der Heimat zu Grunde gehen, ohne daß ein Hahn danach krähte. Aber es stimmt nicht. Die Anzeichen, daß der Ermordete ein wohlhabender Mann gewesen ist, mehrten sich. Was man an den Kleidern, namentlich den Unterkleidern, die noch einigermaßen erhalten sind, und an der Wäsche erkennen kann, läßt auf gute Qualität schließen. Und auf den Knöpfen an den Beinkleidern ist die Firma eines ersten Berliner Schneiders aufgedruckt. Unter den fremden Arbeitern werden wir also nicht zu suchen haben.“

Der Kuntius meldete, daß der Forsthüter Stolpe im Zeugenzimmer eingetroffen sei.

„Lassen Sie ihn vor,“ beschied der Untersuchungsrichter.

„Nun also, Stolpe,“ redete ihn Gottfried, nachdem er ihn freundlich begrüßt hatte, an. „Nun sind wir ungestört. Was haben Sie mir denn noch zu sagen?“

„Herr Landgerichtsrat,“ erwiderte Stolpe in sichtbarer Verlegenheit, „ich hätte Ihnen allerdings etwas zu sagen.“ Er warf einen flüchtigen Blick auf Lützel, der sich auf seinen Stuhl an der Schmalseite des großen Tisches niedergelassen hatte und apathisch vor sich hin starrte. „Aber nur unter vier Augen,“ fügte Stolpe leise hinzu.

„Wir haben hier keine Geheimnisse, lieber Stolpe,“ entgegnete Gottfried freundlich. „Sie können hier ganz ruhig sprechen. Was Sie mir zu sagen haben, muß ja doch auf alle Fälle protokolliert werden.“

„Ja, gewiß,“ versetzte Stolpe, wieder in wirklicher Befangenheit. „Aber wissen Sie, es ist so eine Sache . . . Ich weiß wirklich nicht . . . Ich möchte Sie lieber zunächst einmal unter vier Augen fragen . . . Wir kennen uns ja schon so lange, Herr Landgerichtsrat . . . Ich möchte Sie fragen, ob man das wirklich so sagen darf . . . Sie verstehen mich schon.“

„Ungefähr. Sie wollen sich zunächst einmal mit mir allein vertraulich aussprechen.“

„Ja,“ bekräftigte Stolpe, „das möchte ich.“

Lützel hatte sich schon vorher erhoben und sich der Thür zugewandt.

„Wenn ich Sie brauche, lasse ich Sie rufen,“ sagte ihm Gottfried.

Lüzel nickte und verließ das Bureau.

* * *

„So, nun sind wir allein,“ sagte Gottfried. „Nun setzen Sie sich und sprechen Sie ganz frei, lieber Stolpe. Hören Sie? Ganz frei. Sie dürfen alles sagen.“

Stolpe war der Aufforderung gefolgt und hatte sich auf den Stuhl gegenüber dem Untersuchungsrichter gesetzt.

„Wissen Sie, Herr Landgerichtsrat, ich denke mir so mein Teil . . . Es ist ein Verdacht . . . Gott verzeih mir, wenn ich ihm Unrecht thue . . . Ich würde mir's ja nie vergeben, wenn ich einen Unschuldigen . . . Aber ich werde es nun einmal nicht los . . . Also, Herr Landgerichtsrat, ich habe einen Neffen . . . eigentlich ist's der Neffe meiner Frau . . . Ein schlechter Kerl ist er, aber er braucht deswegen doch nicht gleich . . . Joseph Attenhofer heißt er.“

„Attenhofer?“ wiederholte Gottfried. „Richtig, den kenne ich ja auch! Nun also, was ist mit dem?“

„Lassen Sie sich erzählen, Herr Landgerichtsrat . . . Also vergangenen Sommer suchte er uns wieder auf . . . Es ging ihm mordschlecht, und wenn er sich gar nicht zu helfen wußte . . . einen Löffel Suppe hatten wir doch immer für ihn . . .“

„Und einen Schluck Schnaps auch,“ warf Gottfried

ein. „Ihre Frau hat mir damals ihre liebe Not geklagt, Sie alter Sünder!“

„Das war bloß in den ersten Tagen, Herr Rat, wahrhaftig! Ich hab's dann meiner Alte versprochen, und Sie können sie fragen, ob ich mein Wort gehalten habe.“

„Also weiter!“

„Wie er nun keinen Schnaps mehr kriegte, kam er auch seltener . . . Also, was soll ich Ihnen sagen . . . An dem großen Sturmtage . . . Wir dachten, die Welt ging unter . . . Die stärksten Stämme im Grunewald wurden wie die Schwefelhölzer geknickt.“

„Ich weiß sehr wohl. Am 15. September.“

„Ganz richtig,“ stimmte Stolpe zu. „Mitte September war's . . . Und dabei ein Gewitter, wie in den Hundstagen. Meine Alte und ich saßen ruhig in unserer Stube . . . da kam der Altenhofer wieder.“

„Während des Gewittersturmes?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Nein, das Gewitter war längst vorbei. Es war gegen Abend, so um Uhrener neune. Es kann auch später gewesen sein. So genau weiß ich's nicht mehr . . . Auf einmal klopfte es an die Scheiben. Meine Alte erschrak gehörig. «Macht mal auf!» rief es von außen. Meine Frau nahm die Lampe und schloß die Thür auf. Die Alte wollte ihn gleich wieder hinauswerfen. Er sah nämlich ganz so aus, als ob er sich einen Gehörigen genehmigt hätte. Er mußte wohl hingefallen sein. Seine

Kleider waren von oben bis unten ganz beschmutzt, als wenn er sich im Lehm herumgefielt hätte. «Nein, Tante,» sagte er, «ich bin so nüchtern wie Du. Aber mir ist recht schlecht. Mach' mir eine Tasse Kaffee. Ich kann gar nicht wieder warm werden.» Dabei klapperte er mit den Zähnen, und die Knie schlotterten ihm. «Na, denn komm man rein,» sagte die Alte. Und während sie ihm den Kaffee machte, erzählte er uns eine große Geschichte. Er hatte eine verheiratete Frau, die ihr Mann abfassen wollte, zu überwachen gehabt, und wie er so da stand und aufpaßte, war's auf einmal da oben losgegangen . . . Der richtige Wolkenbruch. Er mußte stillhalten. Er hatte nicht viel im Magen, und da war er umgefallen und im strömenden Regen Gott weiß wie lange liegen geblieben. Ordentlich durchgeweicht war er, das stimmt. Und weil er sich denn so jämmerlich fühlte, war er zu uns gekommen . . . Als er uns das sagte, schlug er immer wieder die Zähne zusammen, und seine Hände flogen nur so. Er that uns leid, und meine Alte, die sonst nichts für ihn übrig hat, sagte ihm: «Joseph,» sagte sie ihm, «zieh' man die nassen Lumpen aus. So viel trockenes Zeug, wie Du brauchst, wird sich schon finden.» Aber das wollte er partuh nicht. Bloß recht starken Kaffee. Na also gut . . . Und wie er den heißen Kaffee schluckt und wir ihn noch recht bedauern, meint er auf einmal: «Ach, so schlimm ist die Geschichte gar nicht! Ich komme schon durch. Und vielleicht mache ich jetzt mein Glück. Ich habe einen Herrn gefunden, der gut

bezahlt. Ich soll für ihn auch eine große Reise machen, und ich wollte Euch auch gleich Abje sagen.» «Eine Reise?» fragte ich. «Wohin soll's denn gehen?» «Ja, das ist ein Geheimnis,» meinte er, und dabei lachte er. «Aber es bringt was ein. Und ich will mich auch nicht lumpen lassen.» Und dabei legte er einen harten Thaler auf den Tisch . . . für die eine Tasse Kaffee! «Manu, Du hast Geld?» sagte meine Alte. «Das kannst Du aber ruhig wieder einstecken. Du wirst es nötiger brauchen als wir . . . Aber wenn Du Geld hast, weshalb hast Du denn nichts gegessen?» — «Geld hatte ich schon,» meinte er, «aber ich habe keine Zeit gehabt. Ich mußte ja warten.» — Also seinen Thaler steckte er wieder ein. Dann sagte er uns Abje und ging.“

Stolpe machte eine kleine Pause und blickte auf seine breite fleischige Hand, die er auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich errate ungefähr, worauf Sie hinaus wollen,“ sagte Gottfried. „Aber die Verdachtsgründe erscheinen mir doch zu schwach . . .“

„Warten Sie nur, es kommt noch besser,“ unterbrach ihn Stolpe, der nur in seinem ungewohnt langen Vortrage eine kleine Pause hatte machen wollen. „Also vier, fünf Wochen kriegten wir von unserem Joseph nichts zu hören und nichts zu sehen,“ fuhr er nun fort. „Septen Sonntag vor vierzehn Tagen kam er auf einmal wieder. Er sah ganz anständig aus . . . Wir freuten uns noch, meine Frau und ich.“

„So?“ warf Gottfried ein, der sich in seinem Schreib-

ffel etwas vorbeugte. „Er hatte sich neue Kleider angeschafft?“ Stolpe nickte zustimmend. „Und fragten Sie denn nicht, woher er das Geld dazu bekommen hatte?“

„Ach Gott!“ antwortete Stolpe mit einer leichten Bewegung des Kopfes, während er langsam auf die Tischplatte klopfte. „Wissen Sie, Herr Rat, wenn's einem Verwandten, dem es immer schlecht gegangen ist, mal ein bißchen besser geht, dann fragt man nicht viel . . . Aber wir brauchten auch nicht zu fragen, er erzählte uns ganz von selbst, daß er mit dem eifersüchtigen Herrn von damals ein feines Geschäft gemacht habe, und es ginge ihm soweit ganz gut.“

Mit etwas anderem Tone und etwas weniger sicher fuhr er fort: „Nun muß ich Ihnen sagen, was ich Ihnen jetzt erzähle, ist mir eigentlich erst letzte Nacht wieder eingefallen . . . Er kam ein paarmal wieder, und jedesmal, wenn er kam, brachte er das Gespräch auf meinen Revierdienst. Er fragte mich: «Wie weit geht denn Dein Revier? Wie oft muß Du es denn abschreiten?» und so was.“

„So, so,“ sagte Gottfried, dessen Aufmerksamkeit sichtlich reger wurde.

„Lauter Dinge, die ihn doch eigentlich gar nichts angehen,“ fuhr Stolpe fort, „und um die er sich früher auch nie gekümmert hat.“

„Das ist allerdings auffällig.“

„Aber das Schönste kommt erst! Lassen Sie sich er-

zählen! Heute morgen um achte . . . wer kommt da auf einmal zu uns? — Mein Joseph!

„Was wollte er denn?“

„Ja, das fragte ich ihn auch. Er sagte erst dies und das und schließlich rückte er mit der Sprache heraus.“

„Na?“

„Heute steht wieder was in der Zeitung. Hier ist ja eine Leiche gefunden worden.“ „Sawohl,“ sagte ich. „Auf Deinem Revier?“ fragte er so nebenbei. „Sawohl,“ sagte ich, „auf meinem Revier.“ „Dann hast Du wohl auch die Sache angezeigt?“ „Natürlich,“ sagte ich, „ich habe die Sache angezeigt.“ „Na,“ fragte er nach einer Weile, „wie sah denn die Leiche aus?“ „Wie soll sie ausgesehen haben? So, wie es in der Zeitung steht.“ „Das sind gewiß die verfluchten Italiener gewesen!“ meinte er. „Wenn die sich hauen, hauen sie feste zu. Die haben's Messer locker in der Tasche.“ „Das kann schon sein,“ sagte ich. „Stolpe,“ sagte er, „Du kannst Dich drauf verlassen, das sind die Italiener gewesen.“ Na also gut . . . Was soll ich Ihnen sagen . . . Mir gefiel die Sache nicht. Und als er mich fragte: „Wann wirst Du denn wieder vernommen?“ sagte ich: „Gleich. Die Herren kommen mit dem nächsten Zuge: der Staatsanwalt und ich weiß nicht wer alles.“ „So?“ meinte er. „Die Herren kommen hierher? Und da mußt Du natürlich dabei sein?“ „Natürlich muß ich dabei sein.“ „Na, weißt Du, dann bleibe ich derweile hier und warte bis Du wiederkommst.“ Also gut. Herr Landgerichtsrat, was soll ich Ihnen

sagen . . . die ganze Sache gefiel mir nicht, und sie ging mir beständig durch den Kopf, als wir vorhin zusammen waren, und ich sagte mir, «Stolpe,» sagte ich mir, «Du mußt mit dem Herrn Landgerichtsrat darüber mal sprechen.»“

„Sie haben sehr recht gethan, Stolpe. Und was haben Sie ihm denn gesagt, als Sie ihn bei sich wiedertrafen?“

„Ich habe ihm gar nichts gesagt. Aber er hat in einem fort geschwätzt, immerzu von der Leiche und immerzu von den «verflixten Italienern». Wie ich ihm nun sagte, daß ich zur Vernehmung noch einmal nach Berlin fahren muß, da meinte er: «Na, denn können wir ja zusammen fahren. Ich muß ja auch in die Stadt zurück. Ich habe ein wichtiges Geschäft.» Und da gingen wir denn bald los. Auf dem schmalen Holzwege nach dem Bahnhofe paßte ich aber gehörig auf.“

„Wie benahm er sich da?“ fragte Gottfried mit lebhafter Teilnahme.

„Ja, das ist's ja eben!“ antwortete Stolpe. „Man kann sich ja täuschen. Aber die Sache gefiel mir nicht. Erst hat ihm das Mundwerk gar nicht stillstehen wollen, nun war er auf einmal wie aufs Maul geschlagen. Ich sagte auch kein Wort, aber ich paßte gut auf. Schon von weitem suchte er immer die Stelle, wo die Leiche gelegen hatte. Ich mußte nicht. Als wir ans Denkmal kamen, seufzte er furchtbar auf. Ich that, als ob ich nichts dergleichen merkte. Wir gingen weiter. Wir hatten wohl so'n hundert Schritt gemacht, da drehte er sich um. «Wo hast Du denn die Leiche gefunden?» fragte er mich.“

Aber seine Stimme klang ganz anders als sonst. «Gerade da, wo Du jetzt hinguckst,» sagte ich. «So?» meinte er, und wir gingen weiter. Er nahm die Schnapsflasche aus der Rocktasche und gab sie mir. «Nein,» sagte ich, «keinen Tropfen. Ich muß aufs Gericht.» Da ließ er den Stöpsel im Halse quietschen und that einen gehörigen Schluck. Nachher haben wir nicht mehr viel gesprochen. Wir stiegen aus. Er ging immer ruhig neben mir her. «Es sind ganz sicher die Italiener gewesen!» sagte er mir auf einmal. «Das mußt Du auch dem Untersuchungsrichter sagen.» «Jawohl,» sagte ich. Und da brachte er mich denn bis hierher. «Na adje!» sagte ich unten. «Ich kann ja hier warten,» meinte er. «Du, das kann aber lange dauern,» meinte ich. «Ich habe ja jetzt nichts vor,» sagte er, «und ich möchte doch gern wissen, wie die Sache oben verlaufen ist. Wenn's mir zu lange dauert, gehe ich zu Spranger in die Paulstraße.» Das stimmte doch nun gar nicht! Erst hatte er gesagt, er hätte ein wichtiges Geschäft, und jetzt sagte er, er hätte nichts vor. «Also gut, warte man,» sagte ich. «Also wir sehen uns noch,» sagte er mir, «entweder hier unten, oder bei Spranger. Du kommst doch auf alle Fälle?» «Ich will mal sehen.» «Komm man!» — So,“ schloß Stolpe, der nun tiefer Atem schöpfte, „das ist eigentlich alles, was ich Ihnen sagen kann.“

„Und es ist sehr wichtig,“ entgegnete der Untersuchungsrichter ernst. „Es kann sogar von entscheidender Wichtigkeit sein. Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Sie haben

also an Attenhofer in letzter Zeit eine auffällige Unruhe beobachtet?"

"Gott! Unruhe ist eigentlich nicht das rechte Wort," antwortete Stolpe. „Er war so . . . komisch.“

„Das meine ich eben,“ bestätigte Gottfried. „Ich sage: wenn Attenhofer das Verbrechen wirklich begangen hätte, dann hätte er sich Thyen gegenüber wohl kaum anders benehmen können, als er es gethan hat.“

„Das stimmt.“

Gottfried erhob sich.

„Sehen Sie mal durchs Fenster,“ sagte er zum Forsthüter. „Aber treten Sie nicht zu nahe heran. Sehen Sie mal, ob er noch unten ist.“

Stolpe blieb ungefähr in der Mitte des Zimmers stehen und spähte durch die Scheiben. Nach einer Weile rief er: „Ja, da ist er!“ und er zeigte Gottfried, der an ihn herangetreten war, den breitschultrigen, anscheinend gutgekleideten Mann, der vor dem Gebäude auf und ab schlenderte. „Der da mit dem runden Hut und dem blauen Halstuch!“ erläuterte Stolpe.

„Ja, ja, ich erkenne ihn wieder.“ Und in etwas anderem Tone fügte Gottfried hinzu: „Am einfachsten wäre es, ich ließe ihn vom Fleck weg verhaften.“

„Dann merkt er aber gleich, bei wem er sich zu bedanken hat.“

Gottfried nickte.

„Hat er eine Wohnung oder eine feste Schlafstelle?“ fragte er weiter.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Stolpe.

„Es wäre sehr wünschenswert, wenn Sie das erfahren könnten. Uns würde es nachher vielleicht große Umstände machen, es zu ermitteln. Sie sind ein vernünftiger Mann. Fangen Sie es recht geschickt an. Gehen Sie also jetzt ruhig mit Attenhofer zu Spranger. Erzählen Sie ihm, daß ich Sie noch einmal nach allem gefragt hätte, und da hätten Sie mich auf die Italiener aufmerksam gemacht. Ich hätte zustimmend genickt und Ihnen das «Lokalblatt» gegeben.“ Er reichte ihm die Zeitungsnummer. „Sie können sie mitnehmen und ihm zeigen. Und wenn Sie dann gemütlich schwätzen, suchen Sie in ganz unauffälliger Weise herauszubekommen, wo er seine Sachen hat. Wie Sie das anfangen, kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls ist aber äußerste Vorsicht geboten, und es ist viel besser, Sie erfahren gar nichts, als daß Sie ihn irgendwie stutzig machen. Er darf auf keinen Fall Verdacht schöpfen. Sie haben mich doch verstanden, Stolpe?“

„Sie können ganz ruhig sein, Herr Landgerichtsrat. Ich verstehe schon.“

„Bleiben Sie nicht allzulange bei Spranger,“ fuhr Gottfried in seiner Unterweisung fort. „Wenn Sie dann das Lokal verlassen, lasse ich Sie beide zusammen verhaften. Das wird den Verdacht von Ihnen ablenken. Sie werden natürlich in zehn Minuten wieder freigelassen.“

„Also gut, Herr Landgerichtsrat.“

Der Alte machte wieder ein etwas bedenkliches Gesicht und kraute sich in den grauen Haaren.

„Wenn ich mich geirrt hätte, ich würde mir zeitlebens Vorwürfe machen,“ brummte er vor sich hin.

„Sie können sich gar nicht geirrt haben,“ beruhigte ihn Gottfried. „Sie haben ja nur Wahrheitsgetreues berichtet. Wenn wir aus Ihren Mitteilungen irrige Schlüsse ziehen, so irren wir, aber nicht Sie.“

„Ja, das stimmt,“ nickte Stolpe.

Gottfried hatte inzwischen wieder die elektrische Klingel gedrückt, und der Gerichtsdiener war auf der Schwelle erschienen.

„Bitten Sie Herrn Kommissar Dittmann zu mir,“ beschied er ihn.

Stolpe stand noch immer in der Mitte des Zimmers und blickte jetzt wieder durch die Scheiben auf die Straße.

„Ist er noch da?“ fragte Gottfried.

„Ja,“ entgegnete Stolpe, „aber die Zeit scheint ihm allmählich lang zu werden. Er hat gerade nach der Uhr gesehen.“

„Hat er denn eine Uhr?“ forschte der Untersuchungsrichter.

„Ich habe sie eben zum erstenmal bei ihm gesehen,“ gab Stolpe zur Antwort.

Die Thür öffnete sich. Der Kriminalkommissar Dittmann trat ein. Der strammen Haltung des tüchtigen Beamten, der Art und Weise, wie er beim Eintritt, die Hacken zusammenschlagend, den Kopf ein wenig vorneigend, den Untersuchungsrichter begrüßte, und seiner Kleidung — er hatte den doppelreihigen Überrock bis zum obersten

Knopf geschlossen — sah man den früheren Militär auf den ersten Blick an.

„Darf ich bitten, Herr Kommissar,“ redete Gottfried ihn an und winkte ihn zu sich. Er wies durch das Fenster auf die Straße. „Sehen Sie den Mann da drüben . . . jetzt kehrt er gerade um . . . mit dem blauen Cachenez . . .“

„Zu Befehl!“ antwortete der Kommissar, der die Augen ein wenig zusammenkniff. „Runder Hut, kleines Schnurrbärtchen.“

„Richtig,“ bestätigte Gottfried. „Das ist ein gewisser Attenhofer. Schon mehrfach bestraft. Und das hier,“ sagte er, auf den Forsthüter weisend, „ist Herr Stolpe, ein braver Mann, der uns wahrscheinlich einen großen Dienst erweist. Herr Stolpe wird jetzt mit Attenhofer in eine Restauration in der Paulstraße gehen. Wie heißt sie gleich?“ wandte er sich zu Stolpe.

„Spranger,“ erwiderte der Kommissar, ehe noch Stolpe Zeit zu seiner Antwort gefunden hatte. „Kenne ich! Keine fünf Minuten von hier.“

„Behalten Sie die beiden scharf im Auge,“ fuhr der Untersuchungsrichter in seinen Weisungen fort. „Herr Stolpe wird dafür sorgen, daß die beiden nicht zu lange im Lokal bleiben. Sobald sie das Haus verlassen, verhaften Sie beide.“

„Beide?“ wiederholte Dittmann.

„Herrn Stolpe lassen Sie aber gleich wieder frei, sobald Sie Attenhofer hier eingeliefert haben.“

„Aha! Zu Befehl!“

„Die Sache ist sehr wichtig,“ setzte Gottfried mit etwas leiserer Stimme hinzu. „Vielleicht fassen wir in Attenhofer schon einen am Grunewalder Morde Beteiligten. Also äußerste Vorsicht! Legen Sie dem Perl womöglich gleich die Handschellen an. Sie haben doch jedenfalls einige handfeste Leute zur Stelle, die Sie eventuell unterstützen können?“

„Ich garantiere Ihnen, Herr Landgerichtsrat, wir bringen Ihnen den Attenhofer.“

„Und vor der Verhaftung wird alles Aufsehen vermieden.“

„Unbedingt.“

„Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.“

Dittmann näherte sich dem Untersuchungsrichter noch ein wenig und fragte so leise, daß Stolpe es nicht hören konnte:

„Soll Stolpe wirklich auf freien Fuß gesetzt werden, oder haben Sie das nur gesagt, um den Mann zu beruhigen?“

Der Untersuchungsrichter lächelte ein wenig.

„Stolpe ist ein durchaus braver und pflichttreuer Mann. Die Scheinverhaftung erscheint mir aber praktisch, damit Attenhofer nicht gleich gegen Stolpe Verdacht schöpft. Also lassen Sie Stolpe gleich wieder frei.“

Dittmann verneigte sich wieder, schlug die Hände zusammen und entfernte sich.

„Nun also, lieber Stolpe,“ sagte Gottfried, nachdem er mit dem Forsthüter wieder allein war, „wir sind

einstweilen miteinander fertig. Wir haben alles besprochen. Also machen Sie Ihre Sache so gut, wie Sie angefangen haben. Und nochmals schärfe ich Ihnen ein: Vorsicht, äußerste Vorsicht!

Stolpe kraute sich wieder die Haare und sagte:

„Die ganze Sache gefällt mir nicht . . . Aber ich sehe ja ein, es muß sein. Also werde ich's thun.“

„Sie thun Ihre Pflicht,“ beruhigte ihn Gottfried und reichte ihm die Hand zum Abschied. „Adieu, lieber Stolpe.“

„Abje, Herr Rat.“

Der Forsthüter nahm seine Mütze und entfernte sich langsam. Man sah ihm deutlich an, daß es ihm nicht leicht wurde, den Auftrag des Untersuchungsrichters auszuführen.

Gottfried beobachtete, wie Attenhofer und Stolpe zusammen der Paulstraße zgingen. Sehr bald darauf schlugen verschiedene andere, die aus dem Gerichtsgebäude herausgetreten waren, vereinzelt oder zu zweien dieselbe Richtung ein.

* * *

Der Untersuchungsrichter hatte sich eben wieder an den großen Schreibtisch gesetzt, als ihm vom Nuntius eine Karte überreicht wurde. Sobald sein Blick auf den Namen des Gemeldeten gefallen war, erhob er sich in sichtlicher Erregung und beschied den Gerichtsdiener, den Herrn sofort eintreten zu lassen.

Merkwürdig! Lebhafter als je hatte er heute an

Martin gedacht. Gerade heute hatten sich beim Anblick des kleinen Häuschens, das ihn hinter den schwarzen Stämmen der entlaubten Bäume aus den schwarzen Luten des schneebedeckten Daches so traurig angeschaut hatte, die Erinnerungen an die frohen Stunden der brüderlichen Gemeinsamkeit so ungestüm in ihm geregt, und gerade heute war in ihm der feste Entschluß gereift, Martin aufzusuchen. Und nun kam Martin ihm zuvor! Gottfried eilte dem Eintretenden entgegen. Sie drückten sich die Hände und umarmten sich.

Er erschrak, als er den jüngeren Bruder nun näher betrachtete. Martin war sehr abgemagert, seine Kleider hingen schlaff herab, seine sonst so blühende Gesichtsfarbe war fahl und krankhaft. Gottfried unterdrückte aber gewaltsam die Frage nach der Ursache dieser merkwürdigen Veränderung. Herzlich und einfach sagte er ihm:

„Seh' Dich, lieber Junge! Ich freue mich aufrichtig, Dich zu sehen. Ist es nicht ein sonderbares Zusammentreffen! Ich hatte mir fest vorgenommen, heute noch Erkundigungen über Dich einzuziehen und Dich aufzusuchen.“

„Das freut mich,“ sagte Martin, und seine Stimme klang eigentümlich hohl. „Ich hoffte Dich noch in Deiner Wohnung zu treffen. Du gehst doch sonst immer erst später aus.“

„Aberdings, aber heute habe ich wegen eines besonderen Falles schon mit Tagesanbruch anfangen müssen.“

„Ich kann's mir schon denken,“ versetzte Martin und nickte einigemal. „Wohl wegen des Mordes, von dem

die heutigen Zeitungen berichten? Da komme ich Dir jetzt wohl nicht gelegen?"

"In diesem Augenblicke liegt zufällig nichts Dringliches vor. Aber es ist freilich möglich, daß ich schon in der nächsten Minute in Anspruch genommen werde, und jedenfalls habe ich sehr bald Wichtiges zu thun. Hast Du mir etwas Besonderes mitzutellen?"

"Ja und nein, wie Du willst," erwiderte Martin mit unsicherer Stimme. "Jetzt kommt es mir beinahe komisch vor, daß ich Dich hier aufsuche . . . Ich hätte nun auch noch ein paar Stunden warten können . . . Gottfried . . . ich möchte mich mit Dir ausöhnen . . . es läßt mir keine Ruhe."

Gottfried war tief bewegt.

"Mein lieber Junge," sagte er herzlich, "Du weißt, ich habe für Deine brüderliche Regung das vollste Verständnis. Blut und Blut verständigen sich leicht. Wir brauchen nicht viel Worte zu machen. Komm heute abend zu mir, oder wenn Du willst, komme ich zu Dir. Dann sprechen wir uns gründlich aus . . . über alles, was Du willst . . . Hier ist doch wirklich nicht der rechte Ort dazu. Die Sache geht ja mir auch sehr nahe, und sie scheint Dich ernsthaft anzugreifen."

Martin blickte starr vor sich hin.

"Du siehst nicht gut aus," fügte der ältere Bruder hinzu.

"Ich bin krank gewesen," sagte Martin, "und habe mich noch immer nicht ganz wieder erholt."

„Ernsthaft krank?“ fragte Gottfried wirklich besorgt.

„O ja,“ entgegnete Martin mit trübem Lächeln. „Es war so eine Art Typhus.“

Gottfried lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

„Und das höre ich jetzt erst?! Aber Martin! . . . Wer hat Dich denn gepflegt?“

„O, ich war sehr gut aufgehoben . . . im Augustahospital . . . An Pflege hat's mir nicht gefehlt. In der Beziehung darfst Du wirklich ganz ruhig sein.“

„Wo hast Du Dir denn die Krankheit geholt?“

„Auf der Zehlendorfer Jagd. Wir wurden da von dem furchtbaren Unwetter überrascht. Du erinnerst Dich doch des großen Sturmes?“

„Am 15. September? Sehr genau. Ich habe eben noch darüber gesprochen.“

„Ja, am 15. September war's,“ wiederholte Martin langsam. „Es war ein Orkan, wie ich ihn nie erlebt habe. Da wurde ich von einem Blitzschlage betäubt und zu Boden geworfen. Ich weiß nicht, wie lange ich da im wolkenbruchartigen Regen gelegen habe. Ich erinnere mich nur dunkel, daß ich mit Anspannung aller meiner Kräfte nach Berlin zurückgekommen bin und mich vom Kutscher nach dem Augustahospital habe fahren lassen.“

„Und das muß ich alles jetzt erst erfahren?!“

„Die Großstadt! Wenn man sich da nicht finden lassen will, sucht einen auch kein Mensch.“

„Aber weshalb hast Du Dich nicht finden lassen? Weshalb hast Du mich nicht benachrichtigt?“

„In den ersten Wochen habe ich fast unausgesetzt in starkem Fieber deliriert. Da durfte ich überhaupt keinen Besuch empfangen. Als es mir langsam wieder etwas besser ging, war ich so herunter, daß ich Dich durch mein Aussehen nicht unnütz erschrecken wollte. Ich hatte mir aber fest vorgenommen, Dich nach meiner Genesung zuerst aufzusuchen.“

„Zuerst?“ fragte Gottfried.

„Zuerst,“ bestätigte Martin.

„Wann hast Du denn das Hospital verlassen?“ fragte Gottfried weiter.

„Heute früh.“

„Um Gottes willen!“ rief Gottfried erschrocken aus.

„Erst heute?“

„Vor ein paar Stunden. Der Spaß hat volle zehn Wochen gedauert.“

„Mein armer Junge!“ sagte Gottfried in tiefer Bewegung. Er erhob sich, trat an Martin heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich kann Dir nicht sagen, wie nahe mir die Sache geht. Es soll wahrhaftig kein Wort über meine Lippen kommen, das Dich unangenehm berühren oder wie ein Vorwurf klingen könnte . . . aber es hätte doch nie geschehen dürfen . . .“

„Du hast recht, es hätte nie geschehen dürfen . . . Aber Du hast auch recht, wenn Du mir jetzt keine Vorwürfe machst. Ich bin immer noch matt wie eine Fliege . . . Weißt Du,“ fuhr Martin nach einer kurzen Pause mit etwas veränderter Stimme fort, „ein Wort von Dir aus

unserer letzten Unterredung . . . das ist mir beständig durch den Kopf gegangen und hat mich auch in meinem Fieber recht gequält.“

„Welches Wort?“ fragte Gottfried erstaunt.

Martin antwortete düster:

„Du sagtest mir, eines Tages würde ich vor dem «Unbegreiflichen» stehen. Deine Prophezeiung ist eingetroffen!“

Gottfried machte langsam eine zustimmende Bewegung. Dann drückte er sanft den Kopf des Bruders an seine Brust und streichelte ihn.

„Nun, mein lieber Junge, dann schließen wir uns wieder um so fester aneinander an.“

„Ja, das wollen wir!“ rief Martin erleichtert.

Gottfried setzte sich ihm wieder gegenüber und sagte ihm zutraulich:

„Und da wir in alter brüderlicher Offenheit miteinander reden, wirfst Du mir eine Frage nicht verübeln . . .“

„Ich will sie sogar beantworten, ehe Du sie stellst. Ich habe Fräulein Sand seit zehn Wochen nicht gesehen. Ich fahre jetzt zu ihr.“

„Wird Dich das Wiedersehen nicht zu sehr aufregen? Du bedarfst doch dringend der Schonung.“

„Ohne alle Erregung wird's freilich nicht abgehen. Aber ich verspreche Dir . . .“

„Am liebsten möchte ich Dich gleich begleiten. Aber jetzt ist's ganz unmöglich . . .“

„Ach richtig, der Mord . . .“

„Ja, die Sache wird mir noch viel zu schaffen machen.“
„Wenn sie so unklar ist, wie es in den heutigen Zeitungen steht,“ sagte Martin, der jetzt kräftig und sicherer sprach als zuvor, „so wirst Du überhaupt Mühe haben, etwas auszurichten. Bei dem geschilderten Zustande der Leiche kann man ja gar nichts mit Bestimmtheit sagen. Wer weiß denn, ob ein Mord vorliegt? Vielleicht ist der Betreffende verunglückt oder hat sich selbst das Leben genommen.“

„Nein,“ antwortete Gottfried, „diese Eventualitäten sind ausgeschlossen. Es handelt sich ganz zweifellos um einen Raubmord, und gerade der gänzliche Mangel an Indicien, die auf die Spur des Mörders führen könnten, läßt mich hoffen, daß wir ihn fassen werden.“

„Wieso?“ fragte Martin erstaunt.

Gottfrieds Worte hatten eine gewisse ungewollte Feierlichkeit, als er zur Antwort gab:

„Ich vertraue auf die verhängnisvolle Macht des Selbstverrats . . . die Kraniche des Jbykus . . .“

Martin nickte und wiederholte dumpf:

„Die Kraniche des Jbykus.“

„Wie oft haben wir es erlebt,“ fuhr Gottfried fort. „Der Mörder hat Zeit und Mittel zur Flucht . . . er bleibt im Blutbann des Ermordeten. Man möchte glauben, der hält ihn gewaltsam fest, und wenn er entinnen will, heftet sich das «furchtbare Geschlecht der Nacht» an seine Sohlen. Eine verhängnisvolle Gewalt treibt ihn gerade dahin, wo er mit aller Wahrscheinlichkeit ergriffen wird.“

In Duzenden von Fällen habe ich's selbst beobachtet. Mit äußerster Klugheit wird ein Verbrechen geplant und durchgeführt, und auf einmal läßt sich der Thäter die unbegreiflichste Dummheit zu schulden kommen. Er drängt sich auffällig an die Personen heran, die er gerade meiden sollte. Er macht verfängliche Äußerungen. Er kann dem Kitzel nicht widerstehen, sich verdächtig zu machen. Er dreht sich selbst den Strick, der sich ihm um den Nacken legen soll . . .“

Während Gottfrieds Rede hatte Martin übermenschliche Anstrengungen gemacht, um seine innere Erregung zu meistern. Aber vergeblich. Jetzt stützte er die Stirn auf die Handfläche und senkte tief auf, und jetzt erst bemerkte Gottfried die Wirkung seiner Worte und fragte besorgt:

„Was fehlt Dir?“

„Nichts, nichts!“ wehrte Martin ab. „Nur noch die dumme Schwäche . . . Wenn Du mir ein Glas Wasser geben wolltest . . .“

Gottfried eilte nach dem kleinen Tischchen, füllte das Glas und brachte es dem Bruder. Als er es ihm reichte, sagte er:

„Du bist wirklich noch kränker, als Du glaubst. Wenn Du den Besuch, von dem Du sprichst, durchaus machen mußt, so solltest Du ihn wenigstens noch einige Tage verschieben.“

Martin hatte das Glas mit einem Zuge geleert. Er fühlte sich jetzt wieder frisch.

„Es geht wirklich nicht. Aber Du brauchst Dich meinethalben nicht zu beunruhigen. Wenn ich die Sache erst hinter mir habe, ist schon viel gewonnen, und ich werde wieder ganz vernünftig.“

In dem Augenblick trat der Kommissar Dittmann ein. Martin stand auf. Er merkte, daß Gottfried jetzt von seinem Beruf in Anspruch genommen wurde, und nahm seinen Hut. Gottfried begleitete seinen Bruder bis vor die Thür.

„Also Du versprichst mir, Dich nicht zu sehr aufzuregen, und erzählst mir heute noch, wie der Besuch verlaufen ist. Du findest mich leicht. Ich bin entweder hier oder zu Hause. Mir liegt viel daran, Dich heute noch zu sehen.“

„Mir auch. Ich habe Dir allerhand mitzuteilen. Und dann,“ fügte er stockend hinzu, „möchte ich auch gern hören, ob Du in Deiner Mordsache etwas ermittelt hast.“

„Interessiert Dich denn die Sache so?“ fragte Gottfried befremdet.

„Nicht mehr als eine andere,“ gab Martin zur Antwort. „Also ich komme jedenfalls heute.“

Sie schüttelten sich die Hände, und Martin ging langsam mit schweren Schritten den breiten Korridor entlang. Gottfried sah ihm kopfschüttelnd und mit traurigem Ausdruck nach. —

* * *

Kommissar Dittmann hatte die ihm vom Untersuchungsrichter gegebenen Weisungen pünktlich erfüllt, und die

Sache war ganz vorschriftsmäßig verlaufen. Er hatte einige seiner Leute, auf die er sich verlassen konnte, in der Nachbarschaft unauffällig verteilt und selbst mit einem seiner besten Beamten im Hausflur, von dem aus die Thür zur Sprangerschen Restauration führte, gewartet. Die für den Fall der Widerseßlichkeit angeordneten Maßregeln brauchten nicht angewandt zu werden. Sobald Attenhofer und Stolpe das Lokal verließen, trat Dittmann Attenhofer in den Weg und sagte ihm:

„Sie sind verhaftet! Kommen Sie mit! Und den,“ fügte er auf Stolpe weisend hinzu, indem er sich an den begleitenden Beamten wandte, „nehmen wir gleich mit. Und nun machen Sie kein Aufheben, sonst lege ich Ihnen die Handschellen an! Entwischen können Sie auch nicht. Dafür ist gesorgt. Also kommen Sie!“

Mit der Routine des schon Bestraften legte sich Attenhofer sofort Rechenschaft von der Situation ab und benahm sich ganz verständig.

Attenhofer, der sich im Augenblick der Verhaftung zunächst etwas entfärbt hatte, war wieder vollkommen ruhig geworden. Er lächelte sogar und ging gemächlich neben dem Kommissar daher. Wenige Schritte hinter ihm folgte Stolpe mit dem Kriminalschutzmann in Civil. Zunächst hatte Attenhofer die Hände in der Hosentasche gehabt. Beim Gehen zog er sie heraus und schlenkerte mit den Armen. Er machte das so einfach und unverdächtig, daß das scharfe Auge des Kommissars nichts Auffälliges wahrnahm. Aber der ihnen folgende Schutzmann, der vorher

von Dittmann instruiert war, daß es sich ausschließlich um Attenhofer handelte, und daß er auf dessen Bewegungen genau zu achten habe, bemerkte doch, wie Attenhofer ein zusammengeknülltes Papier, das er offenbar aus der Hosentasche geholt hatte, ungemein geschickt wegwarf. Der Beamte bückte sich und nahm es schnell auf, ohne daß Attenhofer es bemerkte.

Nachdem Attenhofer im Gerichtsgebäude in Sicherheit gebracht und Stolpe entlassen war, übergab es der Beamte dem Kommissar. Es war ein Pfandschein, der von einem gewissen Schorpiga in der Wehnerstraße, einem der Kriminalpolizei wohlbekannten, sehr anrüchigen Subjekte, ausgestellt war.

Über diese Vorgänge erstattete der Kommissar dem Untersuchungsrichter Bericht, und beide wußten nun, daß man in Attenhofer jedenfalls einen guten Fang gemacht hatte. Selbst wenn er am Morde in Wannsee nicht beteiligt war, so hatte er doch sicherlich etwas auf dem Kerbholz.

Im Einvernehmen mit dem Untersuchungsrichter begab sich der Kommissar nun sogleich nach der Wehnerstraße, um gegen Hinterlegung der amtlichen Bescheinigung das verpfändete Objekt, das auf dem Zettel nur als „Schmutgegenstand“ angegeben war, zu erheben.

Inzwischen war Attenhofers Kleidung ganz genau durchsucht worden. Die ihm abgenommenen Gegenstände hatten nichts besonders Verdächtiges. Es waren eine Briefftasche, ein Schlüssel, eine Uhr, ein Messer, ein Portemonnaie,

ein Taschentuch, alles mittlerer Qualität, außerdem die Zeitungsnummer, die der Untersuchungsrichter dem Verhafteten durch Stolpe hatte übergeben lassen.

Gottfried ließ den Protokollführer rufen, der seinen Platz am Schmalende des breiten Tisches einnahm, und darauf Attenhofer vorführen.

Attenhofer trat mit möglichst unbefangener Miene dem Untersuchungsrichter, der auf seinem großen Arbeitsstuhle Platz genommen hatte, gegenüber.

„Nun, Attenhofer,“ begann Gottfried, „Sie können sich auch setzen. Wir haben wahrscheinlich eine längere Unterhaltung zu führen. Mit der Aufnahme der Personalien brauchen wir uns einstweilen nicht aufzuhalten, wir kennen uns ja schon.“

„Sehr gütig, daß sich der Herr Landgerichtsrat meiner bescheidenen Person noch erinnern!“ schmunzelte Attenhofer und setzte sich.

„Als ich Sie das letzte Mal sah, draußen in Wannsee,“ sagte Gottfried, „da ging's Ihnen recht schlecht. Ihre Verhältnisse scheinen sich ja gebessert zu haben.“

„Na ja, ein bißchen besser geht's ja.“

„Ich möchte nun gern von Ihnen hören, was Sie in den letzten Monaten getrieben, was Sie gearbeitet und verdient haben.“

„Der Herr Landgerichtsrat haben's vielleicht vergessen: ich bin Privatdetektiv. Da die Behörden nichts von mir wissen wollten, habe ich für Private gearbeitet.“

„Und damit haben Sie genug verdient, um durchzukommen?“

„Man muß sich eben einzurichten wissen.“

„Nun, augenblicklich sind Sie eigentlich ziemlich opulent ausgestattet.“ Der Untersuchungsrichter wies auf die hölzerne Schale, in der die Attenhofer abgenommenen Gegenstände zusammenlagen. „Eine Uhr . . .“ er öffnete die Cigarrentasche, „eine gefüllte Cigarrentasche, ein Portemonnaie mit . . .“ er öffnete es und zählte, „mit 18 Mark und . . . 60 Pfennig . . . Das ist ja alles ganz hübsch. Wieviel haben Sie denn monatlich etwa verdient?“

„Ach, das war sehr verschieden. Mal viel, mal wenig.“

„Nun, in einem recht guten Monat?“

„Na, manchmal habe ich's doch schon auf die dreihundert Mark gebracht, oder wenigstens dicht ran . . . Da habe ich mir die Sachen da gekauft.“

„Das ist allerdings ein sehr anständiger Verdienst. Wer hat Ihnen denn das zu verdienen gegeben?“

„Hauptsächlich ein verheirateter Herr.“

„Und wie heißt der Herr?“

„Das darf ich nicht sagen, das ist Geschäftsgeheimnis.“

„Ich ehre Ihre Diskretion,“ versetzte der Untersuchungsrichter und beugte sich etwas vor, „aber damit werden Sie hier nicht durchkommen. Hören Sie genau zu, Attenhofer. Sie sind eines Verbrechens bezichtigt. Es ist für Sie von größter Wichtigkeit, nachzuweisen, daß Sie Ihren Unterhalt während der letzten Monate aus eigenen Mitteln, die Sie auf redliche Weise erworben, bestritten haben.“

Wenn Sie den Nachweis nicht führen können oder nicht führen wollen, dann muß ich Sie hier festhalten, denn dann glaube ich das Gegenteil und werde mich bemühen, den unredlichen Erwerb nachzuweisen. Mit einem verheirateten Herrn, dessen Namen Sie mir nicht angeben können, — mit dem großen Unbekannten müssen Sie mir nicht kommen."

"Ich weiß, daß Sie mich einsperren können, Herr Landgerichtsrat, aber meine Geschäftsgeheimnisse verrate ich doch nicht."

"Also, Sie verweigern jede Auskunft über Ihre gelegentlichen Arbeitgeber?" fragte der Untersuchungsrichter dringlicher.

"Ja," antwortete Attenhofer ruhig und bestimmt.

"Sie wollen oder können mir nicht einen einzigen Menschen namhaft machen, von dem Sie auch nur einen Groschen verdient hätten?"

Attenhofer schwieg. Gottfried wandte sich zu Lüzgel und fragte ihn:

"Sie haben das genau nachgeschrieben? Attenhofer verweigert jede Auskunft darüber, bei wem oder für wen er in den letzten Wochen gearbeitet und Geld verdient hat. Er will nicht einen einzigen Namen nennen."

Lüzgel schrieb hastig und nickte zustimmend. Gottfried wandte sich wieder zu Attenhofer:

"Wo wohnen Sie denn eigentlich?"

"Ich habe keine Wohnung."

„Keine Wohnung, und einen Thürschlüssel? Das ist aber sehr merkwürdig.“

„Der Schlüssel gehört einem Freunde.“

„Wie heißt denn der Freund?“

„Das möchte ich nicht sagen.“

„Aha! wieder dem Unbekannten! Wo nächtigen Sie denn?“

„Bald hier, bald da.“

„Wo haben Sie denn die letzte Nacht verbracht?“

„In einem Nacht-Café.“

„Mit wem denn?“

„Allein.“

„Haben Sie da niemand gesehen, den Sie kennen, oder der Sie kennt?“

„Nein.“

„Und wo waren Sie denn die Nacht vorher?“

„Auch in einem Café.“

„In demselben?“

„Nein, in einem anderen.“

„Da haben Sie auch keinen Bekannten gesehen? In welchem Café waren Sie denn?“

„Das weiß ich nicht mehr.“

„Das wissen Sie nicht mehr,“ wiederholte der Untersuchungsrichter. „Wo haben Sie denn Ihre sonstigen Effekten?“

„Ich habe nur, was ich auf dem Leibe habe.“

„So!“

Gottfried lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte

dann nach kurzer Pause: „Sie bilden sich doch wohl selbst nicht ein, daß ich Ihnen Ihre Kluntereien glaube? Sie wollen mir nicht sagen, wo Sie Ihre Sachen haben, weil Sie befürchten, daß sich darunter am Ende doch irgend etwas Verräterisches vorfindet, das Sie mit der Sache, die mich interessiert, in Verbindung bringen könnte. Nun, Attenhofer, Sie können sich darauf verlassen, wir werden die Sachen finden. Es wird vielleicht ein bißchen lange dauern, aber uns wird die Zeit jedenfalls nicht so lang werden, wie Ihnen in Ihrer Zelle. Wenn Sie kein Interesse daran haben, die Untersuchungshaft abzukürzen, so ist das Ihre Sache. Sie sind doch gescheit genug und auch erfahren genug, um sich sagen zu müssen, daß Sie mit Ihren thörichten Ausflüchten und Weigerungen nichts weiter erreichen, als unseren Verdacht zu verstärken und Zeit zu verlieren.“

„Wenn Sie mir nur sagen wollten,“ erwiderte Attenhofer, „um welche Sache es sich eigentlich handelt.“

„Davon werde ich Sie unterrichten, sobald ich es für gut befinde,“ beschied Gottfried scharf. „Einstweilen will ich von Ihnen erfahren, wovon Sie in letzter Zeit gelebt haben. Sagen wir meinetwegen . . .“ er sagte jetzt Attenhofer scharf ins Auge, „in der Zeit von Mitte September an.“

Attenhofer zuckte unwillkürlich zusammen. Die Bewegung war dem Untersuchungsrichter nicht entgangen. Er fuhr fort:

„Um ganz genau zu sein: vom großen Sturmtage an.“

Attenhofer konnte seine Erregung jetzt kaum noch beherrschen. Er wackelte auf seinem Stuhle hin und her und blickte scheu um sich. Gottfried erhob sich.

„Sehen Sie mal, Attenhofer,“ sagte er nun mit stärkerer Stimme, „wie die Erinnerung an den großen Gewittersturm auf Sie wirkt! Sie entfärben sich ja auf einmal! Stehen Sie auf!“

Attenhofer erhob sich mühsam. Gottfried trat dicht an ihn heran.

„Sie können sich ja kaum gerade halten! Über den Sturm,“ sprach er leise, scharf artikulierend, in fast drohendem Ausdruck, „im Grunetwald, am Wannsee . . .“ Attenhofer wich einen Schritt zurück. Gottfried folgte ihm mit vorgebeugtem Kopf. „Darüber möchte ich mich mit Ihnen noch etwas eingehender unterhalten.“

Attenhofer legte die Stirn in finstere Falten. Er machte eine energische Bewegung und rief nun mit erhobener Stimme:

„Nein! Ich gebe Ihnen überhaupt keine Antwort mehr. So fragt man die Dummen aus!“

Er hatte sich nun wieder gesammelt. Um seine wulstigen Lippen legte sich ein häßliches Grinsen. „Und wenn Sie mir gütig gestatten wollen,“ fügte er nun hinzu, „fragen Sie lieber nicht weiter! Denn wenn ich die volle Wahrheit sagte . . .“ jetzt leuchteten Attenhofers Augen wild auf, „Herr Landgerichtsrat, dann könnten Sie am Ende Dinge zu hören kriegen, die Ihnen gar nicht angenehm wären!“

Die verkappte Drohung machte auf den Untersuchungsrichter nicht die geringste Wirkung. An solche Scherze war er in seinem Berufe gewöhnt.

„Sie brauchen meine Empfindlichkeit nicht zu schonen,“ sagte er überlegen. „Sprechen Sie nur frei heraus! Alles, was Sie zu sagen haben! Sie können sich damit nur einen Dienst erweisen, und nebenbei der Sache auch. Also sprechen Sie nur!“

„Wo werd' ich denn!“ entgegnete Attenhofer, der jetzt eine unverschämt gemüthliche Haltung angenommen hatte. „Sprechen soll ich? und hier? Fällt mir ja gar nicht ein! Ich werde mein Pulver doch nicht hier zwischen den vier Wänden verschießen! Aber wenn ich vor die Geschworenen komme . . .“ bei diesen Worten blickte der Untersuchungsrichter den Protokollführer verständnisvoll an, der diese Bemerkung auch sogleich notierte, „und wenn's mir an den Krage geht, dann werde ich das Maul schon zur rechten Zeit aufthun, verlassen Sie sich drauf! Und dann, Herr Rat, Ihnen, gerade Ihnen wird's dann leid thun, daß man mich zum Sprechen zwingt.“

„Aus Ihrer schönen Rede,“ entgegnete Gottfried, „wollen wir nur das eine festhalten: Sie sprachen von den Geschworenen, von der Möglichkeit, daß es Ihnen an den Krage geht . . . Sie haben das genau vermerkt?“ fragte er Lützel. Dieser nickte und schrieb hastig. Gottfried wandte sich wieder an Attenhofer: „Sie sind also darauf vorbereitet, daß Sie sich wegen eines recht schweren Verbrechens zu verantworten haben, wegen eines Ver-

brechens, das vor den Geschworenen verhandelt wird, und das dem, der es verübt hat, an den Kragen geht!“

Attenhofer zuckte die Achseln.

„Wenn Sie vom Sturm und vom Grunewald sprechen, da werde ich doch Bescheid wissen. Ich habe ja die heutigen Zeitungen gelesen.“ Er wies auf das Zeitungsblatt, das man ihm abgenommen hatte. „Da liegt sie ja noch, die Zeitung!“

„Ja, mein Lieber!“ sagte jetzt der Untersuchungsrichter mit sehr scharfer Betonung eines jeden Wortes. „Die Zeitungen habe ich auch gelesen. Die Notiz über den Mord im Grunewald kenne ich auch ganz genau. Aber da steht kein Wort vom Sturm. Daß das Verbrechen im Sturm verübt worden ist, das wußten nur Sie... und ich.“

Attenhofer preßte die Lippen aufeinander und blähte die Nasenflügel auf. Gottfried trat dicht an ihn heran, sah ihm scharf ins Auge und rief mit sehr lauter Stimme und energischem Ausdruck:

„Beswegen erbleichen Sie, wenn ich Sie an den Sturm erinnere? Antworten Sie, Attenhofer!“

„Nein!“ rief Attenhofer mit aller Kraft.

Gottfried trat zurück. Er machte mit langsamen Schritten einen Gang durch das Zimmer und setzte sich dann ruhig wieder auf seinen Arbeitsstuhl.

„Geh ich Sie abführen lasse,“ rekapitulierte er, „frage ich Sie nun noch einmal: Weigern Sie sich noch immer, mir Ihre Wohnung anzugeben?“

Attenhofer stand breitbeinig ihm gegenüber, sah ihn trotzig an und schwieg.

„Sie wollen mir auch nicht sagen, wo Sie Ihre Sachen haben?“

Attenhofer schwieg abermals.

„Sie wollen oder können mir auch nicht eine einzige Person nennen, die Ihnen seit Mitte September irgendwelchen Verdienst zugewiesen hat?“

Der Untersuchungsrichter machte wieder eine Pause. Attenhofer verharrte in seinem Schweigen.

„Sie verweigern mir also jede Auskunft über das, was Sie seit Mitte September getrieben haben?“

„Ich gebe Ihnen überhaupt keine Antwort mehr,“ brachte Attenhofer endlich trotzig heraus.

„Nun, dann können Sie sich ja alles in der Isolierzelle überlegen. Denken Sie namentlich bis morgen darüber nach, was Sie am Tage des großen Septembersturmes im Grunewald angefangen haben. Denn danach werde ich Sie morgen wieder fragen, morgen und immer weiter, bis ich's weiß.“

Er hatte währenddem die Klingel gedrückt. Der Nuntius war eingetreten, und zu diesem gewandt sagte der Untersuchungsrichter, auf Attenhoferweisend:

„Kann abgeführt werden.“

Attenhofer zuckte wieder die Achseln, steckte die Hände in die Hosentaschen und verließ schwerfällig das Bureau. Der Gerichtsdiener folgte ihm.

* * *

„Nun, mein lieber Lüzgel,“ rief der Untersuchungsrichter erfreut, nachdem die Thür hinter Attenhofer geschlossen worden war, „mit dieser ersten Vernehmung haben wir schon viel gewonnen. Ich möchte beinahe sagen, wir haben alles gewonnen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn wir nicht das genaue Datum des Verbrechens jetzt schon haben: 15. September. Und wenn das stimmt, haben wir auch den Verbrecher. Geben Sie mir Ihre Niederschrift, ich will sie genau durcharbeiten. Einstweilen werde ich Sie wohl nicht mehr brauchen. In einer Stunde fragen Sie wohl noch einmal nach.“

Lüzgel verabschiedete sich mit einer leichten Verbeugung. Gottfried setzte sich an seinen Arbeitstisch und las die Aufzeichnungen mit gespanntester Aufmerksamkeit durch. Er machte zahlreiche Zusätze und Veränderungen. Während der Arbeit umspielte ein leichtes Lächeln der Befriedigung seine Lippen. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er jetzt auf der rechten Spur war.

Er hatte seine Korrekturen kaum beendet, als sich Kommissar Dittmann wieder meldete. Dittmann sah sehr vergnügt aus. Der Untersuchungsrichter merkte ihm auf den ersten Blick an, daß der Kommissar etwas Wichtiges brachte.

„Da ist das Verlangte, Herr Landgerichtsrat!“ sagte der Kriminalkommissar und übergab Gottfried ein kleines rehlebernes Etui. „Sie sehen, es ist keine Kleinigkeit. Der rechtmäßige Besitzer wird sich schon melden, wenn wir's bekannt machen.“

Gottfried hatte es geöffnet. Er stuzte. Er entfernte das Etui ein wenig von seinen Augen, führte es dann wieder näher heran, betrachtete es noch einmal ganz genau und blickte dann, während er die Augen hinter den scharf geschliffenen Gläsern zusammenkniff, suchend vor sich hin. Dann schob er die Brille auf die Stirn und musterte den Schmuck, einen mit Rubinen besetzten goldenen Salamander, in nächster Nähe.

„Die Firma des Juweliers,“ bemerkte Dittmann, „ist zwar herausgeschritten, und das macht die Nachforschung etwas umständlicher; aber das ist einerlei, wir werden den Besitzer schon ermitteln.“

Gottfried hatte kaum hingehört. Er blickte wieder mit fast geschlossenen Augen grübelnd vor sich hin, führte die rechte Hand an den Mund und senkte den Kopf ein wenig.

„Wo habe ich denn das schon gesehen?“ fragte er halbblaut.

Auf einmal durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Er warf den Kopf auf und machte mit der rechten Hand eine energische Bewegung.

„Richtig, richtig!“ sagte er. „Wenn mich nicht alles täuscht . . . Bitte, Herr Kommissar, lassen Sie mir gleich eine Droschke kommen und warten Sie gefälligst hier auf mich. Wahrscheinlich werde ich Ihnen alle Nachforschungen ersparen können. Ich glaube, ich weiß, wem der Schmuck gehört oder doch gehört hat. Also bitte, erwarten Sie mich hier.“

„Zu Befehl.“

Der Kommissar machte kehrt und verließ das Zimmer. Gottfried nahm vom Regal das Adreßbuch und fand im Nachtrag das, was er suchte.

Er konnte sich nicht täuschen. Genau so ein Salamander mit Rubinen war ihm wegen seiner ungehörigen Pracht am Lavontennis-Kostüm des Fräulein Sand aufgefallen . . .

Er steckte das Etui zu sich. Der Gerichtsdiener, der meldete, daß die Droschke vorgefahren war, half ihm in den Pelz. Er ließ sich nach der Vorfigstraße fahren.

V.

Nachdem sich Martin von seinem Bruder verabschiedet, hatte er sich sogleich zu Nelly begeben. Das Wiedersehen mit dem Bruder und die achtlosen Worte Gottfrieds über die geheimnisvolle Gewalt, die den Thäter mit dem unentdeckten Verbrechen zusammenschmiedet, hatten ihn furchtbar aufgeregt. Er wußte, daß noch neue, vielleicht noch schlimmere Erregungen seiner jetzt harrten. Und er war noch so hinfällig und schwach! Aber es mußte sein!

Er raffte alle seine Kräfte zusammen, und mit wahrhaft heroischer Selbstbeherrschung betrat er anscheinend ruhig und gelassen den gemütlichen kleinen Salon, in dem er so glückliche Stunden verbracht hatte, und dessen behagliche Stimmung ihm jetzt eine fast schmerzliche Empfindung bereitete. Er war eben eingetreten, als die Thür vom Nebenzimmer aufgerissen wurde. Nelly flog ihm entgegen, umschlang ihn mit lautem Aufschrei stürmisch und küßte ihn.

Die ungestüme Herzlichkeit Nellys überrumpelte Martin und machte ihn auf einen Augenblick wehrlos. Alle seine ruhigen und vernünftigen Vorsätze, die er nach reiflicher Überlegung gefaßt hatte, waren dahin. Als er ihre Thränen heiß auf seiner Wange und das Rothen

ihrer Herzens an seiner Brust fühlte, drückte er sie leidenschaftlich an sich, streichelte lieblosend ihr weiches blondes Haar und küßte ihren Scheitel.

Auf einmal aber trat ihm vor die halbgeschlossenen Augen ein schreckliches Bild. Schauernd löste er die Umschlingung, ließ sich schwerfällig auf das kleine Polster unter Blumen, das in der Mitte des Zimmers stand, fallen, legte die Stirn in tiefe Falten und starrte in trübem Drüten vor sich hin.

Jetzt erst betrachtete ihn Nelly genauer. Es überlief sie eiskalt beim Anblick des kranken Mannes. Sie ließ sich vor ihm auf den Teppich nieder, legte beide Arme auf seine Kniee und sah aus ihren feuchten Augen mit unendlich traurigem Ausdruck zu ihm auf.

„Wie schwach Du noch bist!“ flüsterte sie mit bebender Stimme. „Mein armer geliebter Martin! Aber nun sollst Du bald gesund werden, dafür laß mich nur sorgen.“ Sie zwang sich zu einem fröhlicheren Tone. „Nun bist Du wieder da, und nun ist alles gut. Sage mir das! Sage mir, daß die böse Zeit vorüber ist und niemals wiederkehrt! Niemals!“

Martin lehnte sich nach hinten und sagte mit schwacher Stimme:

„Verzeih' mir, ich bitte Dich.“ Er versuchte mühsam zu lächeln. „Mit einem Rekonvaleszenten, der beinahe noch Invalide ist, mußt Du einige Schonung üben.“

„Ja ja, Du Armster! Ich will Dich hüten, wie ein schwächliches Kind.“

Sie faßte seine abgemagerte Hand und liebte sie.

„Weißt Du, mir ist's noch immer wie ein Traum. Nicht, daß ich Dich wieder habe, daß ich Dich wieder sehe und höre . . . das ist ja das Natürliche, anders kann's ja gar nicht sein, und anders soll's auch nie wieder werden . . . nein, es ist mir wie ein Traum, daß Du mir so lange hast fehlen können, daß ich's ertragen habe, und daß in meinem Herzen alles so geblieben ist, wie es war, als wir uns zum letztenmal die Hand drückten. Ich fasse es nicht! Ich will Dir ja nichts sagen, was Dich aufregen könnte, aber ich kann Dir doch eben nur sagen, wie es mir ums Herz ist . . . Die dummen Ärzte! Und Du hast mir so ganz anders geschrieben, als ich dachte. Ich begreife noch immer nicht, daß ich so folg-sam gewesen bin . . . Weißt Du, als ich heute früh Deine Zeilen erhielt, da wußte ich nicht, ob ich mich auf unser Wiedersehen freuen durfte, ob ich es zu fürchten hatte . . . Weshalb ich's fürchten sollte, wußte ich auch nicht. Aber ich war ganz irre an mir und der Welt geworden . . . Nun, da ich Dich wiedergesehen habe, ist alles wieder gut. Und diesen Augenblick des Glücks — wahrhaftig, ich habe ihn teuer genug bezahlt!“ Sie küßte seine schmale Hand. „Aber ich schwärze und schwärze und vergesse in meiner egoistischen Freude ganz, daß Du noch immer leidend bist.“

„Sprich nur!“ sagte Martin, ohne sie anzublicken.

„Ich will alles hören, was Du mir zu sagen hast.“

„Ich habe Dir eigentlich gar nichts Besonderes zu

sagen. Was ich ausgestanden habe, mußt Du ja selbst wissen. Deine Briefe . . . nimm's mir nicht übel . . . die kamen mir so kalt, so erzwungen vor . . . und ich sagte mir: wenn er mich wirklich so lieb hat, wie ich's geglaubt habe, was kümmern ihn da ärztliche Vorschriften! Dann muß er ja das Verlangen haben, mich zu sehen! Ich kanns mir gar nicht anders vorstellen! . . . Und ganz ehrlich gesagt: auch jetzt begreife ich's noch nicht. Ich stehe noch immer vor einem Rätsel . . ."

Martin erhob sich. Er schob Nelly sanft beiseite und machte einige Schritte im Zimmer. Nelly kniete noch immer auf dem Teppich und blickte ihn erstaunt an.

„Ich will das Rätsel lösen,“ sprach Martin mit ungewollter Feierlichkeit. „Deswegen bin ich zu Dir gekommen. Ich habe mich nach Dir gesehnt . . .“ seine Stimme zitterte, „gesehnt mit allem Ungeßüm meiner Seele und meiner Sinne! Aber ich habe Dich nicht wiedersehen wollen, weil ich an Dir zweifelte!“

Nellys Gesichtszüge verzogen sich. Sie öffnete die Augen weit. Sie preßte ihre Lippen zusammen, um die Mundwinkel zuckte es. Langsam richtete sie sich auf, trat an Martin dicht heran und wiederholte mit unheimlicher Ruhe:

„Du hast an mir gezweifelt?“

„Ja,“ erwiderte Martin bestimmt. „Und ich frage Dich nun: hast Du Dir nichts vorzuwerfen? Sage mir die volle Wahrheit, oder vielmehr bestätige mir, was ich weiß. Ich will Dir keine Falle legen. Hast Du keine Heimlichkeit begangen, die mich tief kränken müßte?“

„Nein,“ antwortete Nelly ruhig.

„Nelly,“ rief Martin, und sein mattes Auge durchglühte es seltsam.

„Keine,“ wiederholte Nelly ruhig und entschlossen, „deren ich mich zu schämen und die mich Deiner Liebe unwert gemacht hätte.“

„Und würdest Du das beschwören können?“

„Ja.“

Martin wich, von Nellys kühler Bestimmtheit aufs äußerste betroffen, unwillkürlich einen Schritt zurück. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er sich sammeln, dann trat er an Nelly heran und nahm ihre beiden Hände in die seinigen.

„Nelly!“ sprach er. „Wenn ich Dich nun überführte, daß Du selbst unter den heiligen Beteuerungen des Eides die Unwahrheit sagst, würdest Du es dann begreifen, daß ich alles Vertrauen zu Dir verloren habe? daß ich mich von Dir schmäzlich belogen und betrogen fühle? daß ich Dich von mir stoße wie eine Verworfene? Würdest Du das begreifen?“

„Ja!“ entgegnete Nelly, die seinen Blick ruhig ertrug und ihm gerade in die Augen blickte.

„Nun, so will ich Dich an einige Thatsachen erinnern, die durch nichts auf der Welt ungeschehen gemacht werden können,“ versetzte Martin. „An dem Tage, da Du Dich vor jeder Überraschung von mir ganz sicher fühlen mußtest, — denn es war Dir wohl bekannt, daß ich eine Jagdeinladung angenommen hatte, — hast Du, meinen

ernsten Wünschen und Deinem festen Versprechen zuwider, eine heimliche Zusammenkunft mit dem Manne gehabt, der mehr als jeder andere mir gerade das vergegenwärtigte, was ich aus unserer Vereinigung für immer ausscheiden wollte . . . Und den Mann hast Du, meine Verlobte, sogar aufgesucht.“

Seine Stimme bebte. Er preßte Nellys Hände gewaltsam in den seinigen.

Nelly bewahrte ihre unererschütterliche Ruhe und antwortete:

„Weil ich ihn durchaus sprechen mußte, weil ich ihn nicht bei mir empfangen und ihm auch an einem dritten Orte nicht begegnen konnte.“

Martin ließ ihre Hände frei, trat kopfschüttelnd von ihr zurück und setzte sich wieder.

„Das Unerhörte . . .“ brachte er mühsam hervor, „Du sagst es mir so ruhig, als ob Dich's gar nicht überraschte!“

„Ich wußte im ersten Augenblicke, daß Du davon sprechen wolltest,“ sagte Nelly, die unbeweglich stehen geblieben war.

„Du wußtest es? . . . Und hast mir gleichwohl hoch und teuer beschwören wollen . . .“

„Was wahr ist!“ fiel Nelly energisch ein. „Ich habe eine große, unverzeihliche . . . vielleicht eine verhängnisvolle Thorheit begangen, aber keine Schleichheit, deren ich mich zu schämen hätte.“

Ein bitterböses Lächeln verzerrte Martins Lippen.

„Deine Auffassungen . . .“

„Bitte, höre mich an!“ fiel ihm Nelly ins Wort, und während sie sich ihm gegenübersezte, fuhr sie fort: „Ich will nichts beschönigen, ich darf aber von Dir verlangen, daß Du nicht urteilst und nicht verurteilst, bevor Du mich gehört hast. Du weißt, daß ich in unsinnigem Vertrauen auf eine sogenannte glänzende Zukunft leichtsinnig gewirtschaftet hatte. Es ging mir hart an, Dir meine Schulden zu beichten, von Dir große Opfer zu verlangen.“

„Wozu das alles?“ unterbrach Martin ungeduldig. „Ich habe Dir nie einen Vorwurf gemacht!“

„Was Du aus Zartgefühl vor mir verschwiegest, ich erriet es: ich hatte Dir Geldsorgen bereitet, ich, die sich nie Geldsorgen gemacht hatte! Und deshalb brachte ich's nicht übers Herz, Dir etwas zu sagen . . . Es war gewiß sehr unklug, aber Du wirst es mir nachfühlen können, gerade weil es so thöricht ist . . .“ Etwas stockend und unsicher sagte sie, während sie die Lider senkte: „Der unglückliche Rubinjalamander, der damals Deinen Argwohn erregte . . .“

„Dachte ich's mir doch!“ fuhr Martin auf. „Es war ein Geschenk!“

„Nein!“ entgegnete Nelly mit großer Bestimmtheit. „Kein Geschenk. Aber es war kein Theaterplunder, wie ich Dir vorgeredet hatte. Der Schmuck war echt. Ein ebenso gewissenloser, wie gewandter Verkäufer hatte ihn mir aufgeschwatzt. Es war unrecht, ja, sehr unrecht, aber wenn Du

ahntest, wie leicht es einer jungen Künstlerin gemacht wird, ein solches Unrecht zu begehen . . . Beim Verkaufe hatte mir der Juwelenhändler die Abzahlung als ein Kinderspiel hingestellt; nach meiner Verlobung zog er auf einmal ganz andere Saiten auf und quälte mich, daß ich halb wahnsinnig wurde. Er wollte Dir's sagen."

"Hätte er's doch gethan!" keuchte Martin, den jetzt eine furchtbare Erregung durchschüttelte.

"Das war's, was ich am meisten fürchtete," fuhr Nellie fort. "Alles, nur nicht vor Dir als Lügnerin dastehen! Da . . ." sie stockte, biß die Lippen aufeinander, und ihre Augen wurden wieder feucht.

"Sprich nur!" rief Martin nervös. "Du kannst nichts mehr sagen, was mich noch überraschen könnte."

"Ach, es wird mir unsagbar schwer!" Sie senkte die Stimme und stieß die Worte in einem merkwürdigen Staccato hervor. "Da ließ mir Herr Templin die Mittheilung zugehen, daß er den Schmuck für jemand anders kaufen wolle . . . und zitternd und zagend — denn ich mußte wohl, daß ich nicht richtig handelte, aber das Feuer brannte mir auf den Nägeln, und ich sah keine andere Rettung — habe ich den Kauf abgeschlossen."

"Wo?" fragte Martin fast tonlos. Seine Hände flogen und seine Kniee schlotterten.

"Du scheinst es ja zu wissen. Ich war mit Mama draußen. Es war kein Augenblick zu verlieren, Herr Templin reiste denselben Abend ab. Ich konnte die Sache nicht durch einen dritten vermitteln lassen, konnte ihn

nicht hier empfangen. Wir sind nicht einen Augenblick allein geblieben. Die ganzen Verhandlungen haben, glaube ich, keine zwanzig Minuten gedauert. Wir sind mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückgefahren. Ich habe ihm nicht einmal die Hand zum Abschied gegeben, ich habe ihm nur glückliche Reise gewünscht. Wahrhaftig, das ist alles genau so, wie ich's Dir erzähle! Ich beschönige nichts. Hätte ich nur noch den Brief, den mir Herr Templin geschrieben hat! Ich habe ihn natürlich zerrissen. Wenn Du den gelesen hättest, würdest Du alles verstehen. Frage Herrn Templin selbst. Er kann Dir nichts anderes sagen, als ich Dir gesagt habe. Wenn er etwas anderes sagt, stell ihn mir gegenüber. . . Aber was ist Dir denn nur?"

Martin sah entsetzlich aus. Seine Gesichtszüge waren ganz verzerrt. Er stöhnte dumpf und fürchterlich. Es war wie das unheimlich leise Brüllen des tödlich getroffenen Stiers. Nelly sah ihn kopfschüttelnd an. Der arme Martin that ihr in der Seele leid. Mit weicher Stimme sagte sie:

„Nimm's doch nicht so schwer, liebster Martin! Ich verdiene Deine Vorwürfe. Ich habe Dir früher die Wahrheit verschwiegen, ich habe mein Wort nicht gehalten, das ist alles wahr, leider wahr! Aber wenn Du menschlich fühlst, wirst Du dennoch meine schreckliche Thorheit begreifen und dann auch verzeihen. Überlege es Dir doch: es ist ja nichts geschehen, was Dich kränken könnte!"

Martin stand auf. Die Erregung hatte ihm neue Kräfte gegeben.

„Was hast Du gethan! Was hast Du gethan!“ rief er einmal um das andere. „Weshalb hast Du kein Vertrauen zu mir gehabt? Hast Du je glauben können, daß es des elenden Geldes wegen anders zwischen uns hätte werden können?“ Er durchschritt beständig das Zimmer und blieb immer wieder vor Nelly stehen, um sie immer wieder zu verlassen. „Und wäre es das doppelte und dreifache, das zehnfache gewesen . . . Wir hätten uns über die Dummheit zusammen geärgert und sie zusammen wieder gutgemacht! Was Dein Schweigen angerichtet hat, das ist nicht wieder gutzumachen!“ Jetzt stand er wieder dicht vor Nelly, faßte sie an beiden Schultern und schüttelte sie. „Aber Nelly! Nelly! Hast Du Dir denn die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit und einer möglichen Entdeckung nicht klar gemacht?“

„Ich habe mir gar nichts klar gemacht,“ antwortete Nelly einfach. „Ich sagte mir nur: wenn ich den Juwelenhändler nicht befriedigen kann, erfährst Du's sicher; im anderen Falle ist es doch fraglich, ja sogar unwahrscheinlich. Ich erspare Dir Ärger und mir eine Demütigung. Nun Du weißt, daß ich zwar unklug, meinethalben sträflich unklug, aber doch nicht schlecht gewesen bin, nun solltest Du Dich doch beruhigen.“

Sie hatte ihn, während sie so mit ihm sprach, aus thränenfeuchten Augen zärtlich angesehen. Er aber hatte sich schwer auf das Polster der Ottomane fallen lassen und dumpf vor sich hinstierend den Blick nicht vom Boden erhoben. Er biß die Zähne fest aufeinander, seine Nasen-

flügel bebten. Er atmete schwer. Er hatte die Augen wieder halb geschlossen. Als sie nun dicht an ihn herantrat und ihm mit ihren schmalen Fingern die Haare aus der Stirn streichelte, fuhr er bei der Berührung unwillkürlich zusammen und erhob sich wieder. Tieftraurig, aber nicht schroff abwehrend sagte er ihr:

„Bitte, laß mich . . . Ich kann jetzt nicht sprechen . . . jetzt nicht!“

Er wandte sich ab, senkte den Kopf, machte einige Schritte, blieb dann stehen, trat an das Fenster, blickte gedankenlos durch die Scheiben und machte dann wiederum langsam ein paar Schritte auf die Thür zu. Jetzt stand er vor dem Stuhl, auf den er beim Eintreten seinen Hut gesetzt hatte. Er blieb unschlüssig stehen. Nelly beobachtete ihn mit tiefbetäubten Blicken und kopfschüttelnd.

Da öffnete sich die Thür. Lisette trat ein und überreichte Nelly eine Visitenkarte. Nelly war sehr erstaunt, als sie den Namen des Landgerichtsrats Gottfried Hellberg las, und trat schnell an Martin heran.

„Was mag Dein Bruder von mir wollen?“ sagte sie, während sie ihm die Karte zeigte.

Martin war viel weniger überrascht, als Nelly erwartet hatte. Er erwiderte ruhig:

„Sedenfalls mußt Du ihn empfangen.“

Lisette entfernte sich, nachdem sie die Weisung erhalten hatte, den Herrn eintreten zu lassen.

„Ich begreife nicht . . .“ sagte Nelly.

„Mein Bruder weiß, daß ich zu Dir gegangen bin,“

entgegnete Martin, ohne Nelly anzubliden. „Er weiß auch, daß ich mich noch nicht ganz wohl fühle. Vielleicht befürchtet er Aufregungen für mich und kommt meinetwegen.“

* * *

Gottfried verbeugte sich artig vor Nelly, und sie erwiderte den Gruß ebenso. Seinem Bruder drückte er die Hand.

„Ich habe mir beinahe gedacht, daß ich Dich hier noch treffen würde,“ sagte er freundlich.

„Wenn Du ein paar Minuten später gekommen wärst, würdest Du mich aber nicht mehr getroffen haben,“ erwiderte Martin. „Ich stand gerade im Begriff, mich zu verabschieden.“

„Und ich halte Dich nicht zurück, lieber Martin, denn ich bin hierhergekommen, um Fräulein Sand um eine Unterredung unter vier Augen höflich zu ersuchen.“

Diese Mitteilung, die Martin keineswegs zu befremden schien, setzte Nelly in einiges Erstaunen. Gottfried bemerkte es und fuhr sogleich fort:

„Um jedes Mißverständnis auszuschließen, beeile ich mich, hinzuzufügen, daß das, was ich mit Ihnen zu besprechen habe, mit Ihren Beziehungen zu meinem Bruder in keinem Zusammenhang steht. Nicht als Bruder, lediglich als Beamter komme ich zu Ihnen.“

Martin nickte zustimmend, als ob ihm auch diese Erklärung, die Nellys Überraschung nur noch erhöhte, ganz natürlich erschien. Er nahm seinen Hut und näherte sich

Nelly, während sich Gottfried diskret abwandte, um nicht Zeuge der Verabschiedung zu sein. Diese Diskretion war indessen überflüssig, denn Martin beschränkte sich darauf, Nelly einfach die Hand zu drücken.

„Wann sehe ich Dich wieder?“ fragte Nelly schnell und leise.

Diese einfache Frage schien Martin in wirkliche Verlegenheit zu bringen. Er zögerte mit der Antwort.

„Doch jedenfalls heute noch?“ fuhr Nelly ebenso leise, aber noch eindringlicher fort. „Es ist doch unmöglich, daß wir nach so langer Trennung so voneinander gehen. Wir haben uns doch noch so viel zu sagen. Versprich mir, daß Du heute noch kommst! Versprich es mir!“

„Ich kann es Dir beim besten Willen nicht versprechen. Ich muß unbedingt heute noch eine sehr wichtige geschäftliche Angelegenheit erledigen, und ich weiß nicht, wie lange sie mich in Anspruch nimmt. Wenn ich kommen kann, komme ich, das verspreche ich Dir.“

Sie drückte seine Hand, die sie noch immer hielt, fester und sagte in fast flehendem Tone, ganz leise:

„Ich bitte Dich herzlich, komm.“

Martin blickte sie jetzt an und wiederholte, während er nach festerem Druck seine Hand zurückzog:

„Wenn es mir irgend möglich ist.“

Darauf trat er an seinen Bruder heran, der in der Nähe des Fensters stand und auf die Straße hinablickte, und sagte ihm leise:

„Ich begeben mich jetzt direkt nach Hause. Ich er-

warte Dich dort. Ich habe sehr Wichtiges mit Dir zu besprechen. Komm so bald wie irgend möglich.“

„Natürlich komme ich,“ antwortete Gottfried. „Aber wundere Dich nicht, wenn Du lange warten mußt. Ich kann heute über meine Zeit absolut nicht verfügen. Die Affaire im Grunewald nimmt mich völlig in Anspruch. Ich glaube, wir sind dem Thäter auf der Spur.“

„So?“ erwiderte Martin anscheinend gleichgültig. „Ich bleibe jedenfalls zu Hause. Du findest mich zu jeder Zeit, und ich bin nicht ungeduldig.“

Sie drückten sich die Hände, und Martin verließ, nachdem er Kelly, die vor dem Spiegel ihre Haare ordnet, zugenickt hatte, den kleinen Salon.

„Darf ich Sie bitten, Herr Landgerichtsrat?“ sagte Kelly, während sie Gottfried durch eine Handbewegung aufforderte, auf der Ottomane in der Mitte des Salons Platz zu nehmen, und sich ihm gegenüber auf einen niedrigen Lehnstuhl setzte. „Und wollen Sie nun die Güte haben, mir zu sagen . . .“

Gottfried ließ sie die Frage nicht vollenden.

„Mein Fräulein,“ begann er in verbindlichstem Tone, „daß, was ich Ihnen mitzuteilen habe, wird Sie im ersten Augenblicke befremden, vielleicht auch beunruhigen. Ich schicke daher allem anderen die Bemerkung voraus, daß für Sie keine Veranlassung zu irgendwelcher Beunruhigung vorliegt. Um Ihnen diese unangenehme Empfindung zu ersparen, habe ich auch darauf verzichtet, Sie vorladen zu lassen; denn es versteht sich, daß ich Ihnen gegenüber

so schonend verfahren will, wie es mein Amt irgend gestattet. Ich habe von Ihnen eine Auskunft zu erbitten, die für die Ermittlung eines Verbrechens von Wichtigkeit sein kann.“

Währenddem hatte er aus der Rocktasche das Etui hervorgeholt, es geöffnet und reichte es nun Nelly.

„Kennen Sie diesen Schmuck?“ fragte er einfach.

Nelly erschrak tödlich beim Anblick des Rubin-salamanders, der ihr schon so traurige Stunden bereitet hatte. Lediglich um irgend etwas zu sagen, wiederholte sie stotternd:

„Ob ich . . . den Schmuck . . . kenne?“

Ernst, aber sehr freundlich, ja mit einer gewissen Wärme, nahm Gottfried wieder das Wort.

„Mein Fräulein, Sie müssen mir alles sagen. Ich muß Sie auch darauf aufmerksam machen, daß Sie mir nichts als die volle Wahrheit sagen dürfen; denn Sie können in die Lage kommen, Ihre Aussage zu beschwören. Sie würden eine große Schuld auf sich laden, wenn Sie die Wahrheit entstellten oder verschwiegen. Sie würden sich dadurch einer Handlung schuldig machen, die unser Gesetz als ein schweres Verbrechen mit härtesten Strafen belegt. Ich bitte Sie, vergessen Sie das keinen Augenblick.“

Nelly fühlte sich von diesen Worten tief ergriffen. Jetzt, da Gottfried so herzlich mit ihr sprach, erkannte sie zwischen seinem Organ und der Stimme Martins eine ganz merkwürdige Familienähnlichkeit. So, genau so hatte Martin mit ihr gesprochen! Nicht heute . . . früher, als er noch harmlos herzlich zu ihr sein konnte.

„Ich will Ihnen keine Fallstricke legen,“ fuhr Gottfried fort. „Ich brauche Sie gar nicht zu fragen. Ich weiß, daß Ihnen dieser Schmuck nicht unbekannt ist. Ich habe ihn ja selbst an Ihnen gesehen. Diese Brosche ist nun einem Individuum abgenommen worden, das eines schweren Verbrechens verdächtig ist. Ist Ihnen der Schmuck gestohlen worden?“

„Nein,“ antwortete Nelly leise.

„Aber er ist doch wohl schon seit längerer Zeit nicht mehr in Ihrem Besitz?“

„Ich habe ihn verkauft,“ gab Nelly ebenso leise zur Antwort.

„Wann denn?“

Nelly schwieg. Mit bittendem Blicke sah sie zum Untersuchungsrichter auf. Gottfried fuhr fort:

„Ich begreife ja, daß es Ihnen peinlich ist, mir diese Frage zu beantworten. Aber ich frage wirklich nur, was unumgänglich notwendig ist. Sprechen Sie ganz vertrauensvoll mit mir. Wann haben Sie den Schmuck verkauft? Können Sie sich des Datums genau erinnern?“

Mit kaum hörbarer Stimme sagte Nelly:

„Am 15. September.“

Gottfried hob ein wenig den Kopf und rückte seine Brille zurecht. Er nickte bestätigend und wiederholte:

„Am 15. September. Das war ja der Tag des großen Sturmes. Und an wen haben Sie ihn verkauft?“

Nelly sprang auf und rief fast verzweifelt:

„Das kann ich nicht sagen! Haben Sie doch Mitleid mit mir! Foltern Sie mich nicht!“

„Regen Sie sich nicht unnütz auf, mein Fräulein,“ beschwichtigte Gottfried, indem er sie mit einer Handbewegung einlud, sich ihm wieder gegenüber zu setzen. „Sie müssen es sagen! Ich quäle Sie doch wahrhaftig nicht zu meinem Vergnügen! Ich will ja auch nichts sagen, was wie eine Drohung aussehen oder Sie irgendwie einschüchtern könnte. Aber glauben Sie mir, Sie müssen antworten! Die einfache Beantwortung erspart Ihnen vielleicht die größten Unannehmlichkeiten. Also guten Mut! Seien Sie tapfer und verständig, seien Sie vertrauensvoll! Wer ist der Käufer des Schmuckes?“

Nelly beugte sich vor, stemmte die Ellbogen auf die Kniee und bedeckte ihre Augen mit den Händen.

„Herr Templin!“ erwiderte sie ausdruckslos.

Gottfried fuhr überrascht zurück.

„Was? Unser Nachbar in Wannsee? Ja, wie kommt denn der dazu?! Daß der Juwelen an Damen verschenkt, habe ich ihm schon zugetraut, aber daß er Juwelen von Damen kauft, überrascht mich wirklich.“

„Ich wollte den Unglückschmuck loswerden,“ erklärte Nelly, die jetzt die Hände von ihren Augen wieder entfernt hatte und vor sich hin starrte. „Herr Templin hatte davon gehört. Er wollte ihn einer Freundin schenken, die ihn an mir gesehen und bewundert hatte.“

„Ah so, nun begreife ich!“ rief Gottfried in leichtem Tone, als er die Unterhaltung bisher geführt hatte. Und

indem er sich erhob, sagte er freundlich: „Sie sehen, wie recht ich gehabt habe, in Sie zu dringen. Nun sehe ich die Möglichkeit, daß ich Sie aus der ganzen Angelegenheit werde ausscheiden können.“

Nelly atmete wie von einer schweren Last befreit tief auf.

„Ich denke,“ fuhr Gottfried fast gemüthlich fort, „ich werde mich jetzt ausschließlich an die Freundin, die spätere Besitzerin der Kubine, halten können. Sie dürfen mir den Namen ruhig sagen. Ich könnte ihn ja auf alle Fälle leicht ermitteln. Ich brauchte mich nur an Herrn Templin zu wenden.“

„Es ist Fräulein Afta Frohnsdorf,“ versetzte Nelly
„Fräulein Frohnsdorf?“ wiederholte Gottfried. Er schien sich auf etwas zu besinnen. „Den Namen habe ich doch schon einmal gehört.“

Nelly brachte ihn sogleich auf die richtige Spur.

„Ihr Herr Bruder hat uns miteinander bekannt gemacht . . . damals in Wannsee.“

„Richtig, richtig! Jetzt erinnere ich mich!“ bestätigte Gottfried. „Und können Sie mir die Adresse der jungen Dame gleich angeben?“

„Sie wohnt hier im Nebenhause. Ich wundere mich übrigens, daß sie noch nicht hier ist. Sie besucht mich immer um diese Zeit.“

„So, so. Da wäre es vielleicht am einfachsten . . . wenn Sie zu Fräulein Frohnsdorf herumschickten und sie bitten, zu Ihnen zu kommen. Mir wäre es, nebenbei

bemerkt, auch angenehmer, wenn ich ihr die unangenehme Überraschung meines Besuches, auf den sie durch nichts vorbereitet sein kann, ersparte. Wenn es Sie also nicht belästigt . . .“

Nelly hatte bereits den Knopf der Klingel gedrückt, und Lisette war auf der Schwelle erschienen.

„Spring doch mal zu Fräulein Asta herum,“ sagte ihr Nelly, „und sage ihr, daß ich sie gleich sprechen möchte.“

* * *

Nelly und Gottfried hatten nur wenige gleichgültige Worte getauscht, als die Thür heftig aufgerissen wurde und Asta eintrat. Lisette war ihr auf der Treppe begegnet. Asta war so aufgeregt, daß ihr die Anwesenheit Gottfrieds kaum auffiel. Sie grüßte ihn flüchtig und faßte sogleich Nelly bei der Hand, während sie ihr zuflüsterte:

„Ich muß Dich unbedingt auf einige Minuten sprechen . . . und gleich! Es duldet keinen Aufschub!“

Ehe Nelly noch antworten konnte, wandte sich Asta an Gottfried:

„Ich habe schon das Vergnügen gehabt, Herr Landgerichtsrat . . . in Ihrem Garten . . . Sie verzeihen gewiß, wenn man Sie hier allein läßt . . . nur wenige Minuten . . . Ich bin in großer Sorge und brauche den Rat einer Freundin.“

„Mein Fräulein,“ versetzte Gottfried, „als Sie eben eintraten, stand ich gerade im Begriff, Sie aufzusuchen.“

„Mich aufzusuchen?“ wiederholte Asta in aufrichtiger Überraschung.

„Sie dürfen ruhig vor mir sprechen,“ fuhr Gottfried fort. „Ich glaube die Ursache Ihrer Beunruhigung zu kennen. Es handelt sich doch wohl um den Schmuck des Herrn Templin?“

„Um den Schmuck?“ wiederholte Asta in gesteigertem Erstaunen. „Um was für einem Schmuck?“

Gottfried reichte ihr den Rubinſalamander.

„Um diesen hier.“

„Ah, Deine Rubine!“ rief Asta, sich an Nelly wendend, und dann den Untersuchungsrichter wieder ansehend, fragte sie: „Was soll ich denn damit zu thun haben?“ Sie sagte das so einfach und wahrhaftig, daß Gottfried und Nelly sich erstaunt anblickten.

„Und wenn es nicht dieser Schmuck ist, was beunruhigt Sie dann?“ fragte Gottfried.

Asta trat die Thränen in die Augen. Sie blickte ungeschlüssig vor sich hin und fragte dann Nelly, aber so laut, daß Gottfried es hören mußte:

„Darf ich denn wirklich vor dem Herrn sprechen?“

„Sie dürfen das vollste Vertrauen zu mir haben,“ bekräftigte Gottfried herzlich.

„Dittrott war eben bei mir . . . vor einer Viertelstunde . . .“ stieß Asta kurz atmend hervor, „wegen eines Umtausches. Dittrott hat mir etwas gesagt, was meine Unruhe aufs höchste gesteigert hat . . . Ich spreche ganz

wirre . . . Ich weiß wahrhaftig auch nicht, wo anfangen, wo aufhören!" Sie drückte ihr Tuch wieder vor die Augen und schluchzte: „Es wäre zu furchtbar!" Sie hatte sich auf einen Sessel fallen lassen und vermochte jetzt kein Wort mehr hervorzubringen.

„Aber so beruhige Dich doch, mein liebes Kind!" sagte Nelly, ihr freundlich die Wangen streichelnd.

Asta schüttelte den Kopf. Sie konnte noch immer nicht sprechen. Thränen erstickten ihre Stimme.

„Wer ist Ottrott?" fragte Gottfried leise.

„Der Zuwelenhändler," antwortete Nelly, „von dem ich den Schmud gekauft habe."

Diese Mitteilung steigerte das Interesse, das Gottfried an der kleinen Asta genommen hatte, aufs höchste.

„Aber weine doch nicht so!" wiederholte Nelly und drückte den Kopf des jungen Mädchens an ihre Brust.

„Geliebteste Nelly!" schluchzte Asta. „Es kann ja nicht sein . . ." Die Stimme versagte ihr abermals. Sie weinte so heftig, so bitterlich, daß selbst Gottfried, der durch seine Berufsthätigkeit gegen derartige Aufregungen leidlich gestählt war, sich vom Schmerze des jungen Mädchens tief ergriffen fühlte.

„Sammeln Sie sich nur, mein Fräulein!" sagte er fast zärtlich. „Vielleicht kann ich Ihnen mit guter That oder doch mit gutem Räte dienen."

Asta drückte ihr Tuch gegen die Augen und sah mit dankbarem Blicke zu ihm auf.

„Sie haben doch von dem Verbrechen in der Zeitung

gelesen?“ brachte Afta, die ſich allmählich etwas ſammelte, mühsam hervor. „Von dem Morde in Wannſee?“

„Jawohl, mein Fräulein. Und was hat dieſes Verbrechen mit Ihrer Aufregung gemein?“

„Ich laß es erſt,“ erwiderte Afta, „wie man eben ſo etwas lieſt . . . wie hundert andere ſchreckliche Dinge, die in den Zeitungen ſtehen . . . Aber der Schlußſatz, daß man über Vermißte Anzeige machen ſolle, berührte mich ganz merkwürdig . . . Und auf einmal überfiel mich ein töblicher Schreck: wenn er der Ermordete wäre?“

„Wer?“ fragte Gottfried.

„Herr Templin!“ ſchluchzte Afta, und die kaum geſtillten Thränen brachen aufs neue hervor.

„Welcher Gedanke!“ rief Nelly.

„Ich mag ihn auch nicht ausdenken,“ ſagte Afta ganz leiſe. „Aber es trifft alles ſo merkwürdig zuſammen!“

„Wieſo?“ fragte Nelly.

„Höre doch nur! Als ſich Herr Templin von mir verabschiedete, bat ich ihn herzlich, mir zu ſchreiben . . . nur wenige Worte. Ich wollte nur manchmal ein Lebenszeichen von ihm haben. Er lehnte meine Bitte lächelnd ab: er ſei ein ſchlechter Brieffchreiber; die Börſe ſei während der letzten Wochen ſehr aufregend geweſen, er wolle ſich irgendwo vergraben; kein Menſch ſolle wiſſen, wo er ſei, kein Menſch; er wolle von der Bildfläche verſchwinden, untertauchen; er wolle von nichts hören und nichts ſehen; er wolle keine Briefe empfangen und keine ſchreiben; aber ich möchte ihm von Zeit zu Zeit doch ein

paar Zeilen zukommen lassen, er wüßte ja, daß ich ihm nichts Aufregendes und nichts Unangenehmes zu sagen hätte; ich solle meine Briefe nach Paris an die Adresse des Grand Hotel richten, da werde man ihn zu finden wissen; aber die Adresse sollte ich keinem anderen Menschen geben, und außer mir wisse sie nur sein Diener. Ich war wirklich recht traurig, als ich ihm Lebewohl sagte; denn Du weißt ja, wie gut er immer zu mir gewesen ist.“

Sie hielt inne und trocknete wiederum die Thränen, die unaufhaltsam aus ihren frischen blauen Augen flossen.

„Und wann fand diese letzte Unterredung mit Herrn Templin statt?“ fragte Gottfried.

„Am 14. September, am Abend vor seiner Abreise.“

Gottfried stand langsam auf, stellte sich hinter seinen Stuhl und stützte sich auf die Rücklehne. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte er Astas weiteren Mitteilungen.

„Ich hatte Herrn Templins Worte, daß er mir nicht schreiben werde, natürlich nicht ernst genommen,“ fuhr Asta fort. „Er war immer so lieb und gut zu mir gewesen. Es war ja unmöglich, daß er mich wochenlang ohne alle Nachricht lassen konnte! Und zwischen uns war nichts, aber auch gar nichts vorgefallen, das ihn zu einer Änderung in seinen Beziehungen zu mir hätte veranlassen können. Ich schrieb ihm also nach einigen Tagen einen recht freundlichen Brief an die mir angegebene Adresse des Grand Hotel. Ich wartete drei, vier Tage, ich wartete eine Woche. Ich bekam keine Antwort. Bierzehu

Tage wartete ich vergeblich, da hielt ich es nicht länger aus, und ich schrieb ihm ein zweites Mal . . . Nicht vorwurfsvoll, aber wirklich aufrichtig betrübt. Ich schrieb den Brief so, daß er mir unbedingt antworten mußte, wenn er nicht ganz herzlos sein wollte. Ich hatte mir wirklich nichts vorzuwerfen . . . Herr Templin kannte mich ja ganz genau, er wußte, daß ich nicht aufdringlich war. Wenn er nichts mehr von mir wissen wollte, so hätte er es mir nur anzudeuten brauchen. Ich hätte es wahrhaftig gemerkt, ich bin feinfühlig genug . . . Aber er war bis zum letzten Augenblick so ungezwungen und freundlich, daß mir der Gedanke an eine dauernde Trennung nie hatte kommen können. Ich glaubte auch damals noch nicht daran, als auch dieser Brief unbeantwortet blieb. Ich kann's auch heute noch nicht glauben . . . es kann ja nicht sein!"

Asta mußte wiederum inne halten. Aus halbgeöffnetem Munde atmete sie schwer, und die Thränen rannen in dicken Tropfen über ihre Wangen.

"Sie haben ihm nun nicht mehr geschrieben?" fragte Gottfried.

Asta schüttelte den Kopf.

"Wie durfte ich's denn noch wagen? Ich konnte kein Stillschweigen nicht verstehen . . . Ich machte mir erst allerhand dumme Gedanken, aber ich fand keine Erklärung . . . Du mußt mir ja angemerkt haben," fügte sie, sich an Nelly wendend, hinzu, „wie furchtbar traurig ich während der letzten Monate gewesen bin. Ich habe meinen Gram

keinem Menschen anvertraut. Ich schämte mich. So wirft man mich doch nicht weg, sagte ich mir. Ich hatte es ja wahrhaftig nicht verdient, ebensowenig wie seine Güte . . . Ich war ratlos. Mir war ganz dumm im Kopfe. Was ich mir alles vorgenommen habe . . . ich will's Dir lieber gar nicht sagen, es ist zu thöricht. Schließlich hielt ich immer nur an dem einen Gedanken fest: es muß irgend ein Mißverständnis vorgekommen sein, und das wird sich schon nach seiner Rückkehr aufklären. Dabei habe ich mich denn in den letzten Wochen wieder einigermaßen beruhigt . . . Als ich nun aber heute morgen die Geschichte in der Zeitung las, wurde ich auf einmal — ich kann Dir nicht erklären, wie — ganz wahnsinnig vor Unruhe. In meiner Herzensangst telegraphierte ich an den Direktor des Grand Hotel mit bezahlter Antwort . . .“

„Sie haben sehr richtig gehandelt,“ bemerkte Gottfried.
„Was haben Sie denn telegraphiert?“

„Genau weiß ich es nicht. Ungefähr so: «Wichtiges für Herrn Templin. Erbitten umgehend dessen augenblickliche Adresse.»“

„Hast Du eine Antwort erhalten?“ fragte Nelly.

„Höre nur,“ fuhr Asta fort. „Ehe ich die Antwort hatte, kam Ottrott wegen des Umtausches zu mir und erzählte mir ganz beiläufig: er sei damals mit Herrn Templin zusammen gefahren, er habe in Potsdam etwas zu thun gehabt; Herr Templin habe ihm gesagt, daß er nach Paris fahre, und Ottrott habe ihn darauf aufmerksam ge-

macht, daß der Zug ein Lokalzug sei und nur bis Potsdam gehe; darauf habe Herr Templin geantwortet, er werde schon nach Paris kommen, und sei ins Coupé gestiegen. Ottrott hat nun aber gesehen, daß Herr Templin in Wannsee ausgestiegen ist.“

„In Wannsee?“ fragte Gottfried mit starker Betonung.

Nelly erbleichte und faltete die Hände auf dem Schoß.

„Ja,“ antwortete Asta. „Und in der Zeitung steht doch, daß gerade in der Nähe der Station Wannsee . . .“

„Aber male Dir doch nicht gleich das Schrecklichste aus!“ fiel ihr Nelly ins Wort.

„Herr Templin ist am 15. September abgereift? Und in Wannsee ausgestiegen?“ faßte Gottfried Astas Mitteilungen zusammen.

„Er wird seine Reise unterbrochen und mit einem späteren Zuge fortgesetzt haben,“ antwortete Nelly an ihrer Statt.

„Nein!“ rief Asta. „Das ist ja eben das Unheimliche: er ist nie in Paris eingetroffen!“

Gottfried und Nelly machten keinen Versuch, die Bewegung, die sich ihrer bei dieser Mitteilung bemächtigt hatte, zu verheimlichen. Asta hatte inzwischen aus ihrer Tasche die Depesche gezogen und reichte sie Nelly.

„Hier, lies die Antwort, die ich auf mein Telegramm erhalten habe.“

Nelly las, während Gottfried über ihre Schultern blickte:

„Reisegepäck uns wohlbekannten Herrn Templins seit 16. September in unserem Depot. Einige Briefe für

ihn eingetroffen. Von Herrn Templin keine direkte Nachricht. Grand Hotel."

Es entstand eine lange Pause. Asta weinte. Kelly blickte starr vor sich hin. Gottfried trat etwas beiseite, nahm die Brille ab und putzte die Gläser mit seinem Tuch. Dann setzte er sie bedächtig wieder auf.

"Habe ich mich nun grundlos beunruhigt?" fragte Asta endlich unter Thränen. "Siehst Du, jetzt wagst Du mir kein Wort mehr zu sagen . . . Wenn es wahr wäre . . . Es wäre zu schrecklich! Da ist mir auf einmal eingefallen, daß ich Dir am Tage vor Herrn Templins Abreise einen Brief gebracht habe."

Kelly fuhr zusammen.

"In meiner Angst habe ich mich an den Strohhalm geklammert: vielleicht hat er Dir irgend etwas gesagt."

"Nein!" fiel Kelly schnell ein. "Der Brief enthielt eine einfache Anfrage."

Gottfried, der Kelly mit durchdringenden Blicken angesehen hatte, entschied:

"Man muß sogleich in Herrn Templins Wohnung nachfragen."

"Da komme ich ja her!" rief Asta. "Das hatte ich in meiner Aufregung zu sagen ganz vergessen. Der Diener hat auch nur die Pariser Adresse. Der war aber gar nicht beunruhigt: Herr Templin wolle auf seinen Reisen nie gestört werden; das mache er immer so: man wisse nie, wo er sei; er habe vor seiner Abreise alles geregelt, und man erwarte ihn erst gegen Ende des Monats."

„Siehst Du!“ sagte nun Nelly, die wieder etwas Mut geschöpft zu haben schien. „Der Diener kennt die Gewohnheiten seines Herrn am besten. Da braucht man doch nicht gleich das Schlimmste zu befürchten.“

„Ach, das sagst Du nur so,“ entgegnete Aita. „Ich sehe es Dir ja an . . . Du glaubst es selbst nicht . . . Also Du weißt nichts, gar nichts?“

Nelly schüttelte den Kopf. Aitas Thränen brachen auß neue hervor.

„Du wirst sehen,“ schluchzte sie, „Du wirst schon sehen, daß ich recht behalte . . . Und er war immer so gut zu mir!“

Die Kleine war ganz fassungslos in ihrem Schmerz. Sie weinte und weinte unablässig.

„Mein liebes Fräulein,“ nahm nun Gottfried das Wort, „ich begreife ja, daß Sie beunruhigt sind, und ich würde nicht aufrichtig sein, wenn ich Ihnen sagen wollte, daß Ihre Beunruhigung ganz grundlos ist. Ich gestehe Ihnen sogar, daß auch ich von Unruhe nicht frei bin. Aber einstweilen ist doch noch nichts erwiesen. Die Auskunft des Dieners berechtigt doch immer zur Hoffnung, daß Herr Templin, wie er Ihnen gesagt hat, wirklich bloß untergetaucht sei. Sie brauchen ihn doch noch nicht wie einen Toten zu beweinen.“

Aita schüttelte den Kopf und brachte unter Thränen mühsam die Worte hervor:

„Ach wenn Sie wüßten, wie gut er zu mir gewesen ist! . . . Und Sie sollen sehen, ich habe recht . . .“

„Jedenfalls wollen wir sofort alle Hebel in Bewegung setzen,“ sagte Gottfried, „um über den Verbleib des Herrn Templin Bestimmtes zu erfahren.“

„Ach ja!“ rief Asta. „Und wenn Sie etwas erfahren . . .“

„Lasse ich es Sie und Fräulein Sand sofort wissen,“ erklärte Gottfried.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Asta, die ihr Tuch behaucht und vor die Augen gedrückt hatte. Sie war aufgestanden. „Was ich seit heute früh durchmache . . . Sie können es sich gar nicht vorstellen. Ich weiß nicht mehr, was ich thun und lassen soll . . . Ob am Ende einer der Freunde des Herrn Templin Nachricht hat? . . . Im Klub vielleicht? Es ist nicht wahrscheinlich, aber es ist doch eine Möglichkeit! . . . Ich fahre nach dem Klub . . . Ich kann's ja doch nirgendwo aushalten . . . Die schrecklichste Wahrheit wäre weniger schlimm, als diese furchtbare Ungewißheit, diese Angst! . . . Also nicht wahr . . . wenn Sie etwas hören . . .“

„Verlassen Sie sich darauf, ich gebe Ihnen unverzüglich Bescheid,“ bekräftigte Gottfried.

„Ich danke Ihnen. Gott gebe, daß noch alles gut endet!“

Sie reichte Gottfried die Hand, die dieser herzlich drückte, und verabschiedete sich mit zärtlicher Umarmung von ihrer Freundin.

„Auf Wiedersehen, liebste Asta!“ sagte Nelly. „Hoffentlich auf frohes Wiedersehen!“

Alta schüttelte den Kopf und verließ langsam das Zimmer.

* * *

Als die beiden, Gottfried und Nelly, allein waren, trat zunächst eine längere schwüle Pause ein. Nelly hatte sich wieder gesetzt und starrte mit festgeschlossenen Lippen auf das bunte verworrene Muster des Teppichs. Gottfried blickte noch immer nach der Thür, die sich hinter Alta geschlossen hatte. Er stützte die Rechte auf die Lehne des Sessels und streichelte mit der Linken sein Kinn. Nach einer Weile erhob er den Kopf, trat langsam an Nelly heran und sagte sehr ernst:

„Setzt, da wir allein sind, muß ich Ihnen sagen, was ich in Gegenwart der jungen Dame verschwiegen habe: Für mich ist es nahezu zur Gewißheit geworden, daß Herr Templin der Ermordete ist.“

Obwohl Gottfried nichts sagte, was Nelly noch hätte überraschen können, fuhr sie bei dieser Mitteilung doch entsetzt zusammen, und ihre Stimme bebte bei ihren Worten:

„Das glauben Sie wirklich?“

„Es ist meine Überzeugung,“ erwiderte Gottfried mit graufiger Ruhe. „Am 15. September hat Herr Templin den Schmuck von Ihnen gekauft, am 15. September hat man Herrn Templin in Wannsee aussteigen sehen, seitdem ist er verschollen. Der Schmuck ist einem schon bestraften Verbrecher abgenommen worden, der erweislich an demselben 15. September in Wannsee gewesen ist.“

Dort ist, wenige Minuten vom Bahnhofe entfernt, die Leiche aufgefunden. Läßt sich nun feststellen, daß Herr Templin in Wannsee den Schmuck bei sich gehabt hat, dann ist die Kette der Beweisführung geschlossen."

Mit offenem Munde, starr vor Schrecken, war Nelly den unerbittlich logischen Ausführungen Gottfrieds gefolgt. Bei jedem Satze hob und senkte sie den Kopf automatenhaft. Sie nickte noch immer wie eine Pagode, nachdem Gottfried geendet hatte. Sie schien sich zu besinnen. Auf einmal schrie sie laut auf:

"Er hat ihn bei sich gehabt!"

Dann brach sie zusammen und bedeckte wiederum ihr Gesicht. Gottfried, der ihr zu Hilfe beigesprungen war und sie gestützt hatte, fragte sie leise:

"Wissen Sie es genau?"

"Ja," antwortete Nelly, und mit gänzlich verändertem Tone, alle ihre Kräfte zusammenraffend, sagte sie mit ziemlich fester Stimme: „Nun sollen Sie alles erfahren. Ich habe den Schmuck," begann sie möglichst geschäftsmäßig, „von Herrn Dittrott gekauft. Herr Dittrott wußte mich durch geschickte Redensarten über den Ernst dieses Kaufes hinwegzutäuschen. Er ließ mich ein Papier unterzeichnen, dessen Bedeutung ich gar nicht verstand. Er ließ mich in dem Glauben, daß es sich um eine einfache Förmlichkeit handle. Er glaubte offenbar, daß eine Künstlerin, die als erste Soubrette an einem Berliner Theater engagiert ist, das Geld leichter finden werde, als ich es finden sollte. Da ich infolge meiner Verlobung

von der Bühne mich zurückzog, verlor ich meinen Kredit bei Herrn Ottrott, und eines Tages — es war am 14. September — kam er zu mir und machte mich darauf aufmerksam, daß ich einen Wechsel unterzeichnet hatte, der am 15. September fällig sei. Ich beschwor ihn, sich zu gedulden, denn mir war es entsetzlich peinlich, meinen Leichtsinn Ihrem Bruder zu gestehen, und ich hoffte, daß, wenn mir nur etwas Zeit gelassen würde, ich den Schmuck, wenn auch mit einem gewissen Verluste, verkaufen könnte. Aber Herr Ottrott war nun unerbittlich und drohte mir, meinem Bräutigam alles zu sagen. Ich war der Verzweiflung nahe. Da kam Asta zu mir und brachte mir einen Brief von Herrn Templin. Herr Templin hatte durch Herrn Ottrott von meiner Verlegenheit gehört. Er wußte, daß Asta, mit der er in sehr nahem Verkehr stand, mich immer um den Schmuck beneidet hatte, und aus diesem Grunde, vielleicht auch, weil er früher immer sehr freundlich zu mir gewesen war, machte er mir das Anerbieten, mir den Schmuck abzukaufen. Ich wußte mir keinen Rat. Ich sah darin so etwas wie eine Fügung des Himmels, um mich aus meiner großen Verlegenheit zu befreien, und ich ging auf das Anerbieten ein, obwohl ich Ihrem Bruder versprochen hatte, jeden Verkehr mit Herrn Templin unbedingt abzubrechen. Da die Verhandlung keinen Vermittler duldete, nahm ich den Vorschlag des Herrn Templin, ihm den Schmuck in Wannsee persönlich zu übergeben, an, und am folgenden Tage — das war eben der 15., der Sturmtag — fuhr ich

in der Mittagsstunde mit meiner Mutter nach Wannsee hinaus.“

„Und mein Bruder mußte nichts davon?“ fragte Gottfried in merklicher Beunruhigung.

„Ich habe ihm nichts gesagt,“ erwiderte Nelly kleinlaut. „Aber erfahren hat er's doch.“

„Hat er Sie überrascht?“

„Nein. Wie er's erfahren hat, weiß ich selbst nicht. Er war auf der Jagd. Ob er mich in seiner grundlosen Eifersucht hat überwachen lassen . . . ich kann es mir eigentlich kaum denken . . . Aber er hat es gewußt, und ich habe ihm heute die Wahrheit bestätigt und die volle Aufklärung gegeben. Sie scheint ihn leider wenig beruhigt zu haben.“

„Heute erst?“ fragte Gottfried.

„Ich habe ihn ja seitdem nicht wiedergesehen,“ versetzte Nelly einfach.

„Also bis heute, bis zu Ihrer Aufklärung war der Schein gegen Sie? Und mein Bruder hat glauben können, daß Sie ihn hintergangen haben?“

„Er hat es geglaubt.“

Gottfrieds Züge hatten sich versteinert. Er zog langsam sein Taschentuch hervor und betupfte damit die Stirn, um die Perlen, die die innere Bewegung darauf hervorgetrieben hatte, zu trocknen. Er räusperte sich einigemal, knöpfte seinen Rock zu und nahm seinen Hut.

„Mein Fräulein,“ sagte er endlich, „ich habe keine Frage mehr an Sie zu richten. Ich glaube auch kaum,

daß ich in der unerquicklichen Angelegenheit mit Ihnen überhaupt noch zu verhandeln haben werde. Ich bedauere, daß ich Ihnen eine so aufregende Stunde habe bereiten müssen . . . Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Er verbeugte sich, Kelly senkte ein wenig den Kopf. Sie fand kein Wort der Erwiderung.

Sobald Gottfried die Thür geschlossen hatte, war auch ihre Fassung dahin. Die Kräfte versagten ihr, ihre Kniee schlotterten. Sie ließ sich fast leblos auf die Ottomane fallen, schloß die Augen und zuckte konvulsivisch.

* * *

Ohne die Unfreundlichkeit des Wetters, die eisige Kälte und den scharfen Wind, der ihm das Gesicht zerschnitt, auch nur zu beachten, hatte sich Martin ruhigen Schrittes nach seiner nahegelegenen Wohnung begeben. Seitdem er seinen festen Entschluß gefaßt hatte, war eine merkwürdige Ruhe über ihn gekommen. Er war ernst, aber nicht einmal traurig gestimmt.

Im Hausflur begegnete er dem kleinen Kinde des Portiers, das den Kopf mit einem dichten, dunklen, wollenen Tuche fest umwickelt hatte. Aus dieser warmen Umhüllung sah das frische Kindergesicht mit den von der Kälte hochgeröteten Wangen freundlich und fröhlich in die Welt hinein.

Martin blieb stehen und lächelte. Er redete die Kleine an, und sie knickte. Sie sagte ihm, daß sie für ihre Mutter etwas vom Kaufmann zu holen habe. Er

griff in die Tasche und schenkte der Kleinen einen Thaler. Sie riß die Augen weit auf und schien den Herrn, den sie wohl kannte, mit dem sie aber nie ein Wort gesprochen hatte, zunächst gar nicht recht zu verstehen. Als sie sich von ihrer Überraschung erholt hatte, knickte sie noch einmal, sagte „Danke!“ und lief schnell durch die noch offene Hausthür davon.

Bedächtig stieg Martin die beiden Treppen hinauf, öffnete leise, als ob er einen Kranken zu schonen habe, mit dem Drücker die Wohnungsthür, legte Pelz und Hut im Korridor ab und trat in die große freundliche Wohnstube, die in musterhafter Ordnung war.

Im Kaminofen glühte ein Kohlenfeuer. Er legte noch einige Holzscheite auf, an denen bald unter Knistern und Knattern tief goldrote, züngelnde Flammen mit schnell aufhuschendem und schnell wieder verschwindendem blauen Schimmer aufleckten.

Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, blieb mitunter stehen, hob den Kopf und blickte auf die Decke, als ob er sich auf irgend etwas besinnen müsse, und setzte dann seine Wanderung wieder fort. Dann öffnete er einen mittelgroßen geschnitzten Holzschrank, zog eine Schublade auf und entnahm ihr einen kleinen dreieckigen Ledersack. Er öffnete ihn und holte einen Revolver heraus. Er prüfte ihn aufmerksam, überzeugte sich, daß die Waffe mit sechs Patronen geladen war, behauchte den vernickelten Lauf, pußte ihn mit seinem Taschentuch und legte dann

den Revolver, den er wieder in die lederne Hülle gesteckt hatte, in den Kasten zurück.

Vor seinem großen Zeichentische blieb er stehen, und ein eigentümliches wehmütiges Lächeln umspielte seine Lippen, als sein Blick auf die Pläne fiel, die er zur Konkurrenz angefertigt und bis auf Kleinigkeiten unmittelbar vor der Zehlendorfer Jagd fertiggestellt hatte. Er beugte sich darüber, betrachtete den Hauptgrundriß mit besonderer Aufmerksamkeit, nahm einen Bleistift und machte noch eine kleine Korrektur.

Dann trat er an seinen Schreibtisch heran, zog mehrere Kasten auf und legte verschiedene Briefe und Schriftstücke auf einen Haufen zusammen. Einzelne behielt er etwas länger in der Hand und durchlas sie noch einmal. Den ganzen Stoß dieser Briefe und Papiere warf er schließlich ins Feuer. Aus einem anderen Fach des Schreibtisches entnahm er noch einige Rechnungen. Die wenigen noch nicht bezahlten legte er beiseite und schrieb die Summen auf. Er war selbst erstaunt darüber, wie wenig Zeit er gebraucht hatte, um alle seine kleinen Privatangelegenheiten abschließend zu erledigen. Er hatte sich eingeredet, daß er lange Stunden darauf verwenden müsse. In einer einzigen knappen Stunde war alles gethan.

Mit einem Gefühle innerer Beruhigung rieb er sich die Hände und ging noch einigemal in seiner Stube auf und nieder. Als er sich jetzt wieder dem Schreibtisch näherte, verlangsamte er seine Schritte, und seine Gesichtszüge nahmen einen sehr ernstern, fast feierlichen Aus-

druck an. Mit einem tiefen Seufzer setzte er sich und schrieb.

Er schrieb langsam, bedächtig, jedes Wort wohl erwägend. Er schenkte auch seinen Schriftzügen eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Er malte die einzelnen Buchstaben. Er hielt oft inne und schien sich bei jedem Worte wohl zu überlegen, ob es auch das treffende und am besten gewählte sei.

Als er mit dieser Aufzeichnung fertig war, überlas er das Schriftstück aufmerksam. Er schien damit zufrieden zu sein. Er faltete es und steckte es in einen Briefumschlag, auf den er die Worte setzte: „Herrn Landgerichtsrat Gottfried Hellberg.“

Im vollsten Gegensatz zu der sorgsamem Niederschrift, die er soeben beendet hatte, schrieb er nun in fliegender Hast in unregelmäßigen Buchstaben einen längeren Brief. Er verschloß ihn, ohne ihn noch einmal durchzulesen, und versiegelte ihn. Der Brief war an Fräulein Nelly Sand gerichtet.

Die eigentlich recht wenig anstrengende Arbeit schien ihn doch sehr stark angegriffen zu haben. Er fühlte sich wie zerschlagen, als er von seinem Schreibtisch aufstand, und schleppte sich schwerfällig nach dem Lehnstuhl, der dem Kamin gegenüber stand.

Die Flammen waren von den daraufgeworfenen Schriftstücken, die zum Teil zu dünnen, runzeligen, gekräuselten Kohlenblättchen sich völlig verzehrt hatten, zum Teil aber noch ziemlich unberührt geblieben waren, nahezu erstickt.

Martin erhob sich mühsam, schürte das Feuer mit dem Haken und warf noch einige Scheite auf. Dann setzte er sich wieder und schaute ziemlich gedankenlos zu, wie die Flammen wieder heller aufschlugen und die Papiere verkohlten.

Es war im Zimmer sehr heiß geworden. Er trat ans Fenster und öffnete es. Die eisige Kälte, die nun eindrang, that ihm wohl und riß ihn aus dem dumpfen Brüten, in das er allmählich verfallen war, gewaltsam heraus. Nach wenigen Augenblicken schloß er das Fenster und setzte sich wieder an den Schreibtisch.

„Daß ich das beinahe vergessen hätte!“ sagte er vor sich hin.

Ohne besonders zu überlegen, schrieb er auf einen Briefbogen:

„Mein letzter Wille.

Ich bitte meinen Bruder, Landgerichtsrat Gottfried Sellberg, meinen Nachlaß zu regeln, oder, falls er daran behindert sein sollte, einen Bevollmächtigten zu ernennen.

Es ist mein Wunsch, daß Fräulein Kelly Sand, Vorfigstraße, hier, durch Überweisung eines Kapitals, das zum mindesten die Hälfte meines Nachlasses betragen soll, sichergestellt werde.

Berlin, am 25. November.

Martin Sellberg.“

Er schob diesen Bogen in den noch nicht verschlossenen Umschlag, der die Adresse seines Bruders trug. Nachdem

er diese letzte Verfügung getroffen hatte, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück, reckte und dehnte sich, blickte nach dem hölzernen Schrank und erhob sich langsam.

Er trat aber noch nicht an den Schrank heran, sondern setzte sich wieder auf den Lehnstuhl dem Kamin gegenüber. Er sah sich aufmerksam prüfend im Zimmer um. Dann stemmte er die beiden Hände auf die Kniee und blickte auf die fröhlich aufspringenden Flammen. Noch einmal durchforschten seine Blicke den ganzen Raum, und mit still zufriedenerm Lächeln citierte er leise aus Kleist: „Nun bin ich fertig wie ein Reisender . . .“

Er erhob sich und trat langsam und bedächtig an den Holzschrank heran.

* * *

Gottfried hatte dem Kutscher, der schweigend Weisungen von ihm zu erbitten schien, eine Weile unschlüssig gegenübergestanden. Dann hatte er sich nach dem Gerichtsgebäude in Moabit fahren lassen. In dem engen Coupé bestürmte ihn ein Heer von Gedanken, Vermutungen, Voraussetzungen. Er war ganz wirr. Vorläufig schien ihm nur eines klar zu sein, und dieses eine wollte er so gleich erlebigen. Er begab sich schnell in sein Bureau. Es war überheizt. Aber er dachte nicht daran, sich seines Pelzes zu entledigen und den Hut abzusetzen. Er merkte nicht einmal, wie ihn der schwere Pelz beim Schreiben belästigte.

In einer kurzen und bündigen Eingabe an seinen hohen Chef erklärte Gottfried, daß er aus besonderen

Gründen, die er in überzeugender Weise darzulegen sich vorbehalten müsse, sich genötigt sähe, seinen Abschied aus dem Justizdienst zu erbitten und einstweilen seine sofortige Beurlaubung zu beantragen. Seinem Nachfolger im Amte, der die noch schwebenden unerledigten Arbeiten zu übernehmen habe, werde er jede erforderliche Auskunft erteilen. Er versah das Schreiben mit dem Worte „citissime“ und übergab es dem Gerichtsbienner zu schleunigster Beforgung.

Während Gottfried vom Gerichtsgebäude nach der in der Tiefstraße gelegenen Wohnung seines Bruders fuhr, wurde er wieder ruhiger und klarer. Seine kranken Gedanken glätteten sich und schlossen sich zu einer festeren Kette . . .

Mancherlei war ihm nun verständlich, unabweisbar und furchtbar verständlich!

Aber der Hauptsache gegenüber stand er völlig fassungslos da. Attenhofer war unbedingt der Mörder. Martin stand mit der Ermordung Templins unzweifelhaft im Zusammenhang. Martin kannte Attenhofer. Gottfried erinnerte sich der auffälligen Bemerkung, die Martin im Garten von Wannsee gemacht hatte: daß man so einen Menschen vielleicht doch einmal gebrauchen könne. Er hatte nicht vergessen, daß Martin Attenhofers Adresse: Ackerstraße, Vigilantia, gewissermaßen memorierend wiederholt hatte. Daß Martin aber feige und hinterlistig einen Mordbuben gedungen haben sollte, um in einer Anwendung wahn sinniger Eifersucht einen gefürchteten Rivalen ermorden zu lassen — Gottfried schüttelte den Kopf. Das konnte

nicht sein! Es war unmöglich! Da war noch ein großes Geheimnis, das Aufklärung heischte.

Martin im Bunde mit einem gemeinen Verbrecher niedrigsten Schlages — es konnte nicht sein!

Gottfried stellte beständig dieselbe Frage und beantwortete sie beständig in derselben Weise: es konnte nicht sein! Es sei denn, daß Martin, von einem plötzlichen furchtbaren Wahnsinn befallen, sein ganzes Wesen, das niemand genauer kannte als Gottfried selbst, in verhängnisvollster Weise verleugnet, daß sich alles bei ihm zum Unbegreiflichen und Entsetzlichen gewandelt habe.

Aber Martin war nicht wahnsinnig. Vor wenigen Stunden hatte er ja noch eingehend mit ihm gesprochen. Martin war niedergeschlagen, schwach, hinfällig wie ein Mann, der eben eine schwere Krankheit durchgemacht hat, aber vollkommen klar und logisch gewesen . . .

Aber diese Krankheit selbst, nach Martins eigenen Angaben die Folge eines Unfalles, den er an jenem verhängnisvollen Sturmtage erlitten hatte, an demselben Tage, an dem Attenhofer unter den verdächtigsten Umständen bei Stolpe vorgesprochen hatte, an demselben Tage, an dem offenbar Templin ermordet worden war — wies nicht auch sie auf ein gräßliches Zusammenwirken der beiden hin, des Bruders und des Verbrechers, die Gottfrieds Geist miteinander zu verbinden sich furchtbar wehrte?

Mitunter schimmerte noch ein schwacher Hoffnungsstrahl in ihm auf. Möglicherweise war doch alles ganz anders, als es ihm erschien. Vielleicht war nur der

Schein gegen Martin, und es mußte sich noch aufklären, daß der herzengute Mensch, der zwar manche dummen Streiche begangen hatte, aber keiner Schlechtigkeit fähig war, mit dem gemeinen Verbrecher nicht im Zusammenhang stehen konnte.

Denn um ein gemeines Verbrechen handelte es sich! Daran klammerte sich der Untersuchungsrichter wie an einen rettenden Balken. Es war ein Raubmord, mit ruhigster Überlegung und mit Bestialität verübt. Der Schmuck, den er da in der Tasche hatte, bezeugte es deutlich . . .

Aber nun mußte Gottfried wiederum seiner Wahrnehmungen gedenken, die unerbittlich auf eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen Martin und Attenhofer hinwiesen. Wie hatte sich dieser Attenhofer heute mittag im Untersuchungsamte benommen! Wie frech war er aufgetreten! Gottfried hatte die verkappten Drohungen, die der Verbrecher ausgestoßen hatte, zunächst kaum beachtet. Jetzt klangen ihm Attenhofers freche Worte wieder in den Ohren: „Fragen Sie lieber nicht weiter! Sie könnten am Ende Dinge zu hören kriegen, die Ihnen nicht angenehm wären!“ Und jetzt legte er diesen Worten eine ernstere Bedeutung bei. Er sah das höhnische Grinsen des unverschämten Gefellen, der „sein Pulver nicht zwischen den vier Wänden des Untersuchungsamtes verschießen wollte“, der sich aber vorbehielt, vor den Geschworenen das Maul aufzutun.

Und Gottfried hörte auf einmal ganz deutlich den

Klang von Martins Stimme, der so eigentümlich die Worte wiederholt hatte: „Die Kraniche des Ibykus!“

Gottfried schüttelte den Kopf und schob den Hut in den Nacken. Vergeblich suchte er nach dem Ariadnefaden, der ihn aus diesem schrecklichen Labyrinth herausführte.

Er fuhr nervös zusammen, als der Wagen vor Martins Hause hielt.

Martin hatte die Schrankthür gerade geöffnet, als draußen geklingelt wurde. Er schloß sie schnell wieder, trat in den Korridor und öffnete, nachdem er durch das Guckloch Gottfried erkannt hatte.

Gottfried folgte ihm in das Wohnzimmer, dessen Thür Martin hinter ihm zumachte.

„Leg ab,“ sagte er. „Ich habe Dich erwartet. Es ist mir lieb, daß Du jetzt kommst. Ich fing an, etwas ungeduldig zu werden.“

Gottfried hatte den Pelz abgelegt. Die beiden standen sich einen Augenblick schweigsam gegenüber. Gottfried schlug die Hände zusammen, seufzte tief auf, sah seinen Bruder mit unendlich traurigem Blicke an und stieß fast tonlos die Worte hervor:

„Um Gottes willen, Martin!“

„Wir wollen uns sehen,“ sagte Martin ruhig. „Die Zeit der Vorwürfe ist vorüber . . . Vorüber wie alles andere! Ich hätte nicht einmal auf Dich zu warten brauchen, um Dir Aufklärungen zu geben, denn das habe ich schon gethan.“ Er warf einen Blick auf den Schreib-

tisch, auf dem die beiden Briefe an Gottfried und Kelly lagen. „Ich wollte Dir nur noch Lebenswohl sagen.“

„Also bedarfs wirklich keiner Aufklärung?“ rief Gottfried, von Martins unheimlicher Ruhe aufs tiefste ergriffen. „Hast Du nur zu bestätigen, was wir ermittelt haben? Wir kennen jetzt den Ermordeten. Es ist Templin. Wir kennen auch den Mörder. Es ist Attenhofer.“

„Nein!“ entgegnete Martin gelassen und bestimmt. „Attenhofer hat mit der Tötung Templins nichts zu schaffen.“

Gottfried zuckte zusammen. Seine Lippen öffneten sich ein wenig. Er starrte seinen Bruder fassungslos an.

„Wenn die Leiche, wie es in der Zeitung steht, verstümmelt und beraubt worden ist, so mag das sein Werk sein. Das weiß ich nicht. Aber Templin ist von eines anderen Hand gefallen.“

Gottfried schnellte von seinem Sitze auf und wiederholte:

„Von eines anderen Hand!“

Er schüttelte wieder den Kopf und ließ sich schwer auf den Sessel zurückfallen.

„Von eines anderen Hand!“ sagte er noch einmal. „Nun, dann brauche ich Dich nicht zu fragen, von wessen Hand? Die Frage ist überflüssig, und sie ist mir nicht mehr aufgedrungen, denn ich bin der unerbittlichen Pflicht meines Amtes enthoben. Der Träger des Unglücksnamens, den die Geschworenen brandmarken werden, muß auf die Ehre verzichten, fernerhin Diener der Gerechtigkeit zu sein.“

„Die Geschworenen,“ erwiderte Martin gelassen,

„werden über einen Träger unseres Namens nicht mehr zu richten haben.“

Gottfried hob den Kopf und sah seinem Bruder gerade ins Auge. Martin ertrug den Blick ohne Anstrengung und fuhr nach kurzer Pause fort:

„Du wirst Deinem unglücklichen Bruder das Mitleid nicht versagen und wirst ihn beweinen dürfen, ohne vor Scham zu erröten.“

Gottfried schlug die Augen nieder, stützte den Kopf auf die Linke und blickte apathisch vor sich hin auf den bunten Teppich.

„Du hast recht,“ sagte Martin weiter, „ich habe mein Leben verpfuscht, und daran ist nun nichts mehr zu ändern, nichts mehr zu bessern. Soll ich darauf warten, bis vor den Geschworenen die Begegnung meiner Braut mit dem Besitzer der Villa am Wannsee eidlich bekräftigt wird? Soll ich der Verleumdung das Futter vorwerfen? Soll ich mich neben einen Attenhofer auf die Anklagebank setzen? Oder rätst Du mir etwa zu feiger Flucht? Du siehst, alles ist unmöglich . . . alles . . . alles! Möglich ist nur das eine, das ich zu thun fest entschlossen bin. Wenn ich es Dir auch nicht sagte, Du würdest es ja doch wissen. Ich sage Dir's, und ich bitte Dich herzlich, spare alle Worte! Denn jedes Wort ist überflüssig. Keine Gewalt wird mich von dem zurückhalten, was ich thun will und thun muß. Und versprache ich Dir mit den heiligsten Eiden das Gegenteil, ich thäte es doch . . . Mich drückte eigentlich nur noch eines, und davon hast Du mich jetzt

befreit: Du hast die Kette, die Dich hier fesselte, abgestreift. Du kannst Dich der unmittelbaren Erörterung all der Widerwärtigkeiten, die ich Dir sehr gegen meinen Willen bereite, wenigstens ungefähr entziehen. Die Welt ist weit, und für einen tüchtigen Mann findet sich immer irgendwo schon ein Fleckchen Erde, auf dem sich's gut sein läßt, wenn die Zeit die Herbeheit des Augenblickes gemildert hat, wo man nicht fragt nach dem, was war, und einen rechtschaffenen Mann nicht die Sünden eines unglücklichen Verwandten büßen läßt. Zerstöre mir nicht die Hoffnung, lieber Gottfried, daß es Dir dereinst doch wieder gut ergehen wird. Laß mir diese Hoffnung.“ Er streckte dem Bruder die Hand entgegen und sagte: „So, nun habe ich Dir alles gesagt. Lebe wohl!“

Gottfried nahm die Hand des Bruders und hielt sie fest.

„Du hast mir nicht alles gesagt,“ erwiderte er. Er drückte die Hand fester. „Martin! Meinst Du denn, daß mit Deiner Selbstbestrafung alles zu Ende ist? Wälzt sie die Schande von uns? Verhindert sie, daß Du als Genosse eines gemeinen Verbrechers genannt wirst? Glaubst Du, daß die Verleumdung verstummt, wenn Du Deinen Mund gewaltsam schließt? Fühlst Du nicht vielmehr die Verpflichtung, zu leben und zu sprechen? Wenn nicht für Dich . . . dann für mich . . . für den Namen, den uns unser Vater rein hinterlassen hat?“

Martin zog seine Hand zurück und erhob sich.

„Ich habe mich nicht schweigsam davonschleichen wollen. Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt.“ Er war an

den Schreibtisch herantreten und hatte aus dem Umschlag die sorgfältig geschriebenen Aufzeichnungen genommen, die er seinem Bruder mit den Worten reichte: „Nies das! Nies es mir laut vor. Vielleicht habe ich noch das eine oder andere zu ergänzen.“

Gottfried war sitzen geblieben und nahm das Blatt, das in seiner Hand zitterte. Er las langsam und mit leiser Stimme:

„Am 15. September wurde ich, als ich auf der Jagd war, von Joseph Attenhofer telegraphisch benachrichtigt, daß eine Dame, die mir nahestand, in Wannsee mit Herrn Templin eine geheime Zusammenkunft hatte. Über den unverfänglichen Charakter dieser Zusammenkunft bin ich leider erst zu spät unterrichtet worden. Ich begab mich sofort nach Wannsee. Dort traf ich mit Herrn Templin, der mit dem Abendzuge nach Paris fahren wollte, auf dem Waldwege zwischen See und Bahnhof zusammen. Ich stellte ihn zur Rede. Es kam zu einer sehr erregten Scene. Eine Äußerung des Herrn Templin, die mich tief beleidigen mußte, versetzte mich in fassungslosen Zorn, der sich um so mehr steigerte, als sich Herr Templin darauf im Lauffschritt entfernte, um den Zug noch rechtzeitig zu erreichen. Ich eilte ihm nach. Er hatte einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen. Ich rief ihn gebieterisch an, stehen zu bleiben. Er beschleunigte seine Flucht. Da ließ ich mich in einem Augenblick rasender Wut dazu hinreißen, auf ihn anzulegen. Der Schuß krachte . . .“

Gottfried hielt inne. In tiefer Bewegung reichte er seinem Bruder das Schriftstück und sagte zu ihm:

„Mir flimmert's vor den Augen. Lies weiter.“

Martin nahm den sauber geschriebenen Bogen und ließ mit fester Stimme ruhig und klar, ohne besondere Betonung:

„«Der Schuß krachte. Templin brach zusammen. Erst als das Unglück geschehen war, kehrte mir die Besinnung wieder. Ich rief um Hilfe. Das Toben des Sturmes, der mit aller Gewalt losgebrochen war, über-tönte meinen verzweifelten Ruf. Ich wollte vom nahen Bahnhof Leute heranholen. Da schlug der Blitz dicht neben mir ein und warf mich nieder. Was nun mit mir geschehen ist, ist mir nur dunkel in der Erinnerung. Der Wirt vom Bahnhof löste für mich das Billet nach Berlin und brachte mich bis an den Wagen. In Berlin fuhr ich sofort nach dem Augusta-Hospital, erkrankte an schwerem Typhus und bin erst heute früh als geheilt entlassen worden. — Das ist die Wahrheit. Ich schwöre es vor dem ewigen Richter, dem ich mich selbst stellen werde.»“

Martin Hellberg.»“

Schweigsam, mit vorgebeugtem Oberkörper, hatte Gottfried dageessen, ohne den Blick vom Boden zu erheben. Er rührte und regte sich auch nicht, als Martin nach Beendigung seiner Vorlesung in merkwürdig monotonem Vortrage das Blatt bedächtig zusammenfaltete und ihn

ruhig und traurig anblickte, als erwarte er irgend eine Äußerung des älteren Bruders.

Gottfried aber war keines Wortes mächtig.

Lange Minuten, die sie eine kleine Ewigkeit dünkten, saßen die beiden so stumm einander gegenüber. Dann erhob sich Martin vorsichtig und leise, als wolle er einen Schlummernden nicht aus dem Schlafe wecken, ging an seinen Schreibtisch und schob das Blatt, das er in der Hand hielt, in den Briefumschlag, den er nun verschloß und neben den Brief an Kelly legte. Er rückte die beiden Schreiben sorgsam zurecht, daß sie symmetrisch gerade in der Mitte des Tisches lagen, und starrete so lange auf die Aufschriften, bis es ihm vor den Augen flimmerte, die Buchstaben und Linien sich verrückten und ineinander übergingen. Er schloß die Lider und drückte sie fest mit Daumen und Zeigefinger der Linken, stützte den Ellbogen auf die Lehne des Schreibtuhls und dämmerte vor sich hin.

Plötzlich fuhr er auf. Er hörte die tiefe wohlklingende Stimme seines Bruders, der, ohne seine Stellung zu verändern und ohne den Blick aufzuschlagen, halblaut und tief bewegt ihn fragte:

„Und hast Du nicht an Fräulein Sand gedacht?“

Martin erhob sich und näherte sich wieder seinem Bruder.

„Ich habe an Kelly gedacht,“ sagte er ruhig. „Nur an Dich und an sie. Du wirst mich recht verstehen . . .“

Du besser als jeder andere! Als Du mir damals bei unserer letzten Unterredung in Wannsee warnend zuriefst: «Dir werden die Augen noch aufgehen über die Unmöglichkeit der Verbindung mit einem Wesen aus einer anderen Welt der Anschauungen und Gefühle! Du wirst eines Tages vor dem Unbegreiflichen stehen!» da begriff ich Dich nicht recht. In den endlosen Wochen meiner Gebrechlichkeit und Vereinsamung habe ich Dich und Deine Worte begreifen lernen. Was Nelly gethan hat, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, ohne irgendwelche Schlechtigkeit — wenn sie mit mir gefühlt, wenn sie mich einigermaßen verstanden hätte, wäre es einfach unmöglich gewesen! Und daß sie nicht einmal schlecht gewesen ist, das zeigt mir am deutlichsten, was uns ewig trennen, was immer wieder unerwartet zum Vorschein kommen würde, was uns beide verwirren und elend machen müßte. Was soll ich Dir Weiteres sagen? Du verstehst mich ja! . . . Was habe ich mir in diesen letzten Wochen des Alleinseins meinen armen Kopf zermartert! Wie habe ich mich abgequält, um eine Lösung des Rätsels zu finden! Alle möglichen Kombinationen habe ich in meinem Hirn hin und her gewälzt, die thörichtsten und unwahrscheinlichsten . . . An alles habe ich gedacht, nur nicht an die kindisch einfache Wahrheit, daß Nelly meinem ernststen Verbote getroht hat, um ein ehrliches Geschäft abzuschließen, weil sie sich schämte, mir zu gestehen, daß sie ein paar hundert Mark mehr schuldig war, als sie mir bekannt hatte. Darauf war ich nicht verfallen! . . . Und um

dieser Thorheit willen ist alles das geschehen . . . was geschehen ist!“

Er hatte sich gesetzt, stützte die Stirn und atmete tief auf.

„Von ganzem Herzen bereue ich es, und ehrlich!“ sagte er mit zitternder Stimme. „Was ich in besinnungsloser Wut gethan habe, ist leider nicht wieder gutzumachen; aber ich kann wenigstens dafür sorgen, daß unter den Folgen meiner Schuld andere weniger zu leiden haben, wenn ich ihnen auch die Trauer nicht ersparen kann.“

Gottfried saß noch immer unbeweglich da, den Blick auf den Boden geheftet. Während der letzten Worte waren ihm die Thränen in die Augen getreten, die sich schmerzhaft glühend von den Wimpern lösten und langsam über seine Wangen rollten. Er schob die Brille auf die Stirn, zog sein Taschentuch und drückte es fest vor's Gesicht. Martin bemerkte es, stand auf und trat dicht an seinen Bruder heran.

„Und nun, mein lieber Gottfried,“ sagte er, während er seinen Arm um den Hals des Bruders legte, „nun bitte ich Dich herzlich: kein Wort weiter! Aus Deinem Herzen könnte es ja doch nicht kommen. Und wenn Du Dich auch noch so sehr dagegen sträubst, Du giebst mir recht. An dieser Überzeugung wird mich nichts beirren. Ich bin sterbenskrank. Die aller schlimmste Krankheit aber wäre für mich das Leben. Es giebt nur eine Heilung für mich, und die verschaffe ich mir. Das wird Dich trösten, weil Du mich liebst.“

Er bengte sich zu Gottfried herab, der das Gesicht noch immer bedeckt hatte und unter dem Tuche schwer atmete. Als Gottfried die Wange des unglücklichen Bruders warm an der seinigen fühlte, sprang er auf, und ohne sich der Thränen, die nun in sengend heißem Strom aus seinen Augen flossen, zu schämen, schloß er ihn leidenschaftlich in die Arme und küßte ihn. Dann reichte er ihm stumm die Hand, drückte sie fest und sagte mit bebender Stimme:

„Mein armer lieber Junge! . . .“

„Lebe wohl!“ rief ihm Martin nach, der ihn zur Thür hinaus begleitet hatte, als er über das Geländer gelehnt Gottfried nachblickte, wie er schwerfällig die Treppe hinabstieg.

Langsam kehrte er in sein Zimmer zurück, dessen Thür er nun verriegelte.

Er blieb einige Augenblicke wie in Nachsinnen vor dem Stuhle stehen, auf dem Gottfried eben gefessen hatte. Dann trat er hastig an das Fenster und riß die Flügel auf. Er blickte auf die Straße hinab. Sie war jetzt zufällig menschenleer. Nur noch auf einen flüchtigen Moment sah er die Hinterräder einer Droschke, die gerade um die Ecke gebogen war.

Er schloß das Fenster und ließ die Rouleaux herab. Noch einigemal durchschritt er in vollkommenster Ruhe das Zimmer und spähte sorgsam nach allen Seiten aus. Dann entledigte er sich seines Rockes und seiner Weste,

leerte nach alter Gewohnheit die Taschen, legte Briestafche und Uhr auf den Schreibtisch und die Kleidungsstücke ordentlich gefaltet auf einen Stuhl. Er löste die Kravatte und öffnete das Vorhemd. Endlich schritt er mit dem ruhigen Ausdrucke lächelnder Zufriedenheit auf den Holzschrank zu und entnahm einem Kasten die lederne Hülle, deren Inhalt er vorher schon geprüft hatte.

MERCANTILE LIBRARY.
NEW YORK.

7

1/25
8/2

26

[The page contains extremely faint and illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the document. The text is scattered across the page and cannot be transcribed accurately.]

